



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

# **Märkische Herrenhäuser aus alter Zeit**

**Helmigk, Hans-Joachim**

**Berlin, [1929]**

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-94219](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-94219)



MÄRKISCHE  
HERRENHÄUSER  
AUS ALTER ZEIT









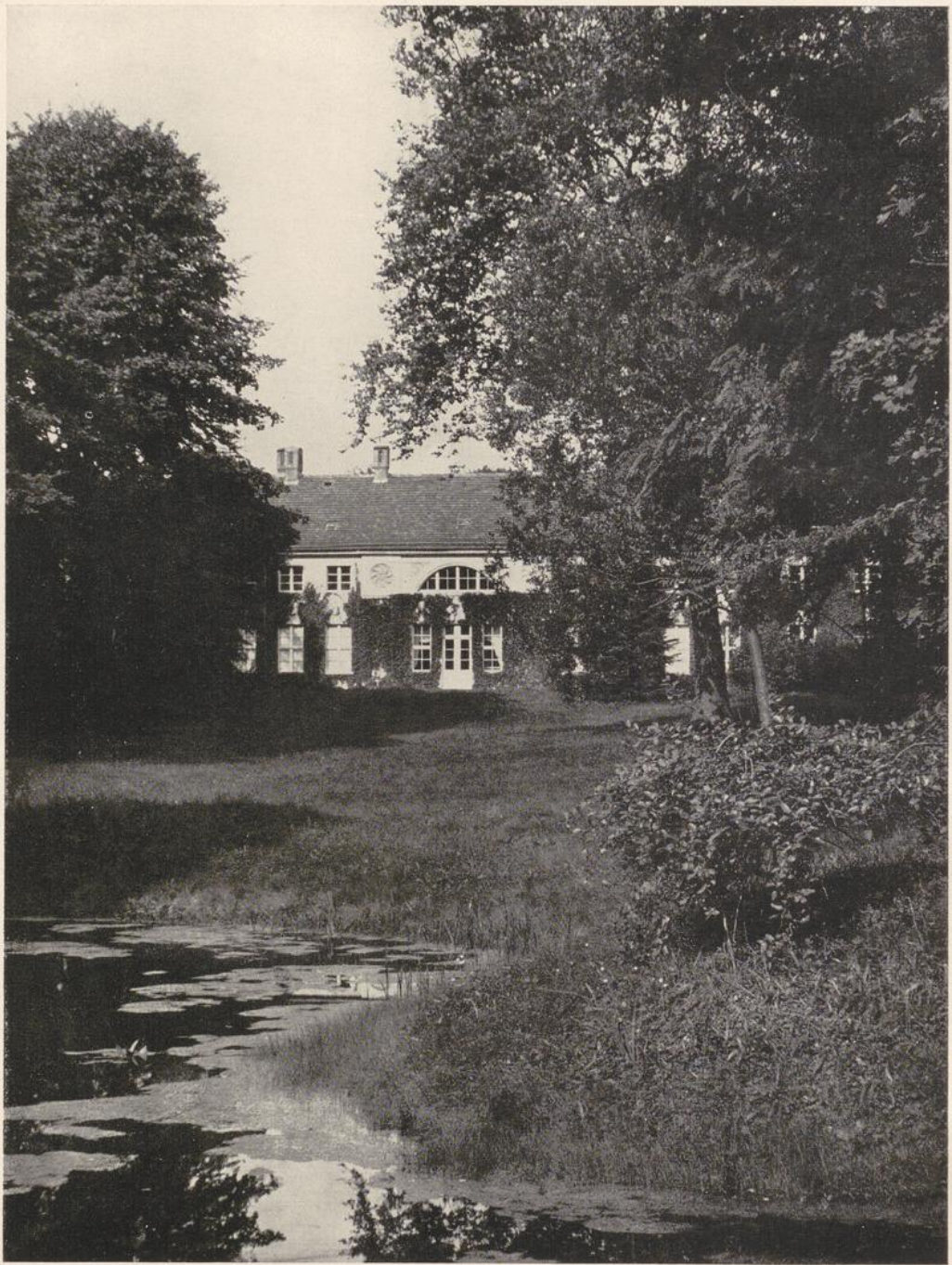












Schloß Paretz. Parkseite





# MÄRKISCHE HERRENHÄUSER

## AUS ALTER ZEIT

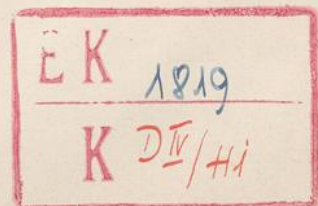
VON

HANS JOACHIM HELMIGK

HERAUSGEGEBEN IM AUFTRAG  
DER HISTORISCHEN KOMMISSION  
FÜR DIE PROVINZ BRANDENBURG  
UND DIE REICHSHAUPTSTADT  
BERLIN



VERLAG ERNST WASMUTH A.G. BERLIN





03  
MQ  
13147



# INHALTSVERZEICHNIS

VORWORT . . . . .	Seite 7
EINLEITUNG . . . . .	9
DIE GRUNDRISSENTWICKLUNG . . . . .	13–99
Bis zum Dreißigjährigen Kriege . . . . .	13
Vom Dreißigjährigen Kriege bis zum Ausgang der zusammen- hängenden Bautradition 1640–1840 . . . . .	27
GESTALTUNG DES ÄUSSEREN . . . . .	100–113
Einleitung . . . . .	100
Die Fassadengestaltung bis zum Dreißigjährigen Kriege . . . .	110
Vom Dreißigjährigen Kriege bis zum Ausgang der zusammen- hängenden Bautradition 1640–1840 . . . . .	113
INNENAUSSTATTUNG . . . . .	147
DIE LAGE DER HERRENHÄUSER . . . . .	156
DIE GÄRTEN . . . . .	160
DIE BAUMEISTER . . . . .	171
LITERATURANGABEN AM SCHLUSS DES BANDES	



Alphabetisches Verzeichnis der Herrenhäuser,  
die in der vorliegenden Arbeit behandelt wurden

Name	Kreis	Name	Kreis
Bagow	West-Havelland	* Meseberg	Ruppin
* Balkow	West-Sternberg	* Neuendorf	West-Sternberg
* Casel	Luckau	* Neuhaus	Lübben
* Charlottenhof	Landsberg	* Neuhausen	West-Prignitz
* Deulowitz	Guben	* Neu-Hardenberg	Lebus
* Diedersdorf	Lebus	* Pessin	West-Havelland
* Demerthin	Ost-Prignitz	* Pinnow	West-Sternberg
* Döbbernitz	West-Sternberg	* Plessow	Zauche
* Dobberphul	Königsberg	* Prötzel	Ober-Barnim
* Frauendorf	West-Sternberg	* Radenickel	Crossen
Fretzdorf	Ost-Prignitz	* Reckahn	Zauche
* Friedersdorf	Lebus	* Reitzenstein	Ost-Sternberg
* Gleißen	Ost-Sternberg	* Reitwein	Lebus
* Görbitzsch	West-Sternberg	* Reppen (Herrenhof)	West-Sternberg
* Göritz	Prenzlau	* Rietschütz	Züllichau
* Grabow	Ost-Sternberg	* Groß-Rietz	Beeskow-Storkow
* Griesel	Crossen	* Rühstädt	West-Prignitz
* Grünberg	Prenzlau	* Saarow	Beeskow-Storkow
* Groß-Kreutz	Zauche	* Sandow	West-Sternberg
Gütergotz	Teltow	* Scheegeln	Crossen
* Herzogswalde	Ost-Sternberg	* Schönfeld	Prenzlau
Hohenfinow	Ober-Barnim	* Schönwalde	Ost-Havelland
* Hohenjehsar	Lebus	Schwante	Ost-Havelland
Hohennauen	West-Havelland	* Sieversdorf	Lebus
* Hoppenrade	Ruppin	Steglitz	Teltow
* Horst	Ost-Prignitz	* Steinbeck	Ober-Barnim
* Karwe	West-Prignitz	* Steinhöfel	Lebus
* Kemnath	Ost-Sternberg	* Steinkirchen	Lübben
* Kemnitz	Zauche	* Stolpe	Angermünde
* Ketzür	West-Havelland	* Trebichow	Crossen
* Klauswalde	West-Sternberg	Trampe	Ober-Barnim
* Kossenblatt	Beeskow-Storkow	* Tegel	Nieder-Barnim
Kremlin	Soldin	Wagenitz	West-Havelland
* Lichterfelde	Ober-Barnim	* Wilkau	Züllichau
Löwenberg	Ruppin	* Woddow	Prenzlau
Lünow	West-Havelland	* Wolfshagen	Prenzlau
* Klein-Machnow	Teltow	Wustrau	Ruppin
* Alt-Madlitz	Lebus	* Zernikow	Prenzlau
* Markendorf	Lebus	* Ziebingen	West-Sternberg
* Matschdorf	West-Sternberg	* Zützen	Luckau
* Menkin	Prenzlau		

Die mit einem \* versehenen Herrenhäuser wurden vom Verfasser persönlich aufgesucht



## VORWORT

Die vorliegende Arbeit hat es sich zur Aufgabe gestellt, eine Übersicht über die bauliche Entwicklung des märkischen Herrenhauses zu geben. Sie begnügt sich mit dem Versuch, hier eine Art Querschnitt zu bringen und an Hand einer Anzahl von Beispielen die entscheidenden Baugedanken und die Typen, zu denen sie führen, nach Möglichkeit klarzulegen. Eine geschlossene und lückenlose Darstellung war also nicht beabsichtigt, eine solche wäre auch, bei der Menge der heute noch bestehenden alten Häuser, lediglich Aufgabe der Inventarisierung.

Auch in geographischer Hinsicht beschränkt sich die Arbeit und zwar auf die Herrenhäuser der Mittel- und Uckermark, der Neumark und der Prignitz. Von den ehemals sächsischen Gebieten der Provinz wurden nur einzelne Bauten aus den alten Grenzkreisen Luckau, Lübben und Guben behandelt; denn diese südlichen Teile, vor allem die Niederlausitz, sind in architektonischer Beziehung ganz von Sachsen abhängig.

Da die Kunstdenkmäler bis jetzt nur in wenigen Kreisen inventarisiert sind, die Herrenhäuser in diesen Sammlungen auch nur eine geringe Rolle spielen und da ferner über dieses Gebiet kaum Literatur vorliegt, vor allem fast nirgends Pläne und Abbildungen veröffentlicht sind, sah ich mich veranlaßt, eine Reihe von Reisen zu unternehmen, um die wichtigsten Bauten persönlich kennenzulernen.

Es ist mir ein besonderes Bedürfnis, an dieser Stelle noch einmal allen denen meinen verbindlichsten Dank auszusprechen, die mich in ihren Häusern so außerordentlich gastlich aufgenommen und in so weitgehendem Maße unterstützt haben! Vor allem habe ich auch zu danken Frau v. Möllendorff-Horst, die mir die Herrenhäuser der Prignitz zugänglich gemacht hat; dem Herrn Landesdirektor v. Winterfeld-Menkin, durch dessen gütige Vermittlung ich die Häuser des Kreises Prenzlau kennenlernen durfte, dem Herrn Ritterschaftsrat v. Stünzner-Karbe auf Sieversdorf, der mir persönlich die wichtigsten Bauten des Kreises Lebus gezeigt hat.

Zu danken habe ich ferner seiner Exzellenz dem Herrn Oberpräsidenten a. D. D. Dr. Michaelis für viele Empfehlungen, die ich von ihm erhalten habe; dem Herrn Provinzialkonservator Regierungsrat Professor



Blunck, der mir in großzügiger Weise das Material des Denkmalarchivs der Provinz zur Verfügung gestellt und dem Herrn Landesoberingenieur Schattschneider, der mich bei der Sichtung und Ordnung dieses Materials weitgehend unterstützt hat.

Ferner bin ich zu großem Dank verpflichtet für viele wichtige Ratschläge und Hinweise meinen verehrten Lehrern, den Herren Professoren von der Sächsischen Technischen Hochschule zu Dresden, Dr.-Ing. E. h. Högg und Dr.-Ing. Reuther. Desgleichen habe ich zu danken Herrn Regierungsbaumeister a. D. Dobberke, Herrn Professor Dr. Schmitz, Herrn Bibliotheksdirektor Dr. Hoppe und dem Herrn Kreishistoriker R. Schmidt in Eberswalde; endlich für die gütig erteilte Erlaubnis, bisher noch nicht veröffentlichte Originalpläne, Abbildungen usw. in meiner Arbeit bringen zu dürfen, den Herren von der Staatlichen Bildstelle in Berlin und vom Märkischen Museum.

Die historische Kommission für die Provinz Brandenburg und die Reichshauptstadt Berlin hat durch die Bewilligung von Mitteln die Drucklegung des Buches ermöglicht.

Für diese großzügige Unterstützung muß ich in besonderer Weise meinen tiefgefühlten Dank aussprechen!

Potsdam, im März 1929.

Hans Joachim Helmigk



## EINLEITUNG

Neben den Burgen, die allmählich aus der Hand des Markgrafen in den Besitz des Adels übergegangen waren, hat es schon seit der Kolonisationszeit in der Mark kleine unbefestigte Herrenhäuser gegeben, oft sogar mehrere in einem Dorfe<sup>1</sup>. Über ihre Gestaltung ist uns nichts mehr bekannt. Wir werden sie uns jedoch kaum einfach genug vorstellen können; sie haben wohl ganz dem kleinen Grundbesitz und der einfachen Lebensweise ihrer Bewohner entsprochen. Die Größe des ritterlichen Landbesitzes war in den einzelnen Teilen der Mark verschieden; im Durchschnitt betrug sie 4–6 Hufen. Also etwa 120–180 Morgen hatte der Ritter unter dem Pfluge, die er mit seinem Gesinde und wenigen abhängigen Bauern bewirtschaftete. Er selbst wohnte wohl nur zeitweise auf seinem Gute; meist war er durch seinen Dienst an die Höfe des Markgrafen, des hohen Adels oder der Geistlichkeit gebunden, deren Lehensträger er war. Allmählich aber gelang es ihm, die grundherrlichen oder sonstigen Rechte über die Bauern seines Dorfes, die vielfach in fremden Händen waren, in seinen eigenen Besitz zu bringen, gewöhnlich wohl als Gegenleistung für Dienste, die er dem Lehnsherrn erwiesen hatte. Die Mehrzahl der Bauern war frei, stand unter eigener Dorfgerichtsbarkeit und hatte an den Grundherrschaft nur einen mässigen Zins zu zahlen. Seit der Zeit der sogenannten Bedeverträge (1280–82), in denen dem Ritter für sechs, dem Knappen für vier Hufen Steuerfreiheit gewährt wurde, fand jedoch eine Umwandlung der öffentlich-rechtlichen Vorspann- und Wagentdienste, die die Bauern für Kriegszwecke zu leisten hatten, in Hofdienste für den Grundherrschaft statt<sup>2</sup>. So konnte sich in der Folgezeit der ritterliche Grundbesitz langsam ausdehnen, weil durch diese

<sup>1</sup> »Von alter Zeit her findet man innerhalb der brandenburgischen Ritterschaft einen Unterschied gemacht zwischen beschlossenen und unbeschlossenen Geschlechtern. Die ersteren hatten Wohnsitze, welche mit Mauern, Wällen und Gräben umwehrt oder, wie es in der Sprachweise älterer Zeit öfters ausgedrückt wird, »bezingelt und bezugbrückt« waren und hießen daher auch Burgesessene. Die letzteren hatten nur unbefestigte Ritter-sitze auf dem platten Lande inne und wurden daher auch bisweilen mit der Bezeichnung »Zaunjunker« von jenen unterschieden. Die hierauf begründete Trennung der brandenburgischen Ritterschaft in zwei Klassen ist vom 14. Jahrhundert herab bis über die Mitte des 17. Jahrhunderts hinaus nachzuweisen«. Riedel: Von dem Unterschiede zwischen den beschlossenen und unbeschlossenen Geschlechtern der brandenburgischen Ritterschaft. Märk. Forsch., Bd. I.

<sup>2</sup> Vgl. O. Hintze: Die Hohenzollern und ihr Werk (Berlin 1915) S. 53.



vermehrten bäuerlichen Dienste die Möglichkeit gegeben war, auch eine etwas größere Ackerfläche durch Urbarmachung des Landes unter den Pflug zu nehmen. Trotzdem lebten die Bauern bis zur Wende des 14. Jahrhunderts noch in leidlichen Verhältnissen.

Mit der Zerstörung der Burgen von Friesack und Plaue durch Friedrich I. von Hohenzollern und den Erzbischof von Magdeburg war jedoch eine neue Zeit angebrochen. Die Burgen waren als Verteidigungswerke und unangreifbare Zufluchtsorte nutzlos geworden. Der Adel, der die schwache Regierung der Wittelsbacher und Luxemburger Kurfürsten sich größtenteils zunutze gemacht hatte, mußte jetzt Raubrittertum und Wegelagerei aufgeben und sich nach friedlicheren Beschäftigungen umsehen. Überhaupt war das ganze Lehnkriegswesen durch das Aufkommen der Feuerwaffen veraltet. Der Ritter trat völlig hinter den geworbenen Söldner zurück.

So war er gezwungen sich auf die Landwirtschaft zurückzuziehen und mußte versuchen, sie lohnender zu gestalten. Zunächst vergrößerte er seinen Besitz durch Ankauf von Bauernland oder durch die Einziehung wüster Hufen, deren Bewohner durch Krieg oder Pest umgekommen, vielleicht auch in die Städte abgewandert waren. Durch die Notwendigkeit, Absatz für seine landwirtschaftlichen Produkte auch in entfernteren Gebieten zu finden, wurde er allmählich auch zum Getreide- und Viehhandel gedrängt. »Je weniger die Städte im Osten der Elbe vermocht haben, den Handel des sie umgebenden Landgebietes zu beherrschen und an ihren städtischen Markt zu binden, desto mehr begannen die Ritter sich dieses Handels zu bemächtigen und ihn zur Grundlage einer neuen, standesgemäßen Wirtschaftsführung zu machen<sup>1</sup>.« Die Bewirtschaftung der vergrößerten Güter, die allmählich zu landwirtschaftlichen Großbetrieben wurden, mußten nach wie vor die Bauern leisten. »Mit dem Beginn der Renaissance finden wir den Begriff der Gutsherrschaft völlig ausgebildet.« Um diese Zeit herum entsteht jedoch eine Reihe von Gefahren, die die wirtschaftliche Existenz des Adels bedroht.

Gegen Ende des Mittelalters hatte er es durchzusetzen verstanden, daß die höheren geistlichen Stellen fast ausschließlich seinen jüngeren Söhnen vorbehalten blieben. Dieses Vorrecht schien jetzt mit der Einführung der Reformation in Wegfall zu kommen. Auch verödeten die Bischofssitze

<sup>1</sup> Hintze: a. a. O., S. 109.



und fürstlichen Abteien schnell, und mit dem Verschwinden ihrer Hofhaltungen ging für manchen vom Landesadel die Möglichkeit verloren, im bischöflichen Gefolge ein reichliches und bequemes Auskommen zu finden. Ebenso blieben die eigentlichen Staatsämter dem Adel verschlossen; denn die Einführung des römischen Rechts machte die Anstellung vorgebildeter Juristen notwendig. Auch gelang es den Städten endlich auf dem Landtage von 1536, für Adel und Geistlichkeit das Verbot der »Kauffmannschafft«, d. h. des Korn- und Viehhandels, durchzusetzen.

So befand sich der Adel in einer schwierigen Lage, und es scheint verständlich, wenn gerade jetzt noch einmal einzelne unruhige Elemente, die den Anschluß an die neue Zeit nicht finden konnten, in Straßenraub und Wegelagerei zurückfallen. Der Kurfürst bändigte zwar diese Empörer gegen den ewigen Landfrieden, sah sich aber doch zu weitgehenden Zugeständnissen gezwungen. So mußte er dem Adel gestatten, Bauernhöfe, die der Ritter selbst bewohnen wollte, auszukaufen und widerspenstige sogenannte »mutwillige« Bauern zu relegieren. Von diesen Machtvollkommenheiten wurde reichlich Gebrauch gemacht, und der ritterliche Besitz dehnte sich rasch aus. Damit geht aber Hand in Hand eine zunehmende Verschlechterung der bäuerlichen Rechte. Die Frondienste der Bauern, die vielfach bisher noch »gemessen« gewesen waren, verschärfen sich immer mehr. »Die politische, wirtschaftliche und soziale Umgestaltung, welche sich in dem Zeitalter der Reformation in ganz Deutschland vollzog, ist wesentlich auf Kosten des Bauernstandes erfolgt. Er ist es, der — besonders in den Ostmarken — durch die neue Machtverteilung in erster Linie geschädigt wurde. Um den raub- und fehdelustigen Adel für eine ruhige und friedliche Tätigkeit zu gewinnen und Ordnung und Sicherheit im Lande wiederherzustellen, wurden ihm von den Landesfürsten die Freiheiten des Bauernstandes geopfert<sup>1</sup>«.

Auch mit der Einführung der neuen Lehre wußte sich der Adel schließlich abzufinden, zumal da ein großer Teil der geistlichen Güter in seinen Besitz geriet. Die Kirche war vielfach klug genug, vor der drohenden Säkularisationsgefahr rechtzeitig ihren unbeweglichen Besitz zu veräußern. Trotzdem genügte der große Landzuwachs nicht überall, um bei dem Mangel

<sup>1</sup> C. I. Fuchs: Der Untergang des Bauernstandes und das Aufkommen der Gutsherrschaften. Nach archivalischen Quellen aus Vorpommern und Rügen (Straßburg i. E. 1888).



an anderen Erwerbsmöglichkeiten all die jüngeren Söhne, Brüder und Vettern standesgemäß zu versorgen. Diese mußten dann ein notdürftiges Unterkommen auf Vorwerken oder ausgekauften Bauernhöfen suchen.<sup>1</sup> Im großen und ganzen jedoch geht der Ritterstand aus der schweren Krise gestärkt hervor. Sein neues Machtgefühl äußert sich bei dem allgemein aufkommenden Luxusbedürfnis in einer lebhaften Bautätigkeit, und so ist es kein Zufall, wenn sich gerade aus der Mitte und dem Ausgang des 16. Jahrhunderts eine ganze Anzahl stattlicher Herrenhäuser erhalten hat, während aus der älteren Zeit uns nur ein einfaches Fachwerkhaus, das v. Knoblauchsche Pessin<sup>2</sup> bekannt ist! —

<sup>1</sup> Wie eng der Adel vielfach auf seinen Dörfern zusammensaß, geht aus einem Landreiterprotokoll vom Jahre 1608 hervor, das Odebrecht (Märk. Forsch. II) S. 346—47, teilweise ausführt: »In Carzigk, im friedepergischen Kreise in der Neumark, wohnte Assmus v. Möllen, Besitzer des Gutes, auf des Vaters Sitze, Peter v. Möllen hatte seinen Sitz auf einem Schäferhofe, Andreas v. Möllen auf einem Bauerngehöfte erbaut, beide dort wohnend. Melchior v. Möllen bewohnte seinen Rittersitz, Balzar v. Möllen wohnte eben dort. Im benachbarten Lichtenow, worin mehrere Sitze, hatte Henning v. Sanitz neuerlicher Zeit auf einem Bauerngehöfte sich seinen Sitz erbaut, ebenso in Brettenstein Thomas v. Sanitz auf einem Viehhofe, Zabel v. Bornstädt in Dolgen auf einer Schäferei, Joachim v. Zinnitz wohnte zu Diettersdorf auf seinem Rittersitze, der vorher ein Kossätenhof gewesen war.«

<sup>2</sup> Einer teilweise erneuerten Inschrift zufolge soll es schon 1419 errichtet worden sein.



Alter Küchenbau in Wagenitz



## DIE GRUNDRISSENTWICKLUNG

bis zum Dreißigjährigen Kriege

Die uns aus der Renaissancezeit erhaltenen Herrenhäuser haben in ihren Grundrissen untereinander eine auffallende Verwandtschaft. Bis auf wenige Ausnahmen, von denen nachher noch zu reden sein wird, ist ihnen allen eins gemeinsam: die zentrale Anordnung der großen Mitteldiele, die durch die ganze Tiefe des Hauses hindurchgeht und an die sich die übrigen Räume seitlich anschließen. Diese Diele ist der große Haupt-Wohn- und Speiseraum des Hauses. Hier versammelte sich Herrschaft und Gesinde zum gemeinsamen Essen, hier rückte man an kalten Tagen eng um das Feuer der beiden Kamine, an denen zuweilen noch gekocht wurde. Bei aller bescheidenen Einfachheit ist dieser Hauptraum des Hauses doch nicht ohne Haltung und Würde. Mit einfachen Mitteln ist seine Bedeutung den übrigen Räumen gegenüber hervorgehoben: In Pessin durch die beiden eingestellten Holz-

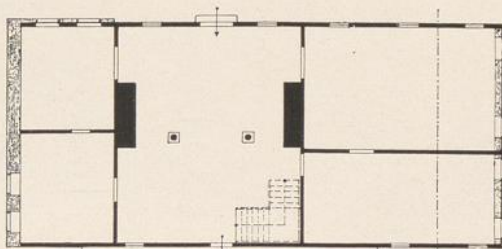


Abb. 1. Pessin. Erdgeschoß

säulen, die den Hauptunterzug tragen und durch die an den Seitenwänden symmetrisch angeordneten Kamine (Abb. 1); in Lünow durch die größere Höhe des Raumes (sein Fußboden liegt tiefer als der der anschließenden Zimmer) (Abb. 2) und in Wilkau durch die Gewölbe, die den zu seiner Länge verhältnismäßig schmalen Raum überspannen. Der Fußboden war gewöhnlich mit einfachen roten Tonplatten gepflastert<sup>1</sup>. Die Treppen, die jetzt fast überall im hinteren Teil der Diele in den oberen Stock führen, sind meistens erst in späterer Zeit dort hingekommen. In einer Anzahl von Fällen läßt sich feststellen, daß sie sich ursprünglich in einem dem Hause vorgebauten Ausbau oder Treppenturm befanden, der immer mit der Diele in direktem Zusammenhange stand; so in Bagow (Abb. 3), Lichterfelde und Demerthin (Abb. 4). Wir finden hier also einen noch vollkommen mittel-

<sup>1</sup> Die sehr klare Beschreibung einer solchen Diele findet sich im 3. Kapitel des bekannten historischen Romans von Alexis: »Die Hosen des Herrn von Bredow«. Die genauen Angaben der Einzelheiten lassen darauf schließen, daß der für seine sehr sorgfältigen historischen Studien bekannte Verfasser noch solch einen Raum persönlich gesehen haben muß oder daß ihm bis ins Detail gehende Überlieferungen vorgelegen haben.



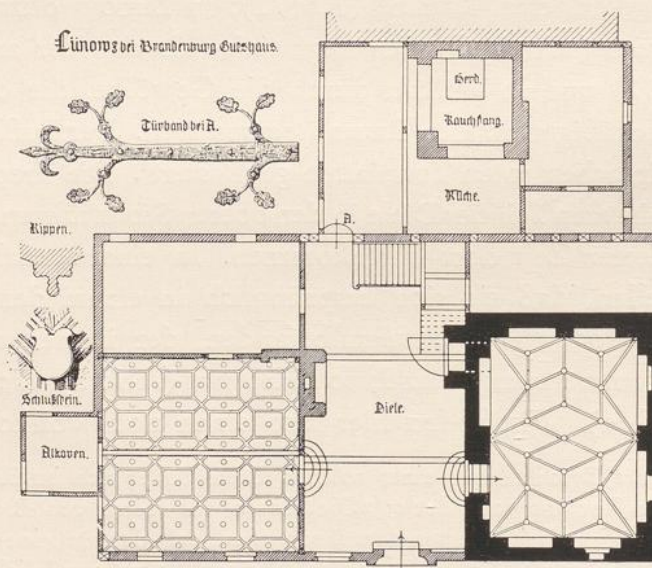
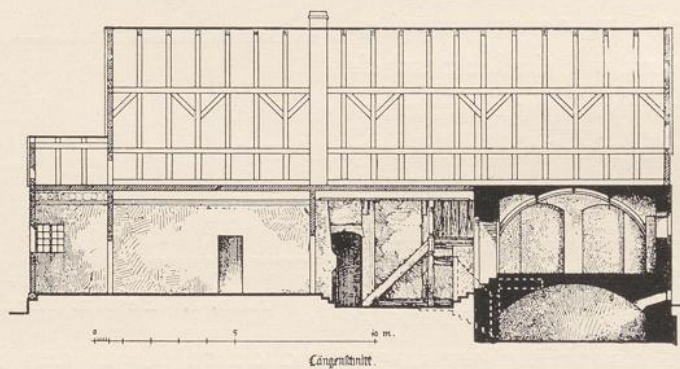
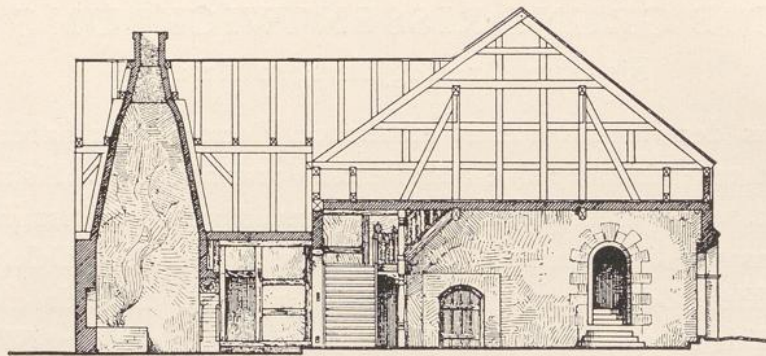


Abb. 2. Lünow



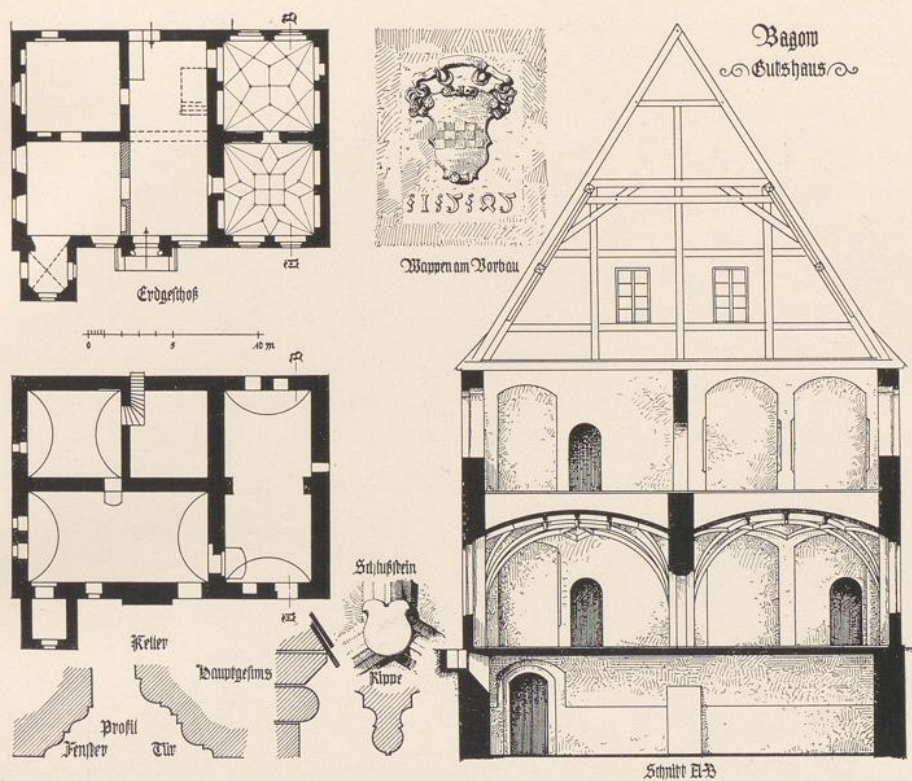


Abb. 3. Bagow

alterlichen Baugedanken. In Lichterfelde sind kurze gerade Treppenläufe um einen dicken, rechteckigen Mittelpfeiler herumgeführt<sup>1</sup>, während in Demerthin die Treppe vollkommen gewandelt ist. Es ist hier zu beachten, wie durch die geschickt gewählte Sechseckform des Turmes der Lichteinfall in die dahintergelegenen Zimmer ermöglicht wird, und der Turm dabei

<sup>1</sup> Fontane schildert im »Oderland« S. 484 seinen Besuch in Lichterfelde in höchst anschaulicher Weise. Er wird vom Majordomus mit den Worten empfangen: »Sie werden hier eine der sonderbarsten Bauschöpfungen alter und neuer Zeit kennenlernen. Das Schloß hat weder Treppe noch Küche und besteht ausschließlich aus 12 Zimmern und 12 Klosetts.« Fontane fährt dann fort: »Was die Treppe angeht, so befindet sich dieselbe bis auf diesen Tag in einem eigenen, von außen angebauten Treppenhause, von dem die Sage geht, daß es deshalb früher nicht vorhanden war, weil der alte Arend Sparr, nach Art ähnlicher Sagenväter, den Zutritt zu seiner schönen Tochter durchaus unmöglich machen wollte. Erst nach dem Eintritt der bekannten Erscheinungen, die unseren alten Sparrenvater, wie so manchen Vater vor und nach ihm, von der Unmöglichkeit solcher Isolierung überzeugt hatte, entschloß er sich reumütig, dem Hause das zu geben, was ihm bisher gefehlt hatte, — eine Treppe!« Diese kleine Anekdote zeigt deutlich, wie die Phantasie des Volkes sich äußerlich auffallende Bauformen, deren Sinn es nicht mehr versteht, auf seine Weise zu erklären versucht! (Vgl. auch Anm. S. 95).



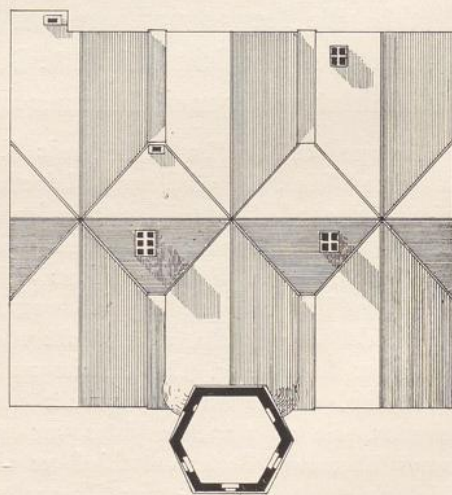
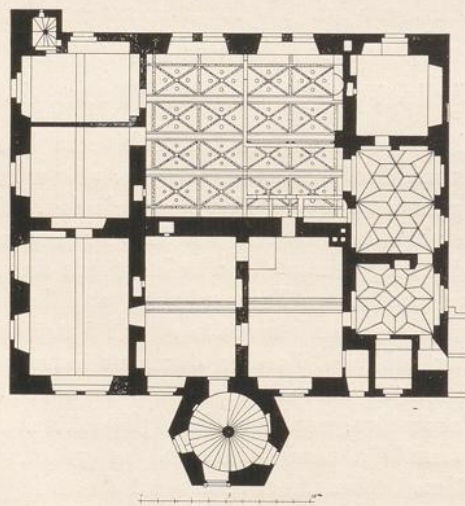


Abb. 4. Demerthin. 1. Vorderfront. 2. Erdgeschoß. 3. Dachausmittlung



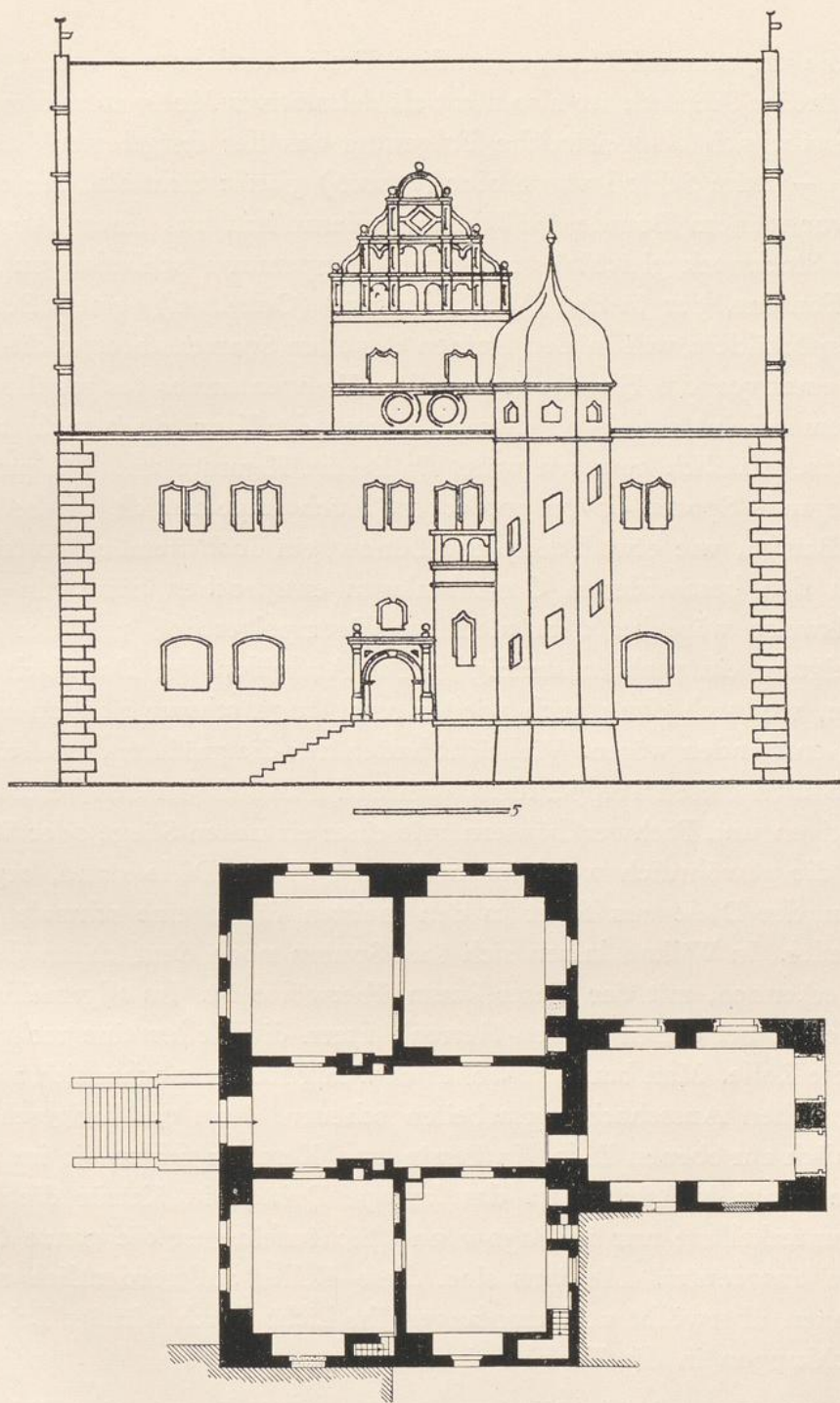


Abb. 5. Stolpe. Grundriß und Rekonstruktionsversuch von Eichholz

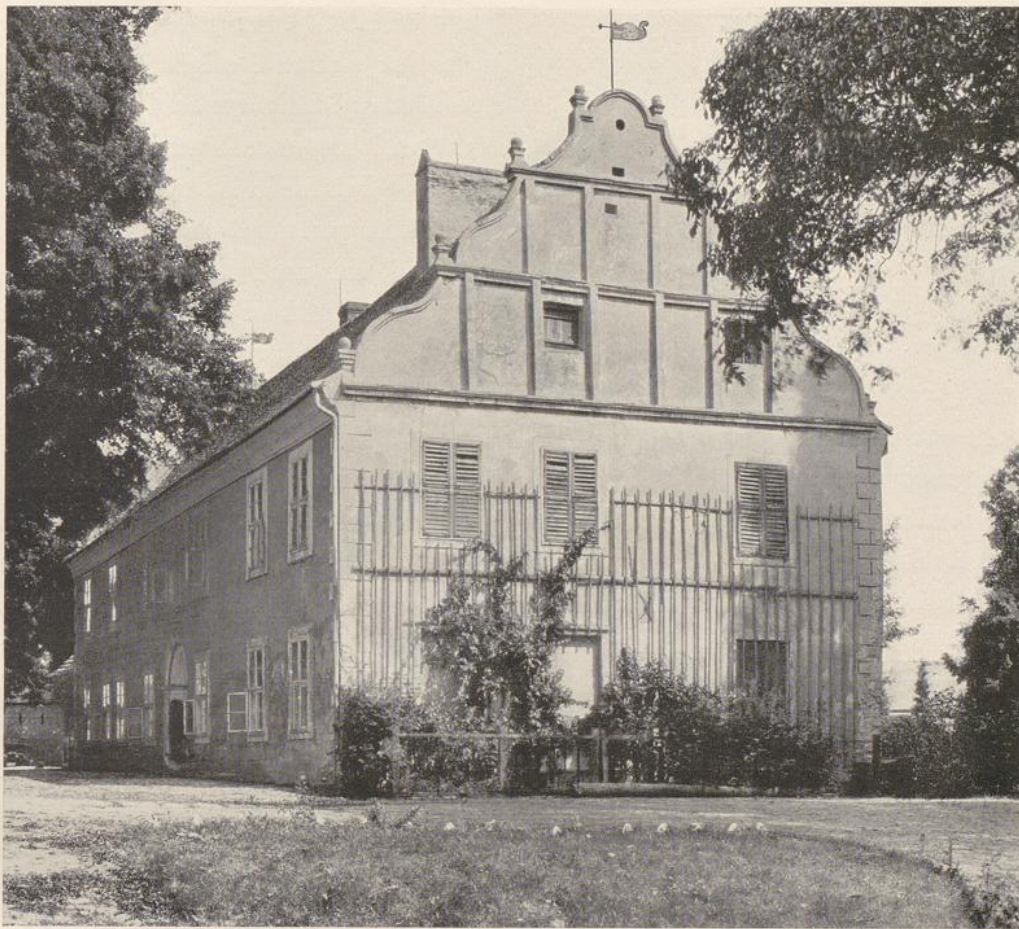


doch die zu seiner Höhe notwendige Breitenausdehnung erhält! Dieses merkwürdige Sechseck ist also nicht als dekoratives Motiv aufzufassen, sondern ergibt sich als geistreiche Folgerung aus der festgelegten Raumverteilung. — Beim Schloß von Stolpe (Abb. 5) glaubt Eichholz, der den Bau noch vor seinem Brande 1917 kennengelernt hat, aus einem Austritt im oberen Stockwerk gleichfalls auf einen Treppenturm schließen zu sollen<sup>1</sup>. Auch Fontane, der in den „Wanderungen“ (Oderland) seinen Besuch in Prenden schildert, will in den Ruinen des alten Sparrenschlosses die Fundamente eines vor die Hausfront gestellten Treppenturmes festgestellt haben. Trotzdem scheint es, als ob dieser Vorbau oder Turm doch nicht an allen Gutshäusern üblich gewesen wäre. In Pessin, Kemnitz und Wilkau ließen sich nirgends Spuren davon entdecken. Auch fragt es sich, ob bei so einfachen Bauten, wie etwa Pessin und Lünow, ein doch ziemlich kostspieliger Ausbau den bescheidenen Gesamtanlagen entsprochen hätte. In Lünow beispielsweise wäre bei dem niedrigen Drempegelgeschoß und der flachen Dachneigung ein verhältnismäßig großes Aufreißen der Dachfläche nötig gewesen, wodurch dann auch wieder recht lange, schwer dicht zu haltende Kehlen entstanden wären. Vielleicht hatten nur die größeren, zweistöckigen Massivbauten diesen Treppenturm, während man sich bei den bescheidenen einstöckigen und Fachwerkhäusern mit einer einfachen Stiege oder Wendeltreppe, die gewöhnlich wohl im hinteren Teil der Diele stand, begnügte.

Von der Diele aus führt in den meisten Fällen eine schmale Treppe zum Keller. In Wilkau lassen sich ihre Spuren noch deutlich an der alten Tonne erkennen, mit der dieser Raum überwölbt ist. Im allgemeinen freilich spielten bei diesen älteren Herrenhäusern die Keller eine recht untergeordnete Rolle. Man brauchte wohl nur wenig Raum, mochte sich auch vor umfangreichen Ausschachtungsarbeiten scheuen, denn das Erdgeschoß lag gewöhnlich zur ebenen Erde. In Pessin und Kemnitz fehlen sie im Hauptgebäude ganz; in Lünow ist das knappe Drittel, in Ketzür die hintere Hälfte unterkellert; nur in Bagow und Lichterfelde ist die ganze Grundrißfläche ausgenutzt. Meistens sind diese Keller außerordentlich niedrig, mit Tonnen überwölbt und empfangen ihr Licht durch winzige Luken, die mit Stichkappen in die Tonnen einschneiden.

<sup>1</sup> Freundliche, persönliche Mitteilung des Herrn Eichholz, vgl. seinen Rekonstruktionsversuch (Abb. 5), den er mir liebenswürdigerweise für meine Arbeit überlassen hat!





Ferner steht mit der Diele zuweilen auch die Küche in direktem Zusammenhange. In Kemnitz (Abb. 6) und Ketzür (Abb. 7) scheint sie von Anfang an im Hauptgebäude gelegen zu haben. Im allgemeinen aber selbst brachte man

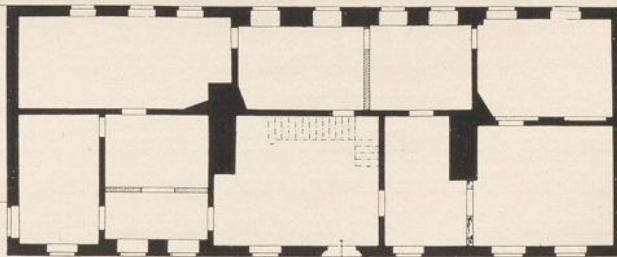


Abb. 6. Kemnitz. Ansicht vom See und Grundriß

sie, ebenso wie Back- und Brauhaus, lieber außerhalb des eigentlichen Baukörpers unter. Der Grund für diese eigenartige Anordnung ist sicherlich in der Furcht vor Brandgefahr zu suchen. Auf den alten Herden wurde



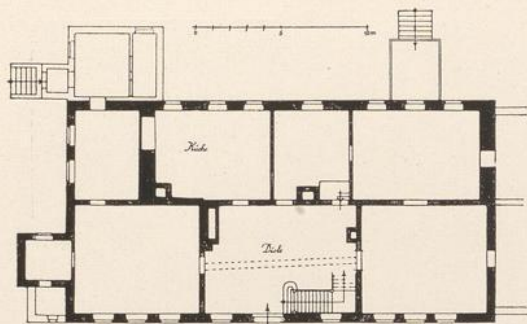


Abb. 7. Ketzür. Erdgeschoß

ja mit offenem Feuer gekocht, und hier hätte der starke Funkenflug den mit Stroh und Schilf gedeckten Dächern leicht verhängnisvoll werden können. So ist die Küche in Lünow und Stolpe rechtwinklig an die Rückfront der Diele angebaut, wodurch also ein T-förmiger Grundriß entsteht. Meistens lag sie aber wohl ganz abseits auf dem Wirtschafts-

hofe (vergl. die fontanische Schilderung von Lichterfelde). In Klöstern und großen Schlössern wurden vielfach schon seit dem frühen Mittelalter selbständige Küchenbauten errichtet. Ein mächtiger, pyramidenförmiger Schlot bedeckte hier gewöhnlich den ganzen Kochraum<sup>1</sup>. Daß dieser Schornstein bisweilen überhaupt nicht mit einem Dache ummantelt war, sondern unverhüllt seine Konstruktion zeigte, hat Eichholz an dem sogenannten Schwedenturm in Wagenitz nachgewiesen, einem Küchenbau, der noch von der Anlage eines jetzt verschwundenen Gutshauses aus dem Jahre 1571 herrührte<sup>2</sup> (Abb. 8).

Übrigens scheint sich der Brauch abseitsliegender Küchen noch lange erhalten zu haben, denn Sturm sagt in seiner Zivilbaukunst (1715) ausdrücklich, es wäre besser, bei Herrenhausneubauten die Küche mit in den Hauptbau hineinzunehmen!

Wie die übrigen Räume seitwärts der Diele benutzt wurden, ist nicht leicht mehr festzustellen. Eichholz hat zwar nachgewiesen, daß der kleine quadratische, erkerartige Anbau von Lünow und Ketzür, der seitlichen Lage und der hohen Fenster wegen, das große Ehebett enthalten haben muß, daß das dahinterliegende Zimmer also das eheliche Schlafgemach war. Doch handelt es sich wohl hierbei nur um Baugewohnheiten, die im Havelland und der Prignitz üblich waren. (Eichholz weist auch ausdrücklich auf die Verwandtschaft mit der bäuerlichen »Butze« in der Gegend von Lenzen hin.) Man wird seine Feststellungen nicht für die ganze Mark verallgemeinern dürfen, denn an anderen gleichzeitigen Herrenhäusern

<sup>1</sup> Vergl. z. B. die Merian'sche Abbildung des Schlosses Badingen (Abb. Kunstdenkmäler West-Havelland).

<sup>2</sup> Kdkm. West-Havelland, S. XXXIX und folgende. Aus dieser baugeschichtlichen Einleitung stammen auch die weiter unten angeführten Eichholz'schen Zitate.



sind nirgends Spuren davon zu entdecken. Zwar bestünde die Möglichkeit, daß sie als zu unpraktisch später wieder abgerissen wären, weil sie zu sehr dem Wetter,

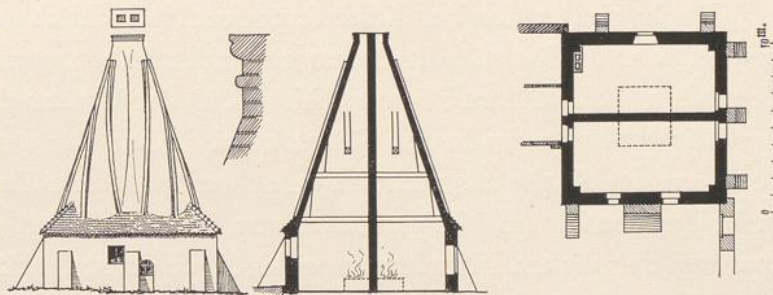


Abb. 8. Wagenitz. Alter Küchenbau

Zug und Kälte ausgesetzt waren und sich auch der Dachanschluß auf die Dauer schwer dicht halten ließ. Doch widerspricht dem die Tatsache, daß sich in Kemnitz eine ganz andere Form des Schlafraumes vorfindet, nämlich der Alkoven<sup>1</sup>. Er verkörpert gerade das entgegengesetzte Prinzip der Bettaufstellung: möglichst weit weg von Licht und Luft, d. h. hier von den zugigen Fenstern an die entfernteste Rückwand, und Teilung des Raumes durch eine Querwand, die die eigentliche Schlafstelle in ein luft- und lichtloses Loch verwandelt. Der davorliegende direkt belichtete Teil wird wohl als Ankleidezimmer gedient haben. Diese Form des Schlafraumes scheint sich auch später vielfach eingebürgert zu haben, denn wir finden sie noch bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts. (Vergl. Schönwalde [Abb. 28] und Reitzenstein [Abb. 45].)

Eine andere Art des Alkovens ist wohl gleichfalls schon sehr früh verbreitet gewesen. Oft nämlich wurden die Keller nur wenige Fuß in die Erde hineingeführt. Man schachtete scheinbar überhaupt nicht gern tief aus, fürchtete vielleicht auch das Grundwasser. So ragen diese flachen Keller soweit in das Erdgeschoß hinein, daß über ihnen bis zur Decke über dem Erdgeschoß nur ein ganz niedriger Raum liegenbleibt, eine Art Hängeboden, in dem man oft nur knapp aufrecht stehen konnte und zu dem eine kleine Steintreppe hinaufführt.

<sup>1</sup> Jedenfalls dürfte eine ganze Anzahl nach unten gerichteter Zapfenlöcher in einem Deckenbalken des jetzigen Eßzimmers zu Kemnitz wohl kaum anders zu erklären sein, zumal da nach Aussage des Besitzers, Herrn von Brietzke, diese Löcher in der Mitte des Raumes in Türpfostenweite auseinander saßen. In der Mitte dieser Alkovenwand hätten wir also den Eingang zum Betterker zu suchen. Die Stellung dieser Wand — etwa zwei Meter von der Außenmauer entfernt — ist übrigens noch schwach im Deckenputz zu erkennen.



Dafür, daß es sich bei dieser Raumform tatsächlich um eine Art Alkoven handelt, daß in ihm also die Betten gestanden haben, spricht beispielsweise in dem alten Grundriß zu Pinnow (Abb. 10a) der Umstand, daß hier zwar von der Küche aus Stufen in den Keller hinabführen, der darüberliegende Raum aber von der Küche aus nicht zu erreichen ist. Seine Zugangstreppe scheint vielmehr von einem Wohnzimmer aus in der großen quadratischen Aussparung der dicken Mittelmauer gelegen zu haben. Hätte es sich hier um eine Vorratskammer gehandelt, so wäre sie von der Küche aus sicher direkt zugänglich gemacht. Außerdem aber würde man bei einer einfachen Vorratskammer sich wohl kaum die Mühe genommen haben, die Deckenbalken um 30 cm höher als in den übrigen Erdgeschoßräumen zu verlegen, wie das tatsächlich hier geschehen ist (3,35 m gegenüber 3,05 m i. L.).

Ein ähnlicher Alkoven findet sich ferner in dem heutzutage gänzlich verwahrlosten alten Herrenhause zu Steinbeck, das sich um die Mitte des 18. Jahrhunderts ein Sonderling errichtet hat und das einen völlig bizarren Grundriß zeigt. Auch hier reicht der Keller noch weit in das Erdgeschoß hinein und über ihm befindet sich die Bettstelle in Gestalt einer tiefen Nische, zu der eine Anzahl Steinstufen hinaufführen. —

Die mit Stern- und Netzgewölben überdeckten Erdgeschoßräume, wie sie in Bagow, Lünow und Demerthin vorkommen, rechts neben der Diele liegen und sich an der Seitenfront nach der Tiefe zu erstrecken, erklärt Eichholz als die Hofstube, eine Bezeichnung, die sich nach seiner Angabe in alten Schloßinventaren immer wieder findet »und die ausdrückt, was ihre Wortteile sagen, die Stube des Hofes, d. h. den einzigen heizbaren Raum des Gutshofes, im Gegensatz zur Diele, die durch ihre Kamine nur etwas angewärmt werden konnte«. Also handelt es sich hier um den Raum des Hauses, der besonders im Winter viel benutzt wurde. Aus der auffallend häufigen Erneuerung bzw. Vergrößerung dieser Hofstube und der Anführung einer »alten« neben einer

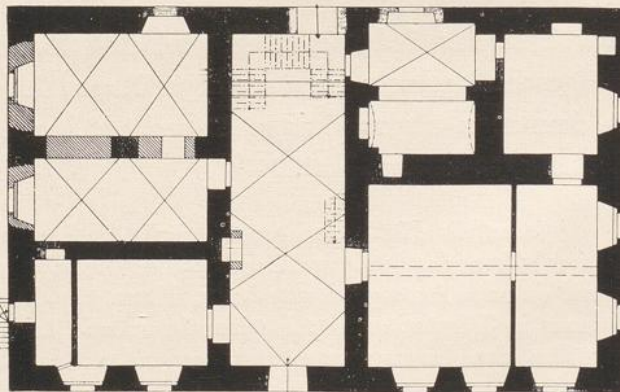


Abb. 9. Wilkau. Erdgeschoß



»neuen« schließt Eichholz auf eine starke Entwicklung des Raumes; die »große Stube« und die »Saalstube« (vergl. den Grundriß von Fretzdorf [Abb. 47]) scheinen ihm damit verwandt zu sein. Er fährt dann fort: »Auch der Hausherr selbst mußte in Ermangelung eines eigenen Zimmers seine geschäftliche Schreibearbeit darin erledigen und dabei möglichst das Treiben auf dem Hofe beobachten können. Daher finden wir die Hofstube unserer Beispiele, soweit es die mittlere Lage des großen Flures zuließ, an der Front belegen. Sehr bezeichnend ist in Lünow, daß, während die seitlichen Fenster hochliegen, das Arbeitsfenster gerade gegenüber dem Hoftor die gewöhnliche Brüstung innehält. Diese Einrichtungen erfuhren unter behäbigeren Verhältnissen eine weitere Ausbildung. Aus dem Fensterplatz wurde ein Fensterstübchen, das sich in den Inventaren mehrmals unmittelbar bei der Hofstube als Schreibstübchen angeführt findet. In einem Inventar der ehemaligen Burg zu Kletzke in der Prignitz von 1649 wird eine ‚gewölbte(!) Stube‘ angeführt, die vordem die ‚Hofstube‘ gewesen. Danach heißt es dann: ‚Hierbei in der Mauer ein kleines Losament, das Schreibstübchen genannt, zu dem man an die Wand hinaufsteigen muß‘. Wie die merkwürdige Lage ‚in der Mauer‘ zu denken ist, das zeigt klar der Grundriß von Schloß Demerthin mit seiner höchst eigenartigen Ausbildung der rechten, vordern Hausecke« (Abb. 4).

Eine Variation der Hofstube mit dem Schreibstübchen könnte in Wilkau (Abb. 9) der linke vordere Raum mit der anschließenden schmalen Kammer sein. Diese hat einen direkten Ausgang über eine kleine (jetzt vermauerte), gewendelte Steintreppe zum Hof, besitzt jedoch außer der Tür keine Lichtöffnung, so daß also der Blick auf den Hof fehlt. Vielleicht war aber auch der größere Raum das Arbeitszimmer des Hausherrn; die Fensternischen sind tief genug, um als Sitz bzw. Beobachtungsplatz dienen zu können. Die kleine Kammer wäre dann nur als Vorraum zu verstehen, durch den man den Hof erreichen konnte, ohne die Diele berühren zu müssen. Die Hofstube hätte man dann wohl in einem der beiden dahinterliegenden, mit Kreuzgewölben überdeckten Räume zu suchen.

In den übrigen Häusern der Renaissancezeit, die für diese Arbeit aufgesucht wurden, war vom Schreibstübchen allerdings nichts zu entdecken, also scheint es auch nicht durchweg üblich gewesen zu sein. In Lichterfelde befinden sich zwar in den ca. 1,60 m dicken Außermauern verschiedene



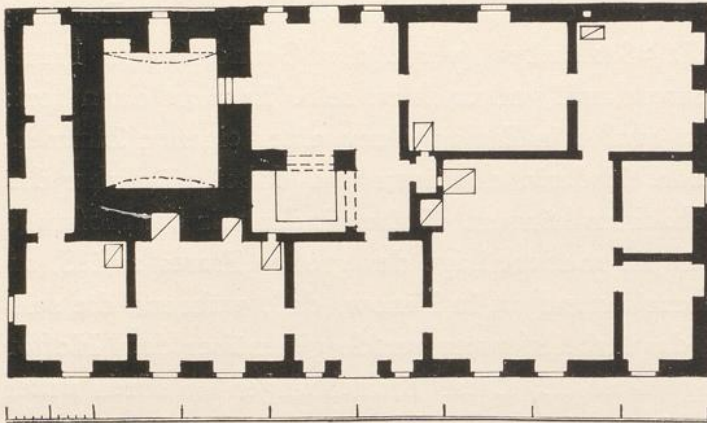


Abb.10a. Pinnow. Erdgeschoß. Rekonstruktionsversuch des ältesten Zustandes

jetzt aber zum Teil durch Möbel verstellt oder geschlossen sind. Möglicherweise war ein Teil von ihnen als Schränke gedacht. Aber auch abgesehen von diesen Eigentümlichkeiten ist der Bau recht merkwürdig: alle Räume von gewaltigen Ausmaßen, mehr Hallen und Säle als eigentliche Zimmer. Das Grundrißschema — ähnlich wie in Stolpe oder Pessin — wiederholt sich in allen 3 Stockwerken ganz gleichmäßig: in der Mitte die große durchgehende Diele, an der Gartenfront — etwas seitwärts verschoben, so daß die Diele auch von dieser Seite noch durch ein Fenster Licht erhält — der rechteckige Treppenturm, rechts und links der Diele je 2 Räume, im ganzen also 3 Dielen und 12 Zimmer<sup>1</sup>.

Endlich muß noch ein Raum angeführt werden, der sich in mehreren Herrenhäusern findet: der große Ritter- oder Festsaal. Er liegt immer im Obergeschoß. Für diese Lage waren fraglos konstruktive Gründe maßgebend. Man scheute sich, seine freitragende Decke mit Mauern zu belasten, was man hätte tun müssen, wenn man ihn ins Erdgeschoß gelegt hätte. In Kemnitz befand er sich über den beiden Räumen links der Diele, besaß also eine verhältnismäßig nur geringe Ausdehnung; in Wilkau war er bedeutend größer, da er über das obenerwähnte »Herrenzimmer« mit dem »Vorraum« und die dahinterliegende Hofstube sich erstreckte<sup>2</sup>.

<sup>1</sup> Im obersten Geschoß wurden in späterer Zeit die großen Räume in mehrere Kammern unterteilt, die wohl zur Unterbringung von Gästen oder Aufbewahrung von Vorräten dienen sollten.

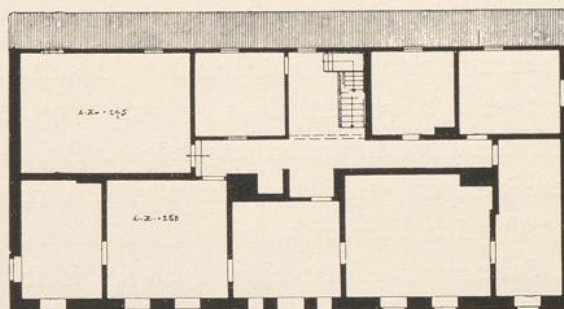
<sup>2</sup> Beide Häuser sind jetzt im Obergeschoß stark verändert.



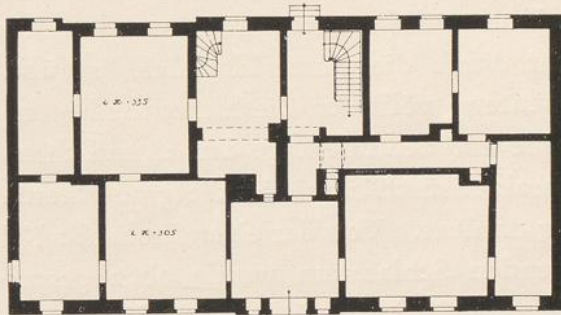
Die hinter diesen Sälen liegenden kleineren Räume dienten wohl als Vorrats- oder Gästekammern. In Lichterfelde wurden fraglos die beiden oberen Dielen als Festräume benutzt; den gleichen Zweck hatten sie wahrscheinlich auch in Demerthin zu erfüllen. —

Im Gegensatz zu dieser ersten Gruppe, deren Grundrisse sich durch einfache Klarheit und eine gewissere repräsentative Vornehmheit auszeichnen, zeigen Ketzür und Kemnitz eine wesentlich primitivere Grundrißgestaltung. Beide Häuser haben eine gewisse Ähnlichkeit miteinander. Ihr Hauptkennzeichen ist die verhältnismäßig geringe Tiefe des Baukörpers und die Lage der Küche im Hauptbau selbst. Bei beiden liegen die Dielen nur im vorderen Teil,

gehen also nicht durch die ganze Haustiefe hindurch, stehen aber mit der Küche in direktem Zusammenhange. Sie dienten also wahrscheinlich als Eßraum, denn der Brauch, die Eingangshalle als Speisezimmer zu benutzen, findet sich öfters, teilweise auch noch in viel späterer Zeit. Man vergleiche etwa die Umbauskizze von Schönwalde (Abb. 28b) mit der bezeichnenden Eintragung in dem kleinen Mittelraum: »Die Entrée und das ordinaire Speisezimmer«. — Die Lage der Hauptschlafzimmer wurde oben bereits bestimmt: In Ketzür ist sie durch den Betterkerabau, in Kemnitz durch den Alkoven festgelegt. —



Obergeschoß.



Erdgeschoß.

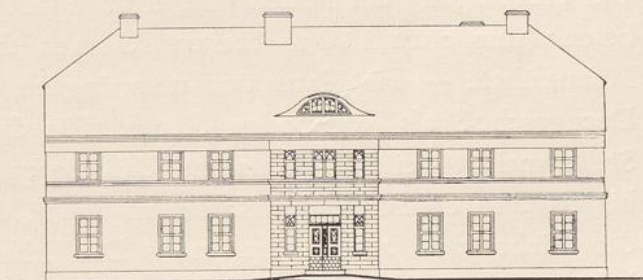


Abb. 10b, c, d. Pinnow



Die ursprüngliche Benutzung der übrigen Räume ist wohl kaum mehr zu klären, zumal da ohne gründliche Untersuchungen mit Putzabschlagen usw. nicht gesagt werden kann, wieviel von den heute vorhandenen Wänden noch der Erbauungszeit angehören. An dem Kemnitzer Grundriß fällt vor allem auf, daß mit Ausnahme eines einzigen Zimmers alle Räume schon ursprünglich heizbar waren. In Ketzür dagegen scheint es, als ob ein Teil der Schornsteine erst einer späteren Zeit angehört.

In engem Zusammenhang zu dieser Gruppe steht der alte Grundriß des Pinnower Hauses (Abb. 10a), der einer Umbauzeichnung aus dem Beginn des 19. Jahrhunderts entnommen wurde. Auch hier erstreckt sich die Diele nicht durch die ganze Haustiefe, ist überhaupt sehr klein und hat ihre Bedeutung völlig an die hinter ihr liegende Küche verloren, die durch ihre Größe und zentrale Lage den eigentlichen Hauptraum des Hauses darstellt. Charakteristisch für sie ist die große Herdanlage mit dem mächtigen Rauchfang darüber. Von der eigentümlichen Kelleranordnung mit dem über ihm liegenden Schlafraum wurde oben gesprochen. Auffallend ist weiter die außerordentliche Kleinheit der Giebelkammern. Die auf der rechten Seite dienten vielleicht zur Unterbringung der Knechte oder als Vorratskammern. Der Hofausgang am linken Giebel aber läßt darauf schließen, daß in den beiden nur etwa 1,70 m breiten Räumen die Treppe zum Dachgeschoß hinaufführte — das Haus war ursprünglich einstöckig — und daß dieses Dachgeschoß als Kornboden diente. Für die Lage der Treppe an dieser Stelle spricht weiter die Tatsache, daß die querliegende alte Balkenlage nur bis etwa in die Mitte der Kammern reicht, daß die Balken also nicht auf der Giebelwand aufgelagert sind<sup>1</sup>. Die Erbauungszeit des Hauses ist unbekannt, der ganze Grundriß läßt aber auf so anspruchslose Wohnbedürfnisse und so patriarchalische Zustände schließen, daß man sicher nicht fehlgeht, wenn man seine Entstehung noch in die Zeit vor dem Dreißigjährigen Kriege setzt. Die zentrale Küchenanlage weist unverkennbar auf die Verwandtschaft mit dem alten märkischen Bauernhaus hin.

Überhaupt wird wohl die Mehrzahl der alten Herrenhäuser aus dieser Zeit nicht viel mehr als einfache Bauernkaten gewesen sein. Die Bauherren, die sie errichteten, waren Leute, die sich meist recht kümmerlich durchs Leben schlagen mußten, weil der arme Boden nur wenig hergab. Man

<sup>1</sup> Festgestellt vom Verfasser bei einem Umbau in neuester Zeit.



darf nicht vergessen, das damals die Mark hauptsächlich aus ungeheuren Wäldern, Wasser, Sumpf und unfruchtbarem Sand bestand und nur ein verhältnismäßig kleiner Teil des Landes wirklich urbar gemacht war. Dazu kam, daß vielfach 6–8 ritterliche Familien verschiedener Herkunft in einem Dorfe wohnten, so daß die Dienste der hörigen Bauern sich sehr verteilten<sup>1</sup>. Größtenteils waren diese Häuser wohl aus Lehmfachwerk errichtet, klein und niedrig, mit nur wenigen Räumen, unter denen wahrscheinlich auch die Küche die Hauptrolle gespielt hat. Die Vergänglichkeit ihres Materials, Krieg und Brände haben sie allmählich verschwinden lassen; ebenso mögen die höheren Wohnansprüche späterer Zeiten viel zu ihrer Vernichtung beigetragen haben. Fontane, der auf seinen Wanderungen wohl noch das eine oder andere von ihnen kennengelernt hat, betont immer wieder, man könne sich die Wohnsitze des märkischen Adels vor ein paar hundert Jahren gar nicht einfach genug vorstellen.

#### VOM DREISSIGJÄHRIGEN KRIEGE BIS ZUM AUSGANG DER ZUSAMMENHÄNGENDEN BAUTRADITION (1640–1840)

Der große Krieg ist für die Entwicklung des märkischen Herrenhauses von einschneidender Bedeutung gewesen. Während die Kriegsstürme über das Land dahinbrausten, lag die Bautätigkeit völlig danieder, und als die Mark sich unter dem großen Kurfürsten langsam wieder zu erholen begann, war die alte Tradition vielfach gebrochen. Neue Baugedanken kamen aus fremden Ländern und verdrängten entweder das wenige, das noch bodenständig war oder beeinflussten und wandelten es doch entscheidend. Der Sieg der neuen Form wurde aber vor allem dadurch begünstigt, daß sich inzwischen auch die wirtschaftlich-sozialen Grundlagen des Ritterstandes geändert hatten. Diesen Wandlungen müssen wir uns jetzt einen Augenblick zuwenden:

Der Verlust an Menschenleben, den der Krieg und in seinem Gefolge Hungersnot und Krankheit gebracht hatten, war schwer gewesen, in der Mark wohl noch schwerer als in anderen Landesteilen. Ein Protokoll vom Kreise Ober-Barnim gibt schon im Jahre 1635 ein Drittel aller Hofstellen als wüst an. Auch in der Grafschaft Ruppın hatte sich die Bevölkerung

<sup>1</sup> In Pessin beispielsweise ist noch heute die ehemalige Lage von sechs verschiedenen Ritterhöfen zu erkennen.



bis gegen Ende des Dreißigjährigen Krieges stark vermindert. Manche Dörfer waren ganz unbewohnt. Nur langsam konnten diese ungeheuren Menschenverluste wieder ausgeglichen werden. Erst hundert Jahre nach dem großen Kriege hat die Mark ihre alte Einwohnerzahl wieder erreicht, und das war auch nur möglich durch die großzügige Bevölkerungspolitik ihrer Kurfürsten und Könige, die von allen Seiten her, vor allem aber aus Frankreich und Holland, Ansiedler ins Land zogen. Mit ihnen kamen viele Handwerker und Techniker, deren größeres Können die märkische Baukunst in der Folge sehr befruchtet hat. Aber auch fremde Künstler, Baumeister, Maler und Bildhauer wurden berufen, unter dem großen Kurfürsten vor allem Holländer, jedoch auch Italiener und Franzosen<sup>1</sup>.

Am schwersten war der Bauernstand geschädigt. Den Zurückkehrenden fehlten größtenteils die Mittel, ihre verwüsteten Höfe allein wieder aufzubauen und sich Vieh und Ackergeräte zu verschaffen. So waren sie auf die Hilfe der adligen Gutsherrschaft angewiesen, durch die sich aber ihre Abhängigkeit in erschreckendem Maße vergrößerte. Jetzt erst bildet sich das gutsherrlich-bäuerliche Verhältnis in seiner ganzen Schärfe aus: »Erbuntertänigkeit«, »schlechtes Recht« und »lassitischer Besitz« werden endgültig festgelegt. Die Hufen der nicht zurückgekehrten Bauern kommen vielfach zum Ritteracker als willkommene Abrundung. »Der Umfang der Rittergüter, die damals durchschnittlich nur 12 Hufen gleich 360 Morgen groß waren (also den 7. Teil von dem durchschnittlichen Umfang im 19. Jahrhundert betrugen), hat sich in den nächsten 50 Jahren um 30% vergrößert<sup>2</sup>.« Außerdem waren die Jahre nach dem Kriege für die Landwirtschaft ziemlich günstig, so daß der Adel verhältnismäßig bald wieder zu Kräften kam.

Aber auch sonst verstand er es, sich zu verbessern. Die Bewilligung der Gelder für das stehende Heer mußte der Große Kurfürst mit schweren Zugeständnissen erkaufen. Das Vorrecht des Adels auf den Besitz von Rittergütern, Steuer- und Zollfreiheit, sowie das Recht zur Knechtung der

<sup>1</sup> Man vergleiche bei Nicolai die große Zahl der fremden Künstler, die sich gegen Ende des 17. Jahrhunderts in Berlin aufgehalten hat. (F. Nicolai: Nachrichten von den Baumeistern, Bildhauern, Kupferstechern, Malern, Stuckateuren und anderen Künstlern usw. Berlin und Stettin 1786.)

<sup>2</sup> Hintze a. a. O., S. 187.



Bauern, all das wurde damals feierlich bestätigt. — Die Gefahr der Zersplitterung des ritterlichen Grundbesitzes und des damit verbundenen Verbauerns auf zu kleinen, unrentablen Höfen schwand zusehends mit den neuen Versorgungsquellen, die sich dem Adel damals eröffneten: der Staatsdienst und die Offiziersstellen in dem eben noch so heftig befehdeten stehenden Heere kamen in erster Linie seinen jüngeren Söhnen zugute. Schon im Kriege selbst war ein großer Teil des Adels unter die Fahnen gegangen. Kaum ein anderes Land hat soviel Kriegsobersten und Generale für den Dreißigjährigen Krieg gestellt als die Mark<sup>1</sup>. Eine ganze Anzahl dieser Heerführer übernahm der große Kurfürst in seine neugebildete Armee. So kehrten die Sparr, Görtzke, Schöning und Barfus in die Mark zurück und erwarben hier Grundbesitz. Die Reichtümer, die sie im großen Kriege und vor allem auch in den Türkenfeldzügen gesammelt hatten, kamen dem Lande zugute.

Diese alten Kriegshelden hatten viel von der Welt gesehen. Die einfachen alten Herrenhäuser, soweit sie den Krieg überdauert hatten, genügten ihren Ansprüchen nicht mehr. So schritten sie zu Neubauten; Görtzke in Friedersdorf, Schöning in Tamsel, Sparr in Trampe und der Türken-sieger Feldmarschall von Barfus unternahm im Kossenblatt an der Spree sogar ein Schloß aufzuführen, »dergleichen die Welt noch nicht gesehen hatte«<sup>2</sup>. Diese Neubauten beeinflussen in der Folgezeit vielfach die Baupläne des benachbarten Adels. An sich aber sind ihm diese Vorbilder durchaus nicht immer unbekannt, denn die Hofmeistererziehung, die dem jungen Adligen damals zuteil wurde, legte weniger Wert auf humanistische Gelehrsamkeit, als auf äußere Formen und praktische Weltkenntnis. Der europäische Adel hat am Ausgang des 17. Jahrhunderts noch vielfach einen stark internationalen Zug, der durch gemeinsame Kämpfe, wie etwa gegen die Türken, gestärkt wird. Auch in der Mark gehört es zum guten Ton, daß der Junker seine weltmännische Erziehung an den Höfen fremder Länder sucht. »Die große Tour« durch Europa kommt damals auf. Erst wenn man sich in der Welt umgesehen hatte, kehrte man in die Heimat zurück, um die väterlichen Güter zu bewirtschaften. Der Teil des Adels vollends, der nicht dauernd auf seinen Gütern, sondern zeitweise in der

<sup>1</sup> Vergl. Fontane: Oderland, S. 16 Anm.

<sup>2</sup> Vergl. das Kapitel: »Kossenblatt« in Fontane: »5 Schlösser«.



Residenz wohnte, stand durch die Beziehungen zum Hofe wenigstens in loser Beziehung zu dem künstlerischen Schaffen seiner Zeit. So tragen, außer den fremden Baumeistern, die ins Land gerufen werden, vielfach auch die Bauherren selbst dazu bei, daß die ausländischen Baugedanken auf die einheimischen Verhältnisse übertragen werden.

\* \* \*

Nach dem Kriege scheint es zunächst, als ob die Grundrißformen der Renaissancebauten noch nachwirken. Allerdings ist einiges vereinfacht worden. Der mittelalterliche Treppenturm ist weggefallen und die Treppe selbst in den hinteren Teil der Diele verlegt, die dadurch allerdings ihren Charakter als Wohnraum völlig verloren hat. Auch der Betterker ist verschwunden; ebenso kommt der Anbau der Küche an die Mitte der Rückfront nur noch selten vor. Der einfache Rechtecks- oder U-förmige Grundriß wird das neue Ideal. Charakteristisch für die jetzt sich durchsetzende Auffassung des Barock ist die Lage der Küche im rechten Seitenflügel des Schlosses von Neuhausen (Abb. 22)<sup>1</sup>. Die Treppe selbst gelangt zu einer immer größeren Bedeutung. Sie wird stets in außerordentlichen Abmessungen, gewöhnlich aus Eichenholz, hergestellt. In graden, oft in doppelten Läufen führt sie über einen Zwischenpodest zum oberen Stockwerk empor. Mit ihren schweren eichenen Balustern wird sie allmählich zu einem Prunkstück des Hauses. Das Vierzimmersystem aber behält man im Prinzip noch bei. Ebenso werden Küche, Back- und Brauhaus im allgemeinen noch nicht in den Hauptkörper mit einbezogen. Zwar hat sich anscheinend aus dieser Übergangszeit kein Herrenhaus mehr unverändert

<sup>1</sup> Die merkwürdige Schrägstellung der beiden Flügel rührt wohl daher, daß der Bau auf den Ruinen der alten Burg errichtet wurde. Kapelle und Durchfahrt sind aus dieser älteren Zeit stehengeblieben, und ihrer Baumasse entsprechend wurde dann auf der anderen Seite der Küchenbau als symmetrisches Gegenstück errichtet. Dieser Küchenbau ist jetzt völlig verändert. Der frühere Zustand wurde in der Abbildung nach den Angaben des Besitzers Herrn von Winterfeld-Neuhausen eingezeichnet.

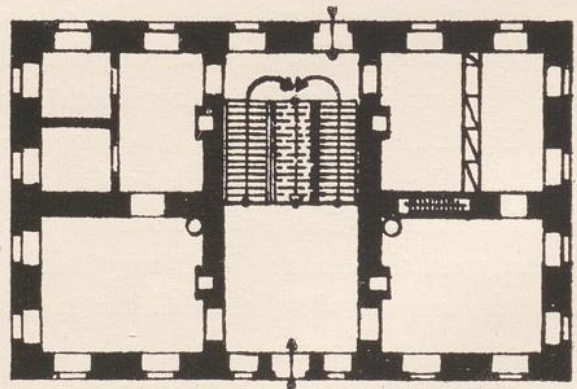


Abb. 11. Trampe. Erdgeschoß. Rekonstruktionsversuch nach der Beschreibung von 1739



erhalten. Doch ermöglicht eine ungewöhnlich klare Baubeschreibung des Schlosses von Trampe aus dem Jahre 1739<sup>1</sup> ohne weiteres die Rekonstruktion des Grundrisses (Abb. 11). — Das Schloß wurde laut Inschrift über dem Portal von dem berühmten brandenburgischen General Otto Christoph von Sparr im Jahre 1657 »wieder gebaut«. Es war also wahrscheinlich im Kriege abgebrannt und nun wurden die alten Fundamente wieder benutzt. 1693 hat dann noch ein kleinerer Umbau stattgefunden. Der Zustand nach dieser Veränderung wird uns in der Baubeschreibung geschildert, die auch deswegen hier angeführt werden mag, weil sie uns in anschaulicher Weise ein Bild des inneren Ausbaues gibt:

»Das Tramper Schloß ist ganz massiv, 82 $\frac{1}{2}$  Fuß lang, 52 Fuß breit. Die Fassade nach der Straße ist jetzt ohne risalita in einer geraden Mauer mit einem Fronton in der Mitten, in dessen Giebelfeld aus Quadersteinen gehauene Armaturen, welche statt des Schildes in der Mitte eine Öffnung und in selbiger ein Fenster haben.

Die Haustür<sup>2</sup> ist nicht in der Mitte, sondern hat zur rechten Hand drei Fenster und linker Hand zwei Fenster, so daß die Tür in der Ordnung von einem Fensterplatz gehet. Die obere Etage hat sechs Fenster in einer Reihe.

Die Fassade nach dem Garten hat die Tür in der Mitte und unten auf jeder Seite drei Fenster, in der oberen Etage sind sechs Fenster in einer Reihe, wie alle die übrigen formieret, und über den zwei mittelsten ein Fronton. Über der Tür ist zwischen zwei Engeln ein bas relief.

Die beiden Giebelseiten haben sowohl in der unteren als oberen Etage jede vier Fenster wie die anderen verzieret.

Das Dach à la Mansarde, der unterste Teil mit holländisch schwarzen Pfannen, der obere Teil mit Schiefer, so dazu vom Harz ist abgeholet worden, gedecket, hat an den langen Seiten zwei Kapfenster, und an jeder Giebelseite zwei, das obere Dach hat an jeder Giebelseite auch ein ovales Ochsenauge. In allen sind noch vier Schornsteine mit der Höhe des Daches gleich aufgeführt, nämlich an beiden Seiten zwei gegeneinander überstehend.

Inwendig ist zuerst der Hausflur in der Mitte, gleich durch hingehend, mit schwedischen Fliesen von zweierlei Couleur figurweise am Boden ausgelegt, hat gegen die Straße eine Tür mit Flügeln, so aber nicht in

<sup>1</sup> R. Schmidt: »Sechs Höhendörfer im Kreise Oberbarnim«. (Freienwalde, 1926.)

<sup>2</sup> Gemeint ist die hintere Tür.



die Mitte fällt, sondern an der linken Seite stehet und daneben ein Fenster, dahingegen nach dem Garten hin die Tür in der Mitten und beiderseits ein Fenster ist. In diesem Flur gehet eine gebrochene Treppe nach der oberen Etage; die untere Hälfte ist gedoppelt, jeder Arm von 15 Stufen, so mit dem Ende eingemauert, der obere halbe Teil gehet alsdann in der Mitten wiederum rückwärtig vollends mit 15 eichenen Stufen, wie vorige, hinan. Unter dem unteren Teil der Treppe linker Hand im Eingang des Hauses gehet eine Treppe hinunter in den Keller, deren drei sind ganz gewölbet, aber sehr niedrig und haben Incomodität von Regen und Tauwasser, welches einigermaßen durch eine unter der Erde geführte Rinne im Garten und durch selbigen in der nächsten Allee fort nach der Koppel hinausgeführt wird.

Die untere Etage des Hauses ist auf beiden Seiten neben dem Flur mit einer Scheidemauer durchschnitten, und machet also in alle vier große Zimmer. Zur rechten Hand nach dem Garten hin gehet man aus dem Flur in die Tafelstube, welche ebenfalls wie der Flur mit schwedisch Fließen zweierlei Couleur figurweise am Boden ausgelegt ist; hat vier Fenster, nämlich zwei nach dem Garten hin und zwei nach dem Herrenhofe hinaus, in gleichen neben der Tür ein Kamin mit hölzerner Verzierung und einem zirkelrunden Ofen, so in der Stube geheizt wird. Das Tästewerk, in der halben Höhe der Brustlehne an den Fenstern, ist in den Pannelungen blau marmoriert, übrigens aber weiß mit einer verguldeten Leiste, so wie die Türen ebenfalls angestrichen. Die Decke ist von Brettern, hat in der Mitte in einem mit Leisten abgeschlagenen Felde ein Gemälde, worin sich Jupiter und Juno präsentieren, und haben selbige gegen die vier Ecken vier kleine dreieckige eingefasste Gemälde, die vier Jahreszeiten repräsentierend. Innerhalb der Scheidemauer gehet auch eine kleine verborgene Treppe in den Keller, davon die Tür hinter dem Ofen itzo zugemauert ist.

Aus diesem Zimmer gehet man in ein anderes daneben, welches mitten hindurch mit einer Bretterwand, in welcher lauter Schränke in zwei besondere Kammern wiederum abgeteilet ist. Die forderste davon hat drei Fenster, als zwei nach dem Brauhause hin und eins nach der Straße. Die Wände davon sind umher insgesamt mit Festonen und verguldetem Leistenwerk gemahlet, die Decke ist von gemahlter Leinewand überzogen.

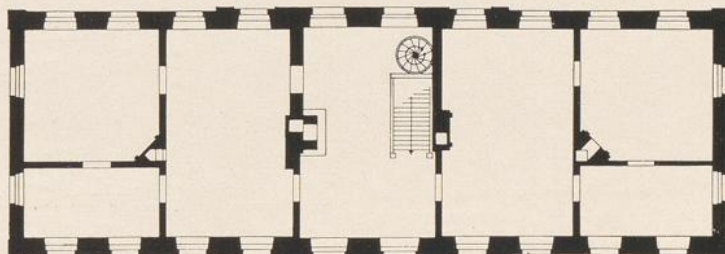
Die größere Kammer daneben hat nach der Straße nur ein Fenster



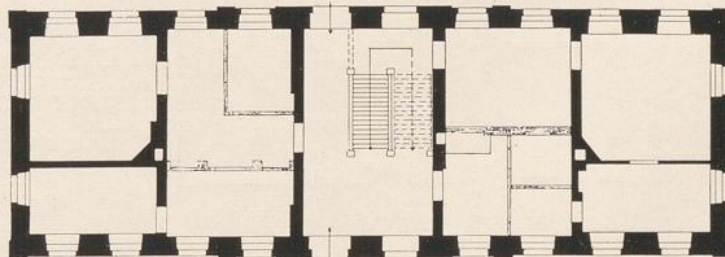
und auch einen großen Kamin mit hölzerner Einfassung, dunkelgrau wie die Türen und übrigen Lambris marmelietet, über selbigen steht das Reichsgräfl. Sparr'sche Wappen gemahlet. Aus dieser Kammer gehet man durch eine Tür wieder unter der Treppe hindurch in den Hausflur, welche aber itzo zugeschlagen und ein Schrank daraus gemachet worden.

Auf der anderen Seite des Hausflures ist ein Zimmer, welches vor dem der Gräfin Stube benennet worden. Selbiges hat vier Fenster, als zwei nach dem großen Garten und zwei gegen Mittag in den kleinen Lustgarten, einen Kamin neben der Stubentür und einen Ofen daneben mit einer messingenen Tür und sechs gegossenen Füßen von Messing. Die Lambris, so mit denen Brustlehnen der Fenster in gleicher Höhe herumgeführt werden, sind auf den Rähmen grau, auf den Pannelungen braun mit Festonen und auf der Leiste weiß gemalet, so wie auch die Türen und Fensterverkleidung. Die Decke ist von Gips mit Feldungen und geblütem Rieswerk bossiert. Neben dieser Stube ist die Schlafkammer, hat ein Fenster nach der Straßen hin und desselbigen Brustlehne einen Abtritt, welcher vermittelt einer Tür und eingeschnittenem Lattenbrett verschlossen werden kann. Der Kamin darinnen, welcher obenwärts das Gräfliche Sparr'sche Wappen und zu oberst einen Adler zwischen zwei Engeln hat, ist Anno 1693 aus Gips gemacht, wie auch die Decke. Aus dieser Schlafkammer geht auch eine Tür in den Hausflur, welche itzo zu und ein Schrank daraus gemacht worden.

Neben der Schlafkammer sind noch zwei kleine Kabinetts, davon die Scheidewände nur von Holz. Das erste neben der Stube hat nur ein



b) Obergeschoß



a) Erdgeschoß

Abb. 12. Löwenberg



Fenster nach dem kleinen Lustgarten; das andere daneben hat zwei Fenster, eins in den Lustgarten, das andere nach der Straße hin, so oberhalb zugemauert ist. Beide Kabinette haben feine Gipsdecken aus freier Handarbeit, Anno 1693 von dem Gipser Jacob Rest<sup>1</sup> gefertigt. — Unter dem Dache sind vier Kammern, und darüber noch ein Boden«<sup>2</sup>. —

In gewisser Beziehung zu diesem Hause steht der sehr merkwürdige Grundriß von Löwenberg (Abb. 12), der wohl um 1700 entstanden sein dürfte. Eigentlich ist er ebenfalls nichts weiter als eine Variation des Trampler Schemas. Der Grundrißgedanke ist hier ganz der gleiche: vier Zimmer, in der Mitte das durchgehende Treppenhaus. Freilich macht die Aneinander-

reihung der fünf gleichgroßen Zellen einen etwas primitiven Eindruck, denn die Verbindung der einzelnen Räume untereinander ist denkbar ungünstig. Man sah wohl auch bald die Unbequemlichkeit des schmalen langgestreckten Baues ein und nahm in der Folge den alten Gedanken in dieser Form nicht wieder auf.

Eine starke Verwandtschaft mit den alten Grundrißformen zeigt noch das Fachwerkhaus von Zernikow (Abb. 13), das auch etwa um 1700 erbaut ist. Hier liegt die Küche schon von Anfang an im Hause selbst. Die bescheidene Treppe ist in einer Ecke der durchgehenden Diele untergebracht, in der auch

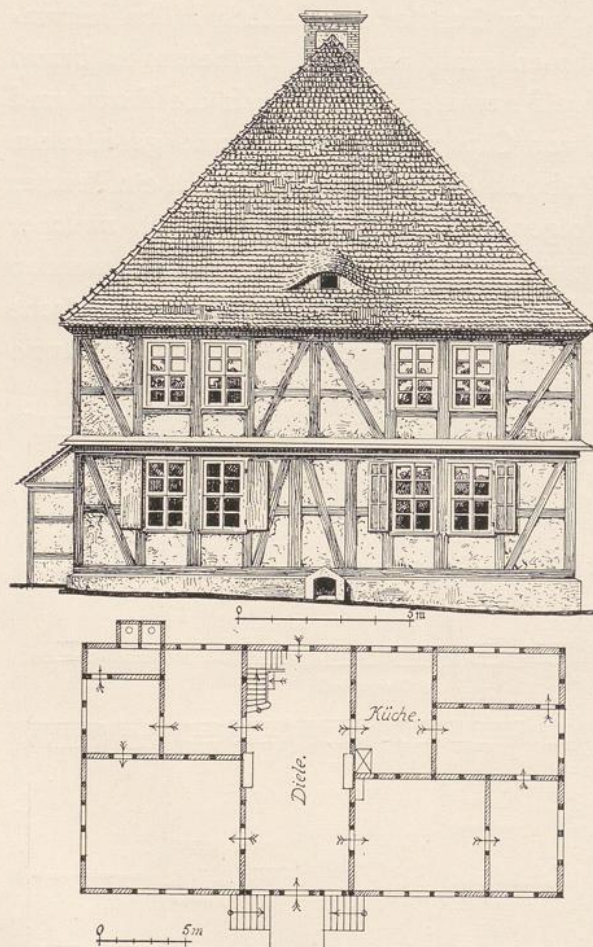


Abb. 13. Zernikow. Seitenansicht und Grundriß vom Erdgeschoß

<sup>1</sup> In Nicolais Baumeisternachrichten nicht aufgeführt.

<sup>2</sup> Im 19. Jahrhundert soll der Bau stark verändert worden sein.





die beiden seitlichen Kamine nicht fehlen. Der gleichen Zeit dürfte auch das sogenannte von Rohrsche Haus in Wustrau angehören. Hier liegt außer der Treppe sogar der Herd noch in der Diele (Abb. 14). Im übrigen hat sich der Bau leider nicht mehr in seiner ursprünglichen Gestalt erhalten; er fiel einer »Restauration« im Anfang des 19. Jahrhunderts zum Opfer. —

Trotzdem nun etwa um 1700 die neuen Ideen einsetzen und die Raumgestaltung nach anderen Gesichtspunkten bilden, läßt sich bis ins 19. Jahrhundert hinein eine Grundrißreihe feststellen, die unmittelbar auf diese älteren Bauten des ausgehenden 17. Jahrhunderts zurückgeht. Bei Markendorf (erste Hälfte des 18. Jhdts.) sieht man noch auf den ersten Blick die Verwandtschaft mit Trampe. Es hat sich eigentlich nichts weiter geändert, als daß die im hinteren Teil gelegene,

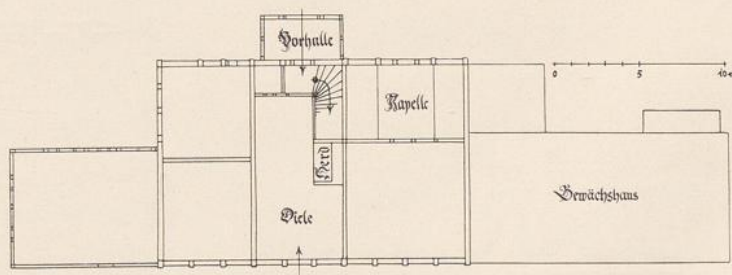


Abb. 14. Wustrau. Das v. Rohr'sche Haus  
Ansicht und Grundriß



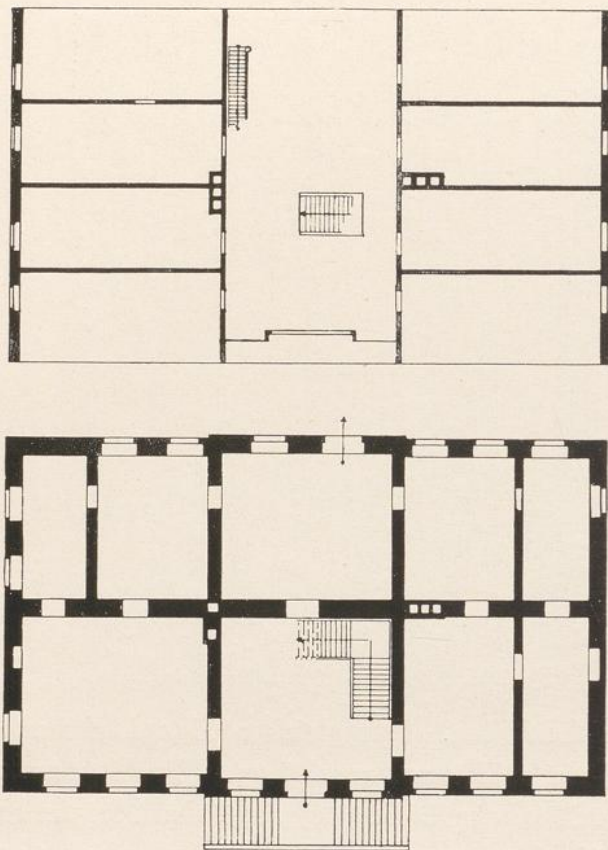


Abb. 15. Frauendorf. Obergeschoß u. Erdgeschoß

Auf die Weise wurde der hintere Teil der Wohnraum, eine Art Gartensaal, frei.

Ähnlich ist auch Matschdorf (um 1790). Der Mittelteil ist hier aller-

dreiarmlige Treppe durch eine Querwand vom vorderen Eingangsraum abgetrennt worden ist, und daß drei von den vier Gemächern in je eine Stube und eine schmale Kammer unterteilt sind; das vierte Gemach mit drei Fensterachsen an der Längsfront ist unverändert geblieben. Dieser vierte Raum erscheint bei dieser Gruppe immer wieder, er diente meistens als Festsaal.

Das gleiche Schema findet sich in dem etwa gleichaltrigen Frauendorf (Abb. 15). Nur konnte hier die Treppe nach vorn in den Eingangsraum verlegt werden; denn da das Haus nur einstöckig ist, erübrigte sich eine monumentale Treppenausbildung. ehemaligen Diele für einen

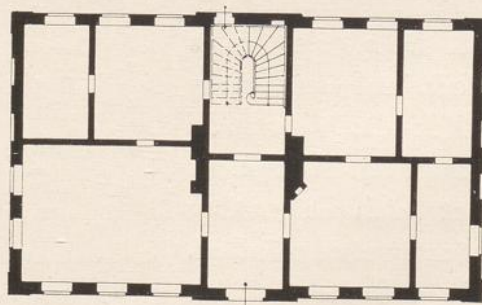


Abb. 16. Klauswalde. Hoffront und Erdgeschoß



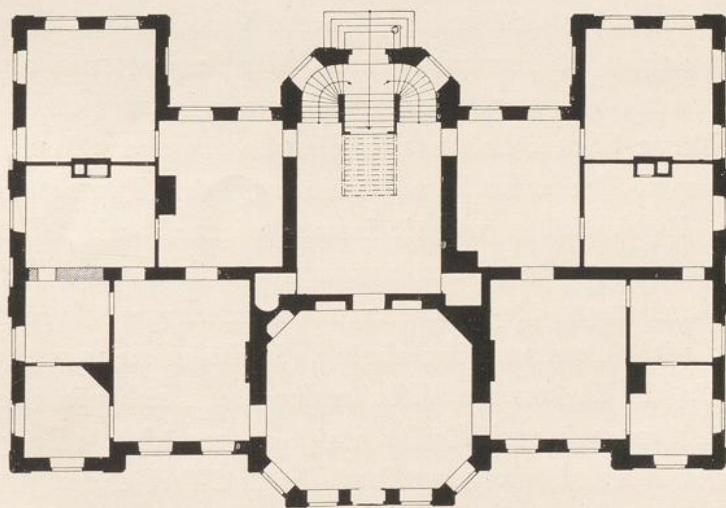
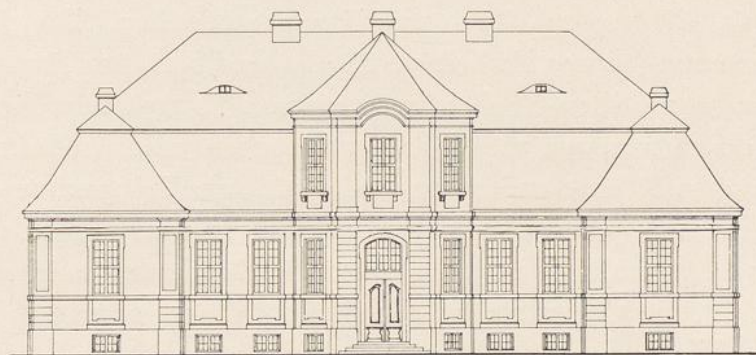
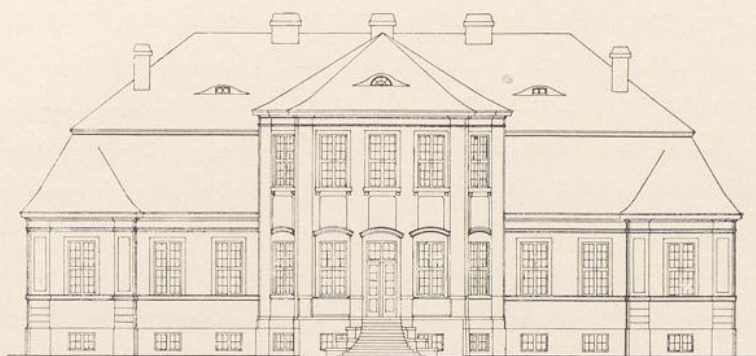


Abb. 17a. Reckahn. Gartenfront. Hoffront. Erdgeschoß



dings sehr schmal, das Gastzimmer hat nur eine Fensterachse. Die Treppe wurde infolgedessen seitlich des Eingangsraumes untergebracht.

In Klauswalde (Abb. 16), dessen Grundriß freilich nur sehr bescheidene Abmessungen zeigt, ist man wieder zu der älteren Form zurückgekehrt und hat die Treppe in den hinteren Mittelraum gelegt (um 1820).

Die Verbindung von Stube und Kammer, die für diese Grundrißgruppe charakteristisch ist, muß man unbedingt als Einheit auffassen, etwa in dem Sinn, in dem Theoretiker wie Sturm und Decker von einem »vollkommenen Gemach« sprechen, wenn bei ihnen freilich auch meist eine umfangreichere Raumgruppe darunter verstanden ist, den größeren Verhältnissen entsprechend, von denen sie handeln. Doch führt Sturm auch vollkommene Gemächer an, die nur aus Stube und Kammer bestehen. Die gleiche Auffassung der untrennbaren Einheit von Stube und Kammer kommt ja auch in der oben angeführten Baubeschreibung von Trampe zum Ausdruck, in der ausdrücklich nur von vier Stuben gesprochen wird, trotzdem es doch eigentlich sieben Räume außer der Diele mit dem Treppenhaus waren!

Die Kammern dienten je nachdem als Schlafraum, Ankleidezimmer oder Kabinett. Gewöhnlich sind sie nur durch Kamine heizbar, oft aber auch gar nicht, im Gegensatz zu den Stuben, die meist neben dem Kamin noch einen Ofen aufweisen. Ihre Grundform ist meist ein langgestrecktes Rechteck, dessen Tiefe durch die Lage der Mittelmauer bedingt ist.

Es liegt nun nahe, daß unter größeren Verhältnissen diese Kammern sich zu vollwertigen Stuben auswachsen. Wir finden dann also auf jeder Seite des Vorraums vier annähernd gleich große Räume, deren Trennungsmauern ein Kreuz bilden, haben also die »kreuzweisen« Mauern vor uns, die Sturm wegen der schlechten Verbindung der Räume untereinander heftig tadelt. Doch finden wir sie immer wieder, auch in Häusern, die von guten Architekten herrühren müssen, wie Sandow und Großkreutz, ein Beweis, daß man diese Raumzusammenstellung als alt überliefert empfand und nicht gern von ihr abging. So ist es zu verstehen, daß der französische Begriff der »commodité« in der Mark sich nicht leicht durchsetzen konnte, wenn wir auch für ihn einige ausgezeichnete Beispiele finden, wie etwa in den Herrenhäusern von Reckahn und Trebichow (Abb. 17 u. 18). Bei beiden sieht man auf den ersten Blick, daß ihre Grundrisse von wirklichen Architekten entworfen sein müssen. Souterrain und Gartensaal,





Abb. 17b. Reckahn. Gartenfront



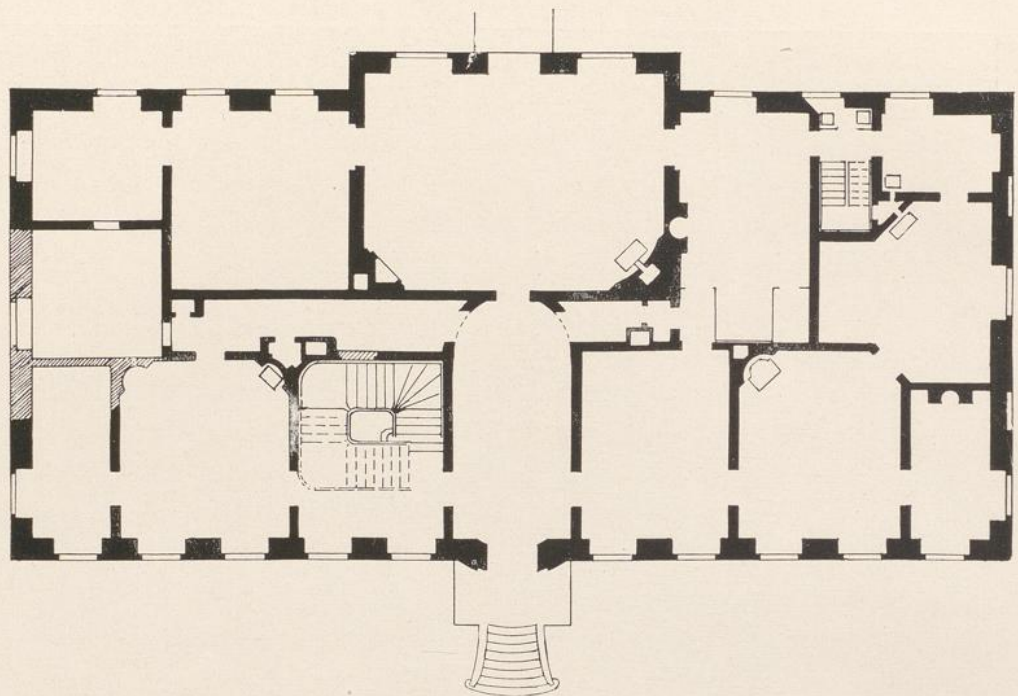


Abb. 18a. Trebichow. Grundriß. Erdgeschoß

commodité und Degagement zeigen, ebenso wie die streng durchgeführte Enfilade, daß Bauherrn und Architekten der Begriff einer höheren Wohnkultur keineswegs fremd war.

Trebichow (1758) rührt vielleicht von einem französischen Architekten her — der Bauherr, Graf Finckenstein, war lange Zeit in Frankreich gewesen —; in Reckahn (um 1720) scheint der fremde Grundriß aber doch von einheimischen Kräften überarbeitet zu sein: Die Verbindung der einzelnen Räume untereinander ist zwar ausgezeichnet; auch die Achtecklösung des Gartensaales mit den beiden Fenstern übereck, sowie die strenge Symmetrie des ganzen Grundrisses weisen deutlich auf Frankreich hin; die mehr originelle als schöne Treppenlösung in der Diele scheint aber ebenso wie einige Einzelheiten im Äußeren doch auf einen märkischen Zimmermeister zurückzugehen<sup>1</sup>.

<sup>1</sup> Man betritt das Haus zunächst zu ebener Erde, auf einen Podest hinter der Haustür münden von links und rechts die beiden Arme der gewendelten Kellertreppe. Da das Wirtschaftsgeschoß wegen des hohen Grundwasserstandes ziemlich weit aus der Erde herausragt, hat man von diesem Podest aus noch eine ganze Anzahl von Stufen zu über-



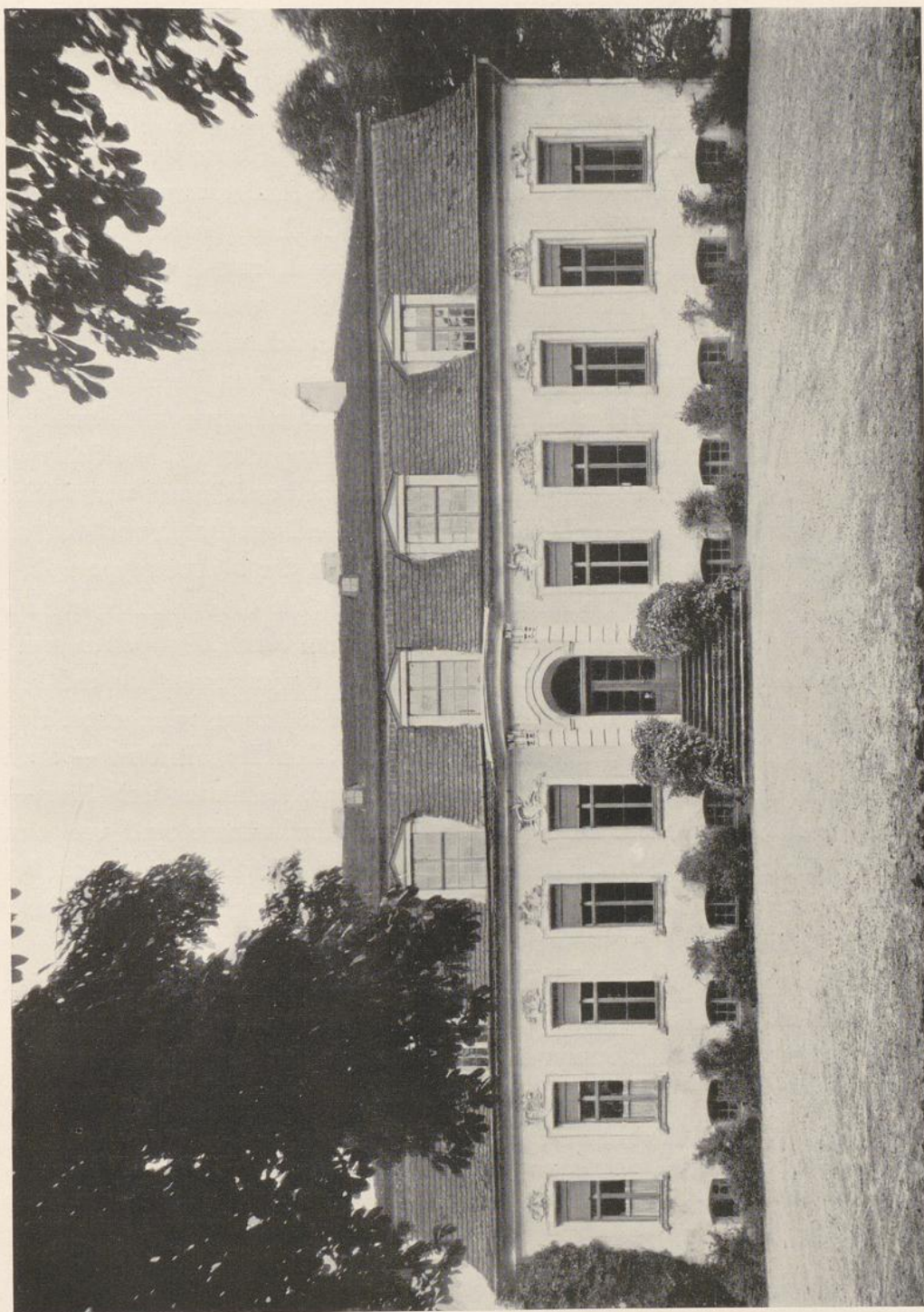


Abb. 18b. Trebichow. Vorderfront



Abgesehen aber von der ungeschickten Führung der Treppe sind jedoch ihre drei zur Mittelachse symmetrisch liegenden Arme aus dem ganzen Grundriß heraus vollkommen logisch entwickelt: Den beiden streng symmetrischen Grundrißhälften mußte auch die Verteilung der Treppenläufe entsprechen. Ihre monumentale Anlage und starke Betonung im Grundriß ist ja überhaupt charakteristisch für die deutsche Auffassung des Barock. Ein Italiener oder Franzose hätte sie in diesem Falle in einem bzw. zwei völlig untergeordneten Nebenräumen untergebracht, zumal sie ja nur zu einem einzigen Raume, dem im Dachgeschoß sich wiederholenden Saal hinaufführt; denn im übrigen ist das Mansardendach völlig unausgebaut.

Im Gegensatze zu Reckahn ist das Herrenhaus von Trebichow ganz aus einem Guß! Die großzügige Verbindung des tiefen Entrees mit dem dazu querliegenden Gartensaal, die geschickte Anordnung der kleinen Schlupfkorridore, die einen versteckten Verkehr zu den einzelnen Räumen vermitteln, — während sie im übrigen der Benutzung durch die Dienstboten vorbehalten sind, dem Ofenheizen usw. dienen, — die gute Lage der Nebentreppe neben den beiden Wohn- und Schlafstuben, — alles Beispiele dafür, daß der Bauherr sich eingehend mit französischen Schloßanlagen beschäftigt haben muß.

Diese rein französischen Grundrisse sind aber wie gesagt in der Mark eine Seltenheit. In Dobberphul (um 1780) (Abb. 19) zwar wiederholt sich Entree und Gartensaal von Trebichow mit fast allen Einzelheiten — auch die sonst in der Mark so seltene Grundrißsymmetrie findet sich hier —, aber die nach dem Garten zu liegenden Gesellschaftsräume sind von den vorderen Wohn- und Schlafzimmern durch einen Korridor getrennt, besitzen also nicht mehr den engen Zusammenhang, wie er etwa für Trebichow bezeichnend ist. —

Werden nun die fremden Vorbilder auch nicht vollständig übernommen, so haben sich doch viele ihrer Gedanken durchgesetzt und sich mit den bodenständigen Grundrißformen in oft sehr merkwürdiger Weise verquickt.

In Meseberg (Abb. 20) z. B., einem Bau, der unbedingt zu den großwinden, um die Vorhalle des Erdgeschosses zu erreichen. Von hier aus führen zwei Läufe den Armen der Kellertreppe entsprechend weiter nach oben und vereinigen sich über dem Windfang zu einem einzigen Lauf, der mit seiner Schräge noch viel weiter in den Raum hineinstößt und ihn vollkommen zerreißt. So leidet die Wirkung der sonst recht monumentalen Vorhalle außerordentlich, ebenso ist ihre mangelhafte Beleuchtung, die durch die Lage der Treppe bedingt wird, recht wenig befriedigend!



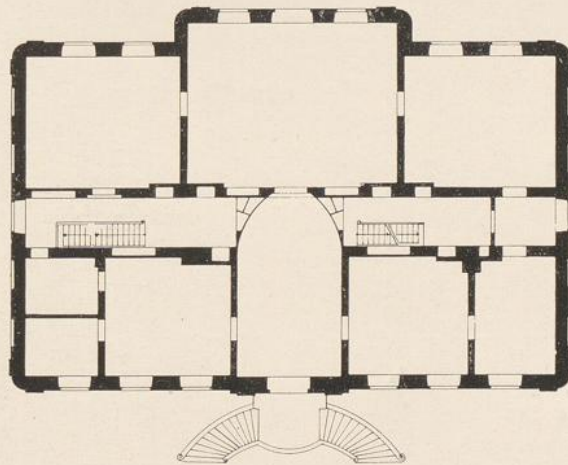


Abb. 19a. Dobberphul. Hoffront. Gartenfront. Erdgeschoß



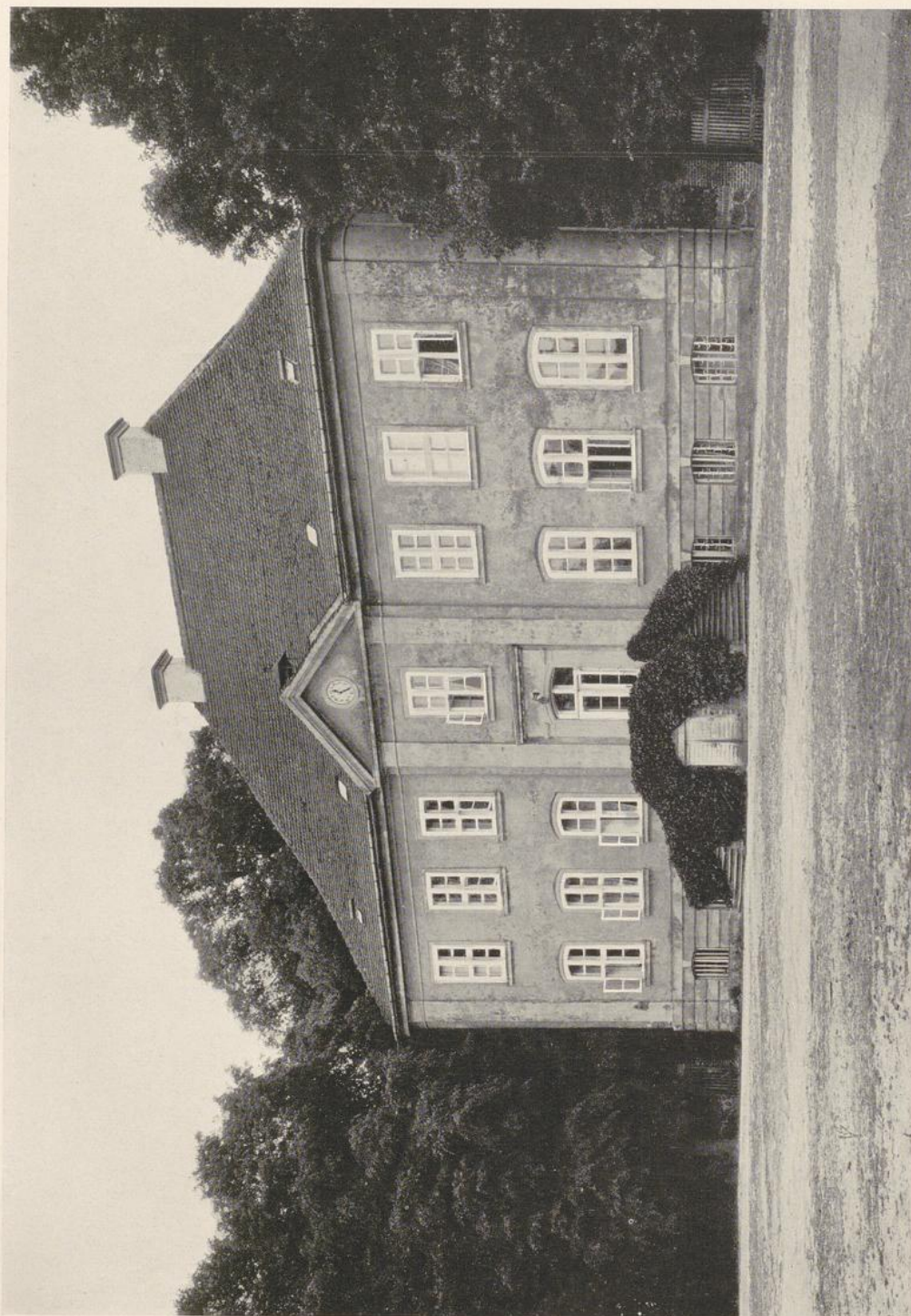


Abb. 19b. Dobberphul. Hoffront



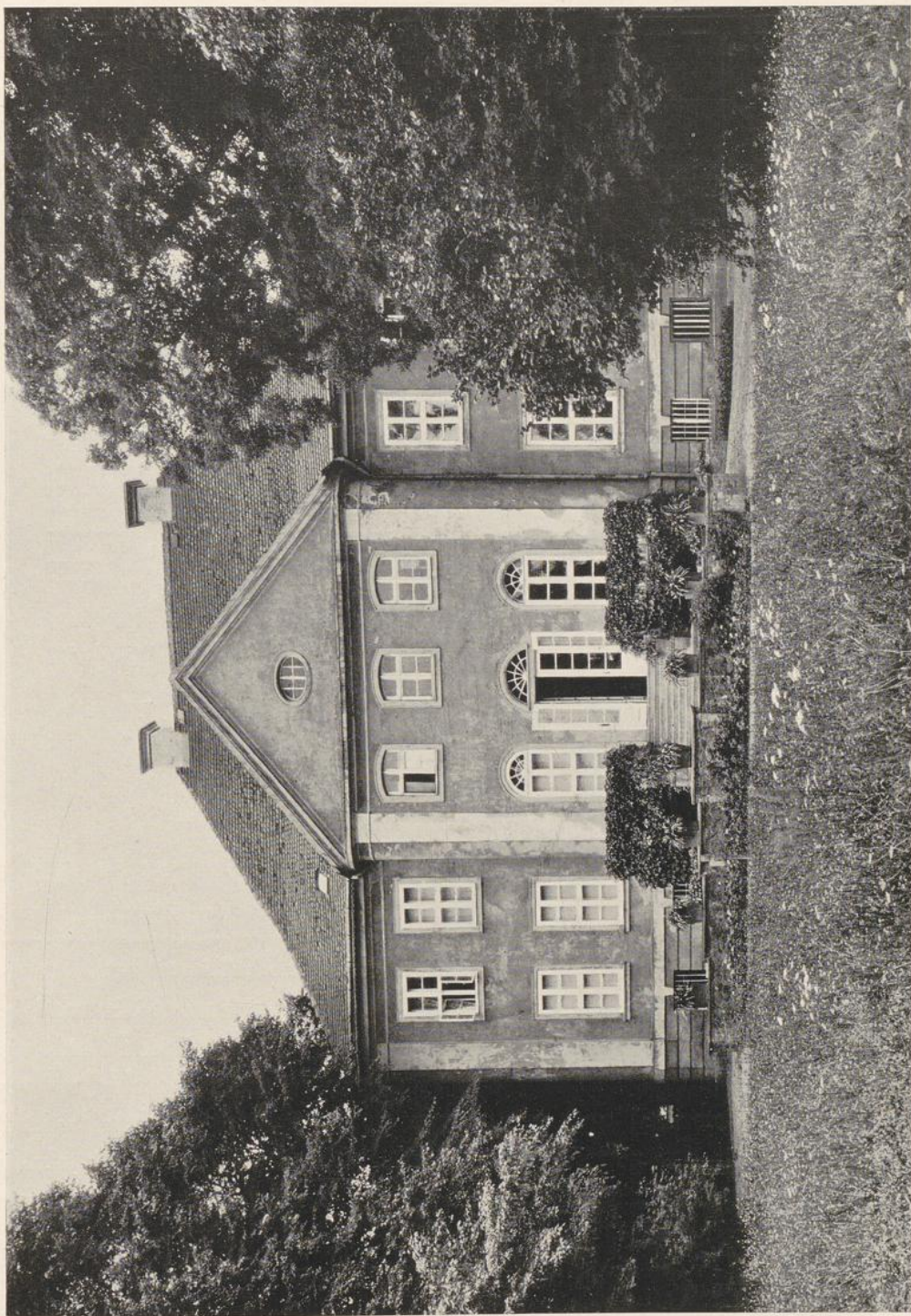


Abb. 19c. Dobberphul. Gartenfront



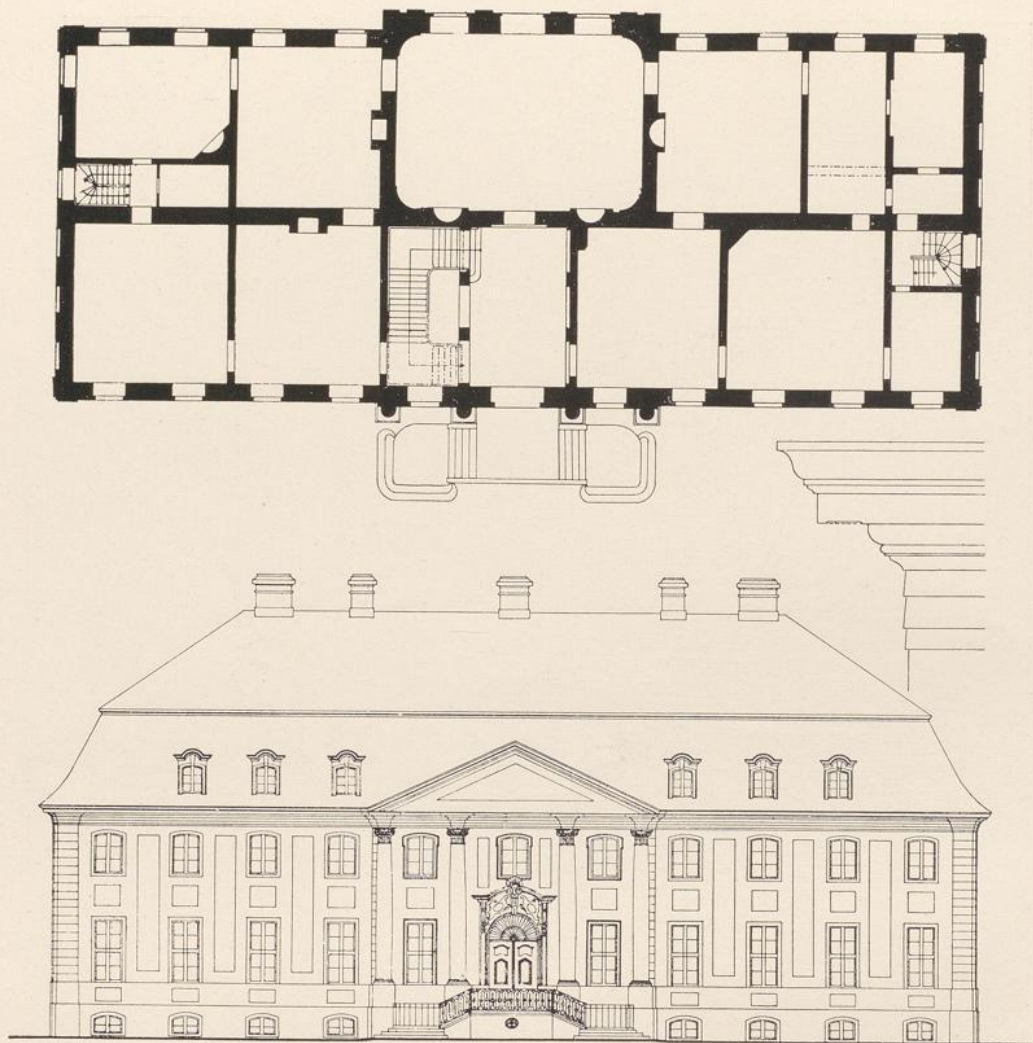


Abb. 20a. Meseberg. Grundriß und Vorderfront

artigsten Herrenhäusern der Mark gehört, ist der interessante Versuch gemacht, durch Anlage von zwei Nebentreppen auf der Giebelseite den nicht sehr glücklichen Zusammenhang der Haupträume untereinander zu verbessern. Der Gartensaal und die ebenso streng auf Mittelachse liegende Eingangshalle mit der prunkvollen, seitwärtsgelegten Haupttreppe stehen in merkwürdigem Gegensatz zu den vier »kreuzweis« getrennten Räumen der linken Hälfte<sup>1</sup>.

<sup>1</sup> Ähnlich auch in den beiden unausgeführt gebliebenen Entwürfen zum Schlosse in Rühstädt (Abb. 41 b und c)!



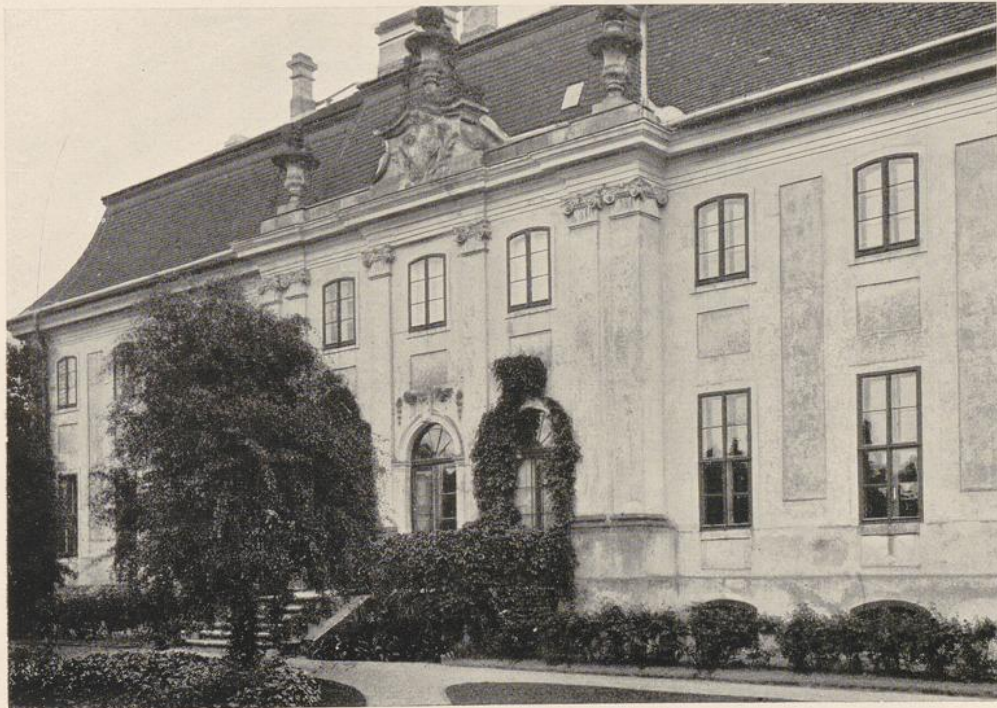
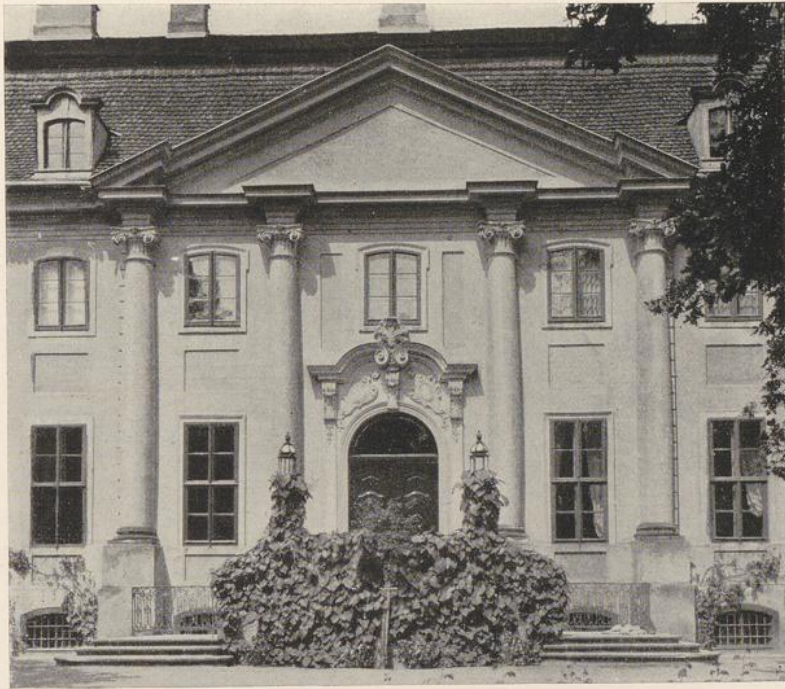


Abb. 20b. Meseberg. Ansicht vom See und Straßenseite



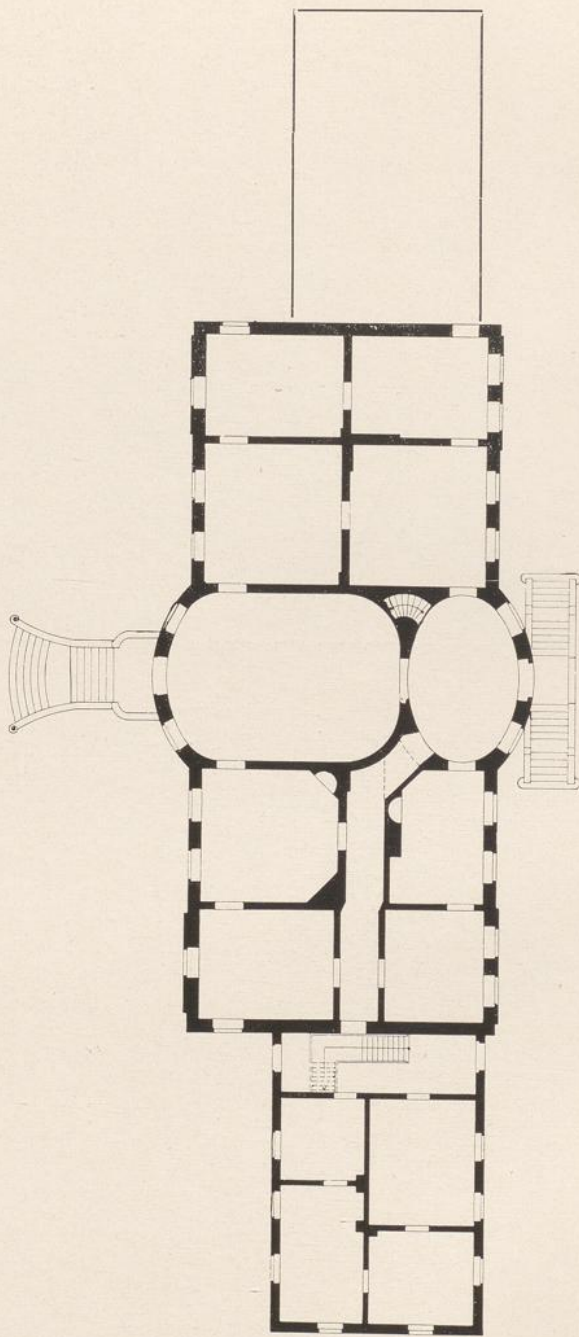
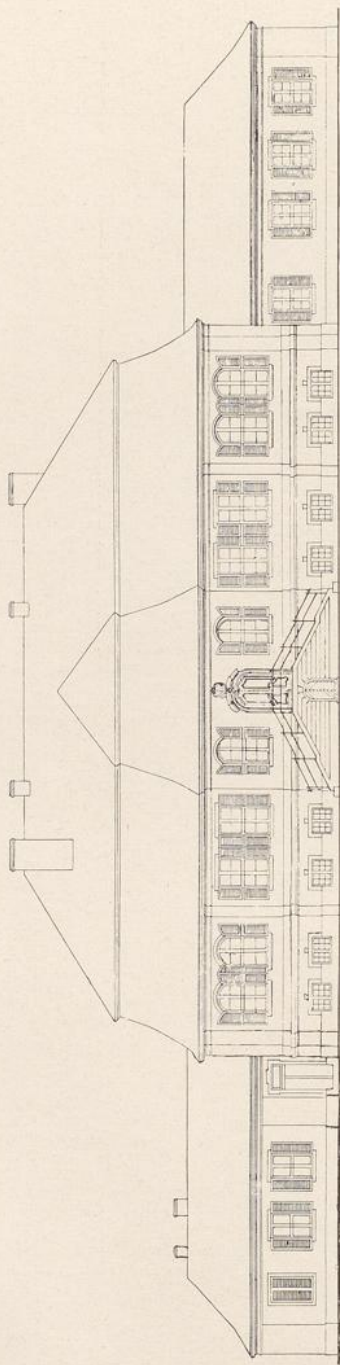


Abb. 21a. Großkreutz. Vorderfront. Erdgeschoß



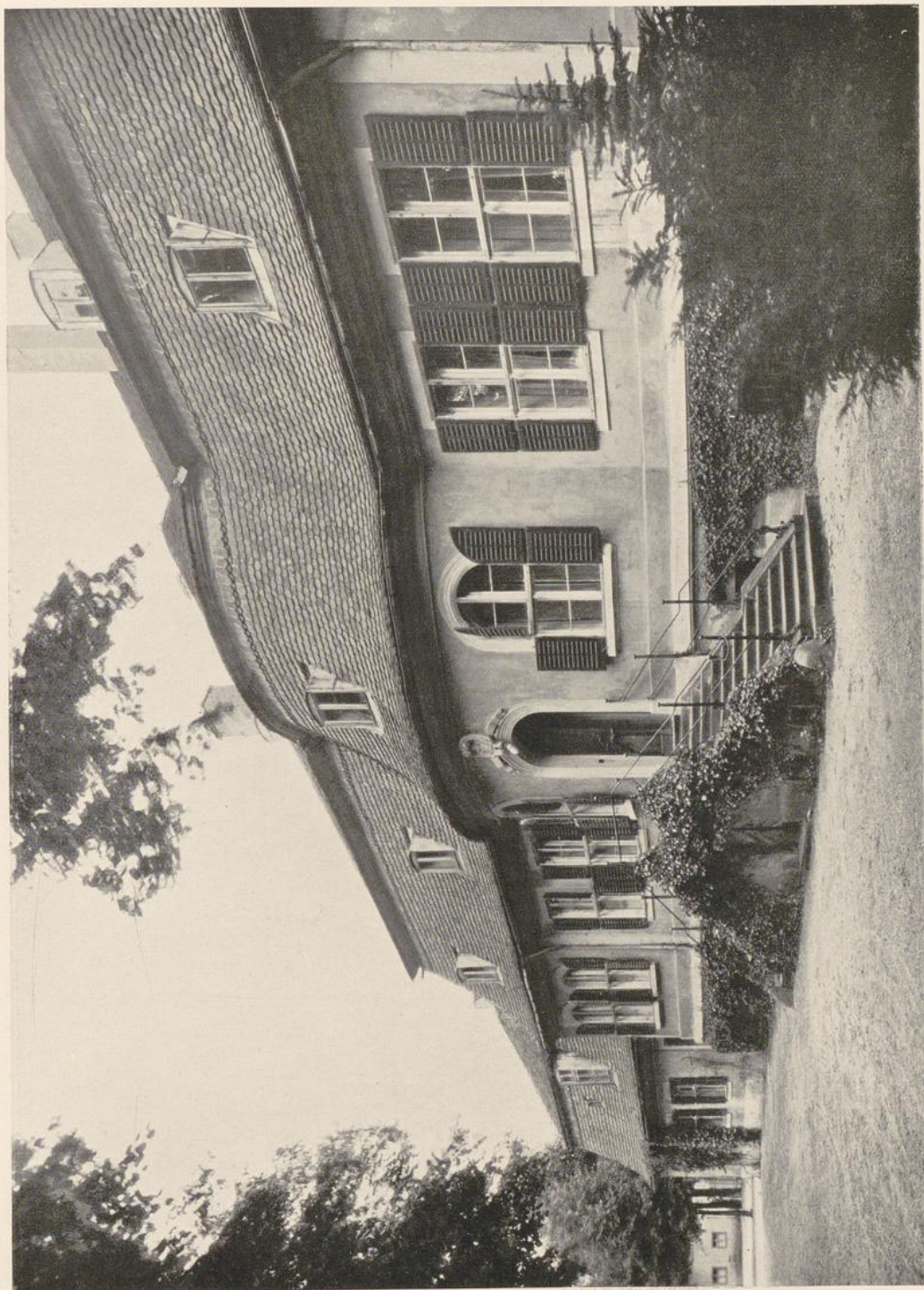


Abb. 21c. Groß-Kreutz. Vorderfront



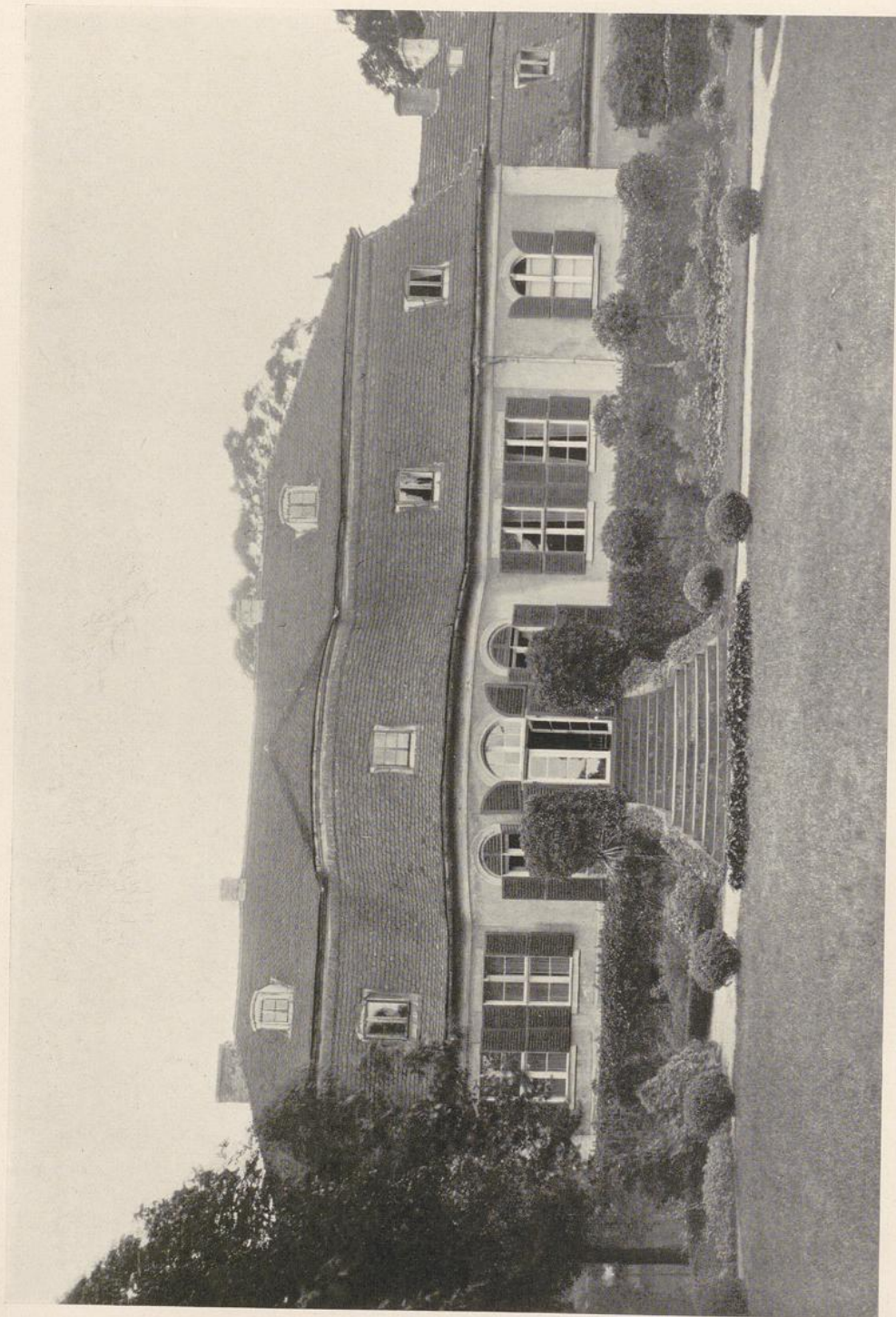


Abb. 21c. Groß-Kreutz. Gartenfront





Abb. 21d. Groß-Kreutz. Gartensaal



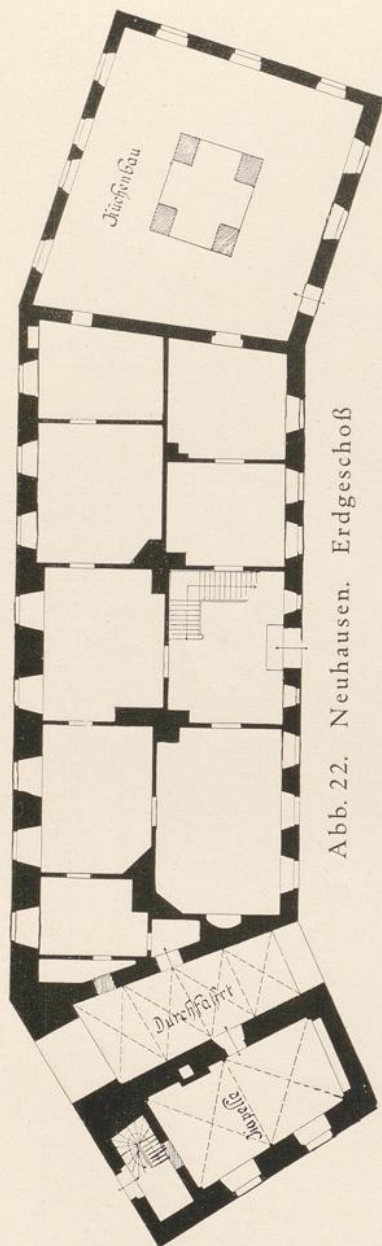


Abb. 22. Neuhausen. Erdgeschoß

Auch in Groß-Kreutz (Abb. 21) werden die seitlich liegenden Räume noch nach der alten anspruchslosen Gewohnheit verteilt, während auch hier Eingangsraum und Gartensaal in die Mittelachse kommen. Das gleiche Prinzip, das sich in Trebichow, Dobberphul und in gewissem Sinne auch in Meseberg findet, nämlich die Achsen der beiden letztgenannten Räume senkrecht zueinander zu stellen, um so eine Steigerung der Raumwirkung zu erzielen, kommt in Groß-Kreutz ganz besonders glücklich zur Anwendung! Nur ist hier die Achsenstellung umgekehrt: Der kleine ovale Vorraum liegt parallel zur Hausfront, der eiförmige Gartensaal dagegen erstreckt sich nach der Tiefe. Seine Weiträumigkeit, unterstrichen durch die Kleinheit des Vorraumes, wird durch diese Anordnung hervorragend zur Geltung gebracht. Im gleichen Sinne wirken auch die schönen Illusionsmalereien, mit denen die Wände des Gartensaaes bespannt sind!

Überhaupt gewinnt der Gartensaal nach 1700 bei den meisten Häusern eine steigende Bedeutung. Er befindet sich immer auf der dem Eingang abgewandten Seite und liegt bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts streng auf Mittelachse. Gewöhnlich öffnet er sich mit drei großen Fenstern bzw. Türen zum Garten. Er tritt allmählich an die Stelle des oben seitwärtsliegenden Festsaaes; ist also auch meist der größte Raum und wird dementsprechend durch seine Ausstattung hervor-

gehoben. Vertäfelung, Stuck und Malerei gliedern seine Flächen und machen ihn so zum Haupt- und Prunkraum des Hauses. Die Grundform dieser Gartensäle ist meist ein Rechteck, oft mit abgeschrägten oder ausgerundeten Ecken. Aber auch das Achteck kommt vor (Reckahn), daneben das Quadrat, ebenso Oval und Ellipse (Schönfeld, Groß-Kreutz, Grabow, Gleiß).



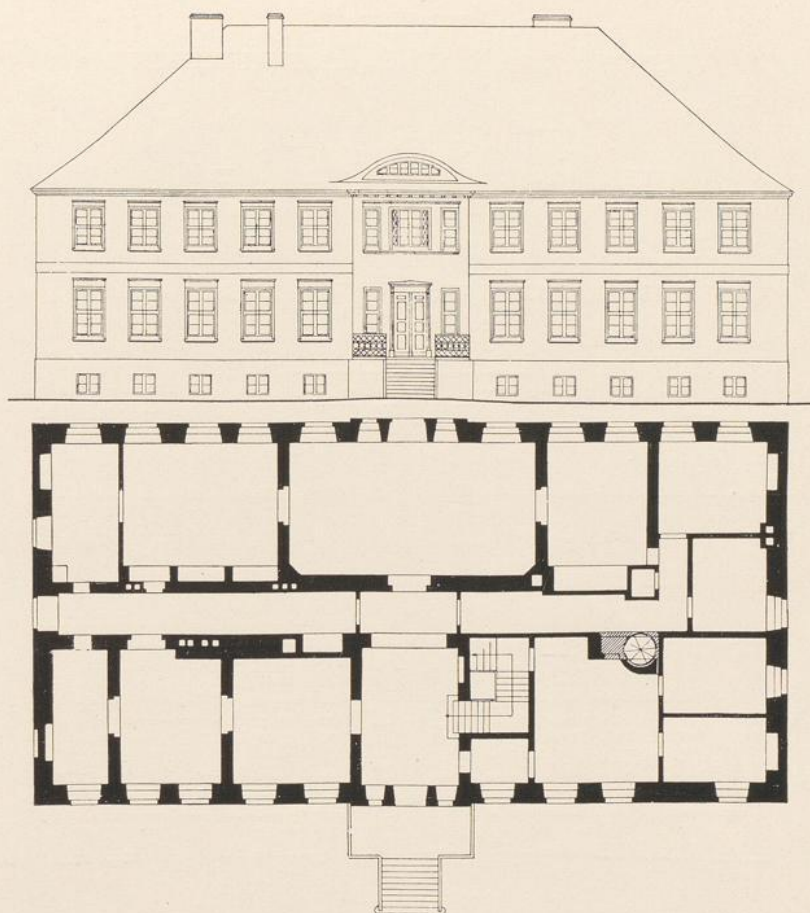


Abb. 23. Döbbernitz. Ansicht und Erdgeschoß

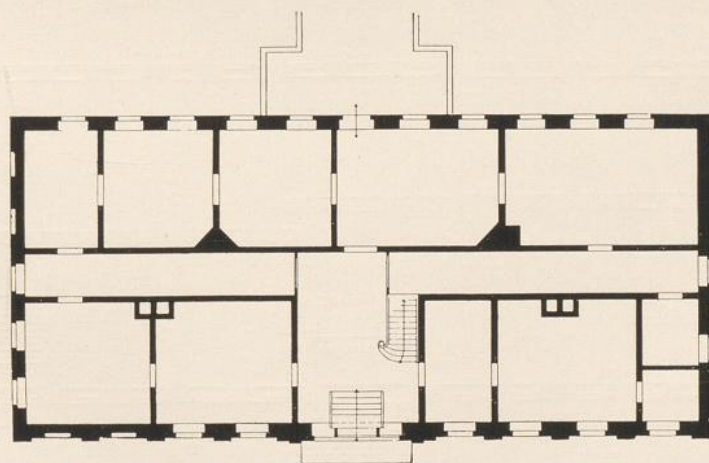


Abb. 24. Horst. Erdgeschoß



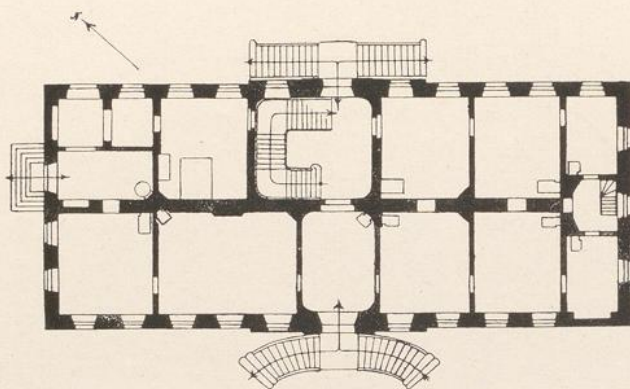


Abb. 25. Wustrau. Erdgeschoß

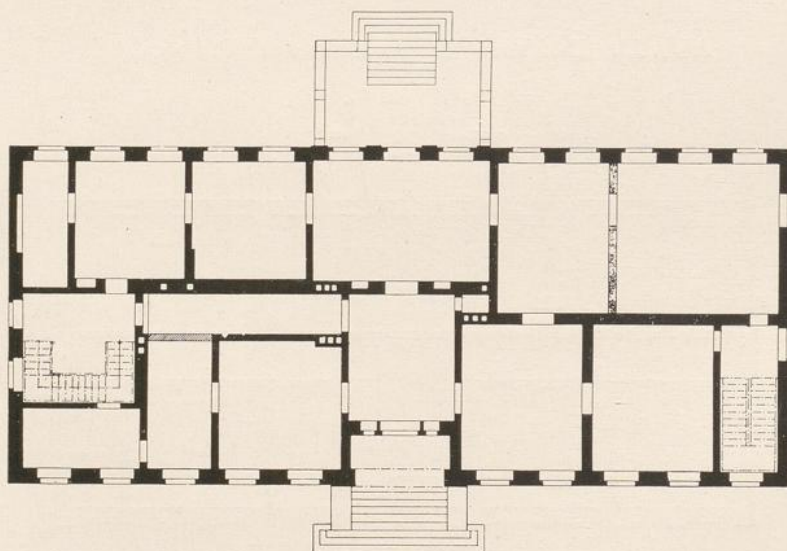


Abb. 26a. Charlottenhof. Vorderfront. Erdgeschoß



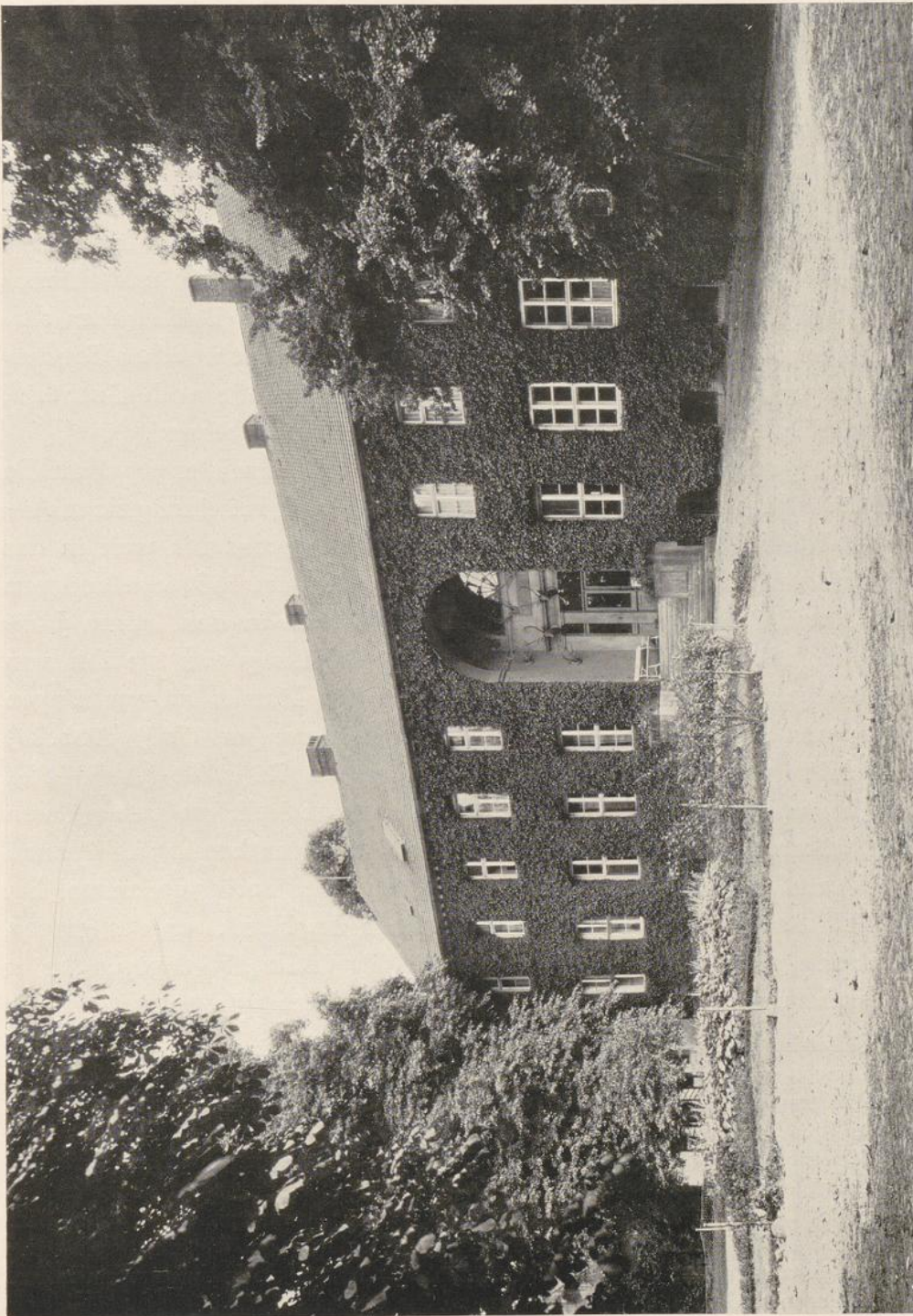


Abb. 26b. Charlottenhof. Vorderfront



Vielleicht nahm man diese Gartensäle nur deshalb so bereitwillig auf, weil man eine gewisse Vorstufe zu ihnen schon kannte: Hatte man sich einmal dazu entschlossen, die durchgehende Diele durch eine Mittelwand in zwei Teile zu trennen, so lag der Schritt nahe, auch die hinten liegende Treppe in die Vordiele zu nehmen, um aus dem Treppenhaus ein kostbares Zimmer zu gewinnen. Auf dieses sind dann wohl allmählich die französisch-italienischen Formen des Gartensaales übertragen worden. Man könnte also in den hinteren Mittelräumen von Neuhausen (Abb. 22) und Frauen-  
dorf (Abb. 15) eine Art Vorstufe zum Gartensaal sehen. Beide haben charakteristischerweise nur zwei statt der drei oder fünf sonst üblichen Fensterachsen und heben sich auch sonst nicht, weder in Fassade noch Grundriß, aus der Reihe der übrigen Räume durch irgend etwas heraus<sup>1</sup>.

Zeitlich genommen liegt der Höhepunkt des Gartensaales etwa um die Mitte des 18. Jahrhunderts. Zwar findet er sich noch bei einer ganzen Anzahl von Herrenhäusern aus der Zeit des Klassizismus bis weit in das 19. Jahrhundert hinein, — man betrachte etwa den um 1830 entstandenen Grundriß von Döbbernitz (Abb. 23). Doch kommt in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts allmählich eine Richtung auf, die ihn von seinem bevorzugten Platz in der Mittelachse des Hauses zu verdrängen oder gar ganz zu beseitigen sucht. So ist er in Horst (um 1780) (Abb. 24) aus der Mitte verschoben und seitwärtsgerückt; in Rühstädt (Abb. 41d), Matschdorf und Diedersdorf (Abb. 43d) ist an seine Stelle ein kleiner Salon getreten, während der eigentliche Saal seitwärts zu liegen kommt; in Wustrau (Abb. 25) und Charlottenhof (Abb. 26) ist er zwar noch vorhanden, hat aber gleichfalls seine Bedeutung als Hauptraum des Hauses an den großen Saal abtreten müssen; in Görbitsch (um 1770) (Abb. 27) dagegen ist er ganz verschwunden<sup>2</sup>. Diese neue Einstellung hängt aufs engste mit der

<sup>1</sup> Der über dem Neuhausener »Gartensaal« liegende Raum hat sich in seiner alten Ausstattung mit Malerei noch erhalten (Abb. Kdkm. Westprignitz). Er diente als Vorgemach zu der oben liegenden Flucht von Gesellschaftsräumen; rechts seitwärts von ihm befand sich der alte Festsaal.

<sup>2</sup> Die Tatsache, daß in Görbitsch der Gartensaal vollkommen fehlt, ist um so auffallender, als die unvergleichliche Lage des Hauses auf einer Höhe zwischen zwei Seen den Gartensaal eigentlich herausforderte! Die Stellung des Herrenhauses nimmt an sich durchaus Rücksicht auf die schöne Umgebung. (Die Längsfronten sind den beiden Seen zugekehrt; nur der Giebel zeigt nach dem etwas zurückliegenden Wirtschaftshofe.) Im 19. Jahrhundert wurden die beiden Eckräume auf dieser Seite zu einem durchlaufenden Saal zusammengezogen und so die Achse von See zu See hergestellt!



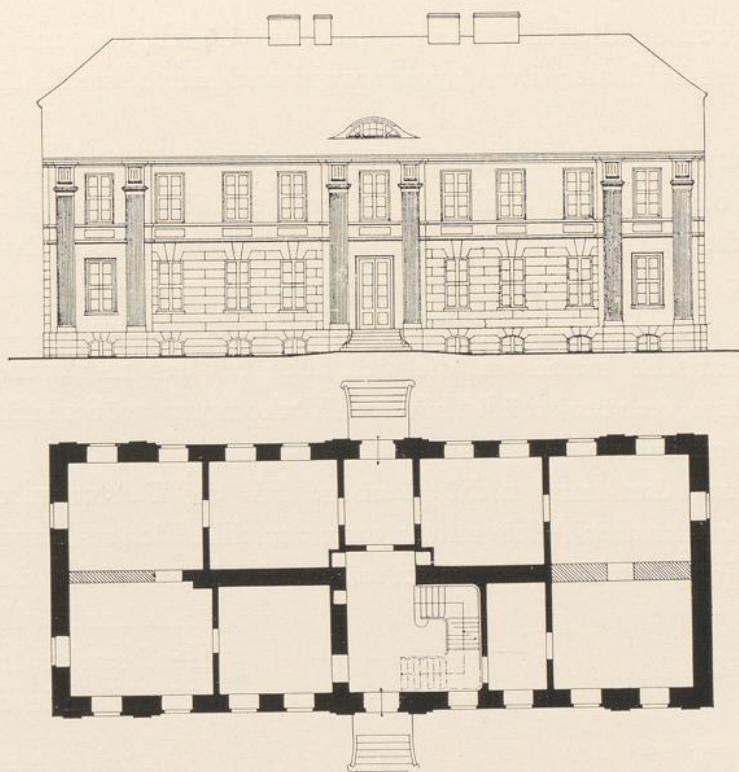


Abb. 27. Görbitsch. Rekonstruktionsversuch der Fassade. Erdgeschoß

veränderten Anschauung vom Garten zusammen; denn um diese Zeit setzt sich von England her der landschaftliche Garten bzw. Park auch in der Mark durch. Der Garten wird nicht mehr als räumliche Erweiterung des Hauses empfunden, sondern als »veredelte Natur«. Nicht mehr die strengen Achsenbeziehungen sind maßgebend, sondern der malerische Ausblick, die romantische Wirkung! — Diese Art von Reizen konnte man naturgemäß von einem seitwärtsliegenden Raum ebensogut, bzw. der seitlichen Überschnidungen wegen, besser genießen als gerade von der Mittelachse aus.

Bisweilen wiederholt sich der Gartensaal im Dach bzw. Obergeschoß in einem ähnlichen Raume, dem sogenannten Theatersaale. Hier versuchte man mit mehr oder weniger Glück und Geschick die französischen Gesellschaftsformen in der Aufführung von Komödie und Schäferspiel nachzuahmen. Diesen Theatersaal finden wir z. B. im Dachgeschoß von Schönwalde (Abb. 28). Hier erkennt man in den kleinen, seitwärtsliegenden



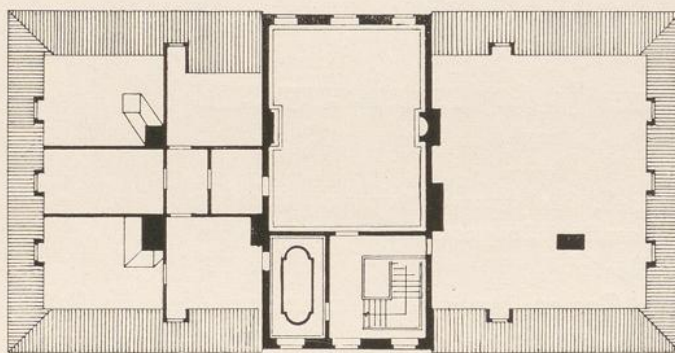
Kammern noch deutlich die Räume, die zum Umkleiden und Schminken dienten. Einen ähnlichen Zweck sollte wohl auch der obere Saal in Reckahn erfüllen<sup>1</sup>.

In Ziebingen (Abb. 29) hat Genelli im Obergeschoß einen kreisrunden Saal mit Oberlicht und Säulenstellungen geschaffen, der gleichfalls für Theaterzwecke gedacht war. Die Garderoben waren in den Zwickeln und anstoßenden, kleinen Kammern untergebracht. In diesem Saal hat dann später Tieck seine Vorlesungen gehalten. Das 18. Jahrhundert hatte hauptsächlich literarische Interessen, die sich auch bei den märkischen Herrenhäusern in dem verhältnismäßig häufigen Vorkommen größerer Bibliotheken aus dieser Zeit äußern.

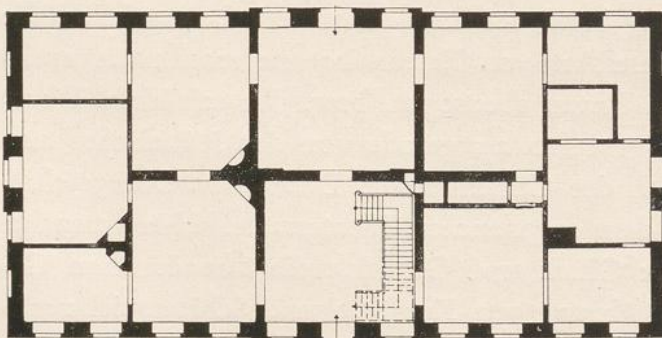
Überhaupt darf man nicht glauben, daß die Passionen des grundbesitzenden märkischen Adels immer ganz ausschließlich auf Landwirtschaft, Militär und Jagd beschränkt gewesen wären. Die Reiseberichte des Bernoulli

z. B. lassen auf ein auffallend starkes Interesse für Naturkundeschließen. Er

<sup>1</sup> Auch in Meseberg wurde zur Zeit des Prinzen Heinrich mit Leidenschaft Theater gespielt. Der Herr auf Meseberg, Major von Kapphengst, Günstling des Prinzen Heinrich, hatte auf dessen Wunsch die Primadonna des Rheinsberger Hoftheaters, Mlle. Toussaint, geheiratet. Kam der hohe Gönner von Rheinsberg her zu Besuch, so wurden ihm zu Ehren Aufführungen veranstaltet. Einer der großen Räume auf der linken Seite des Hauses diente gewöhnlich als Theatersaal, die kleinen Kammern an der Giebelseite waren die Garderoben. Vgl. Fontane Wanderungen: Die Grafschaft Ruppin.



b) Dachgeschoß



a) Erdgeschoß

Abb. 28a. Schönwalde. Dachgeschoß und Erdgeschoß



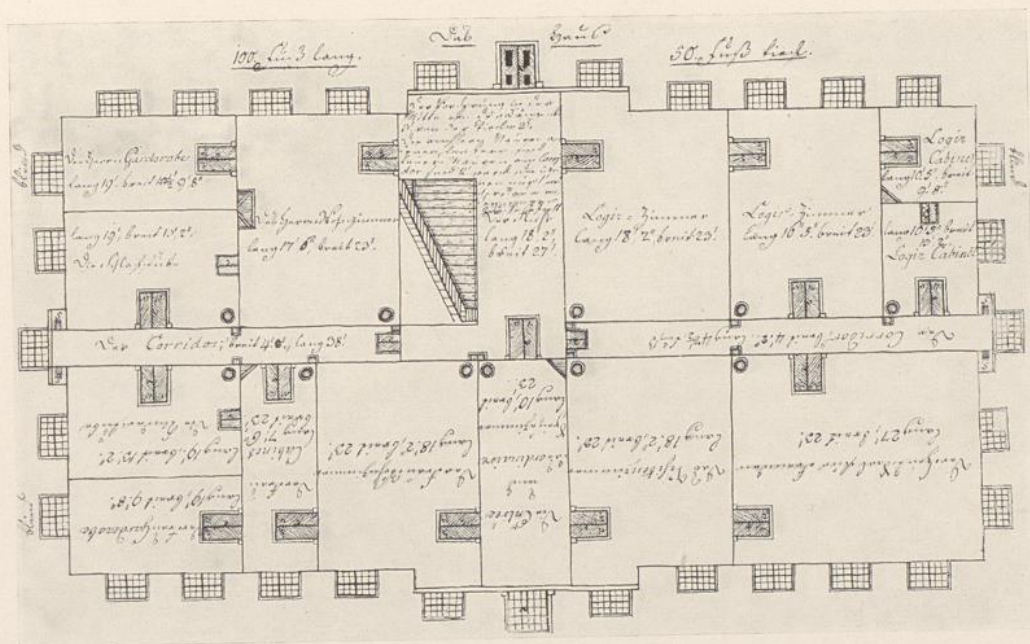


Abb. 28b. Schönwalde. Alte Skizze zu einem geplanten Umbau

erwähnt eine große Anzahl von naturgeschichtlichen Sammlungen, die auf den einzelnen Gütern zusammengetragen waren. Auch Fontane schildert in seinen »Wanderungen« eine Reihe von Häusern, deren kulturelle und geistige Bedürfnisse sich weit über das gewöhnliche Maß erhoben<sup>1</sup>. Besonders stark scheint die Fühlung mit der Berliner Geistesaristokratie um 1800 gewesen zu sein. Fontane bemerkt zu dem Verkehr im Schlosse Kunersdorf: »Die Epoche der geistreichen Zirkel, die später in der Prinz-Louis-Ferdinand-Zeit ihren Höhepunkt erreichte, war eben angebrochen. Geburt war nicht viel oder sollte nicht viel sein; Talent war alles.« —

Der Gartensaal als Zentrum des Hauses ist nun meist der Mittelpunkt einer ganzen Gruppe von Wohn- und Gesellschaftsräumen, die auf eine durchlaufende Tür — bzw. Fensterachse aneinander gereiht sind. Auch diese sogenannte »Enfilade« ist an und für sich in der Mark nichts Neues. Bei den Häusern mit zentralem Grundriß lag ihre Anwendung eigentlich schon ganz nahe; sie wird zur Selbstverständlichkeit, sobald man sich zu einer symmetrischen Durchbildung, vor allem des Mittelraumes entschlossen hatte. So finden wir diese Achsenreihung bald nach dem großen Kriege

<sup>1</sup> Vgl. Fontane, Wanderungen: z. B. die Kapitel Blumberg, Kunersdorf, Tamsel und Tegel.



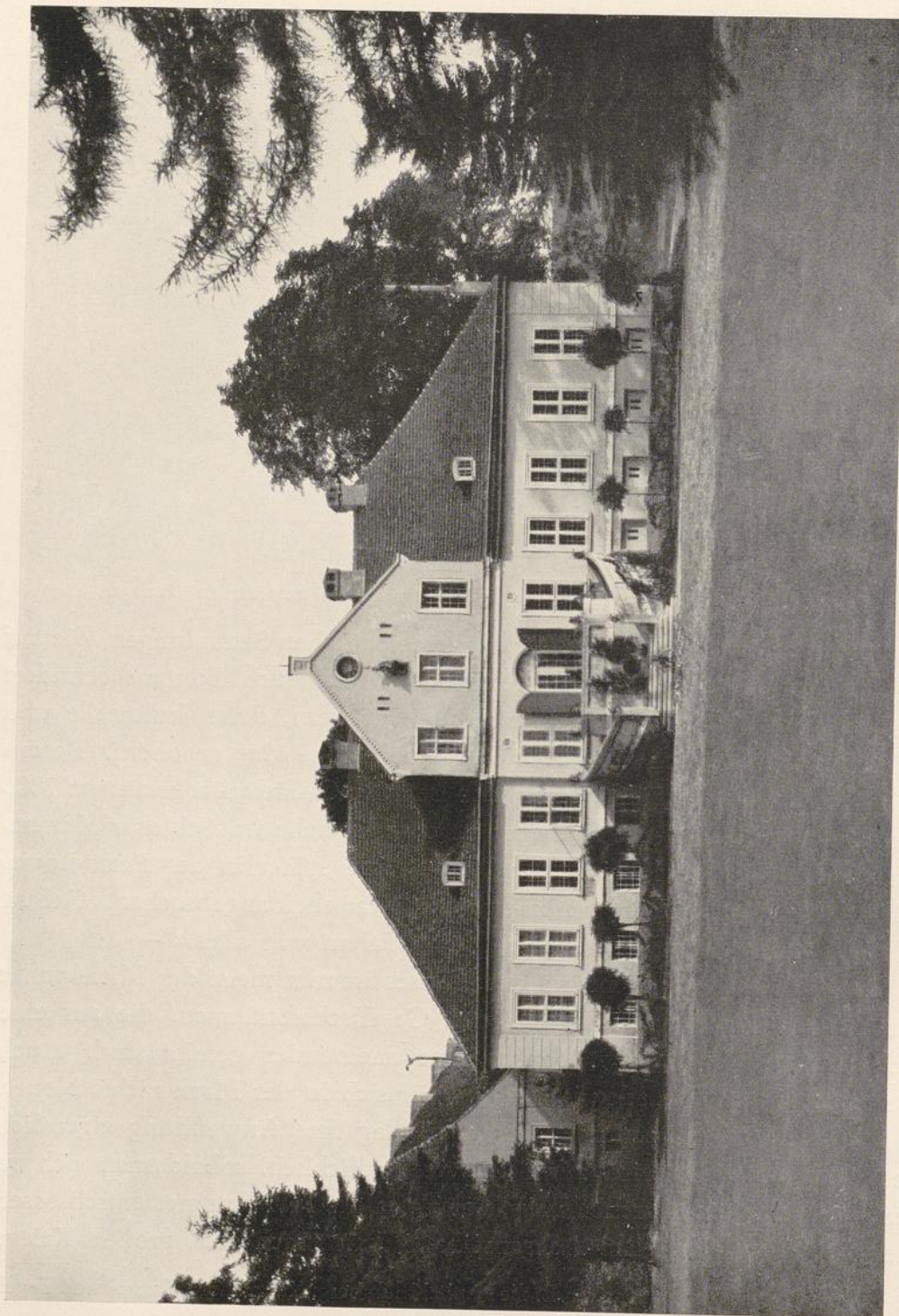


Abb. 28c. Schönwalde. Gartenfront





Abb. 28d. Schönwalde. Wirtschaftsflügel



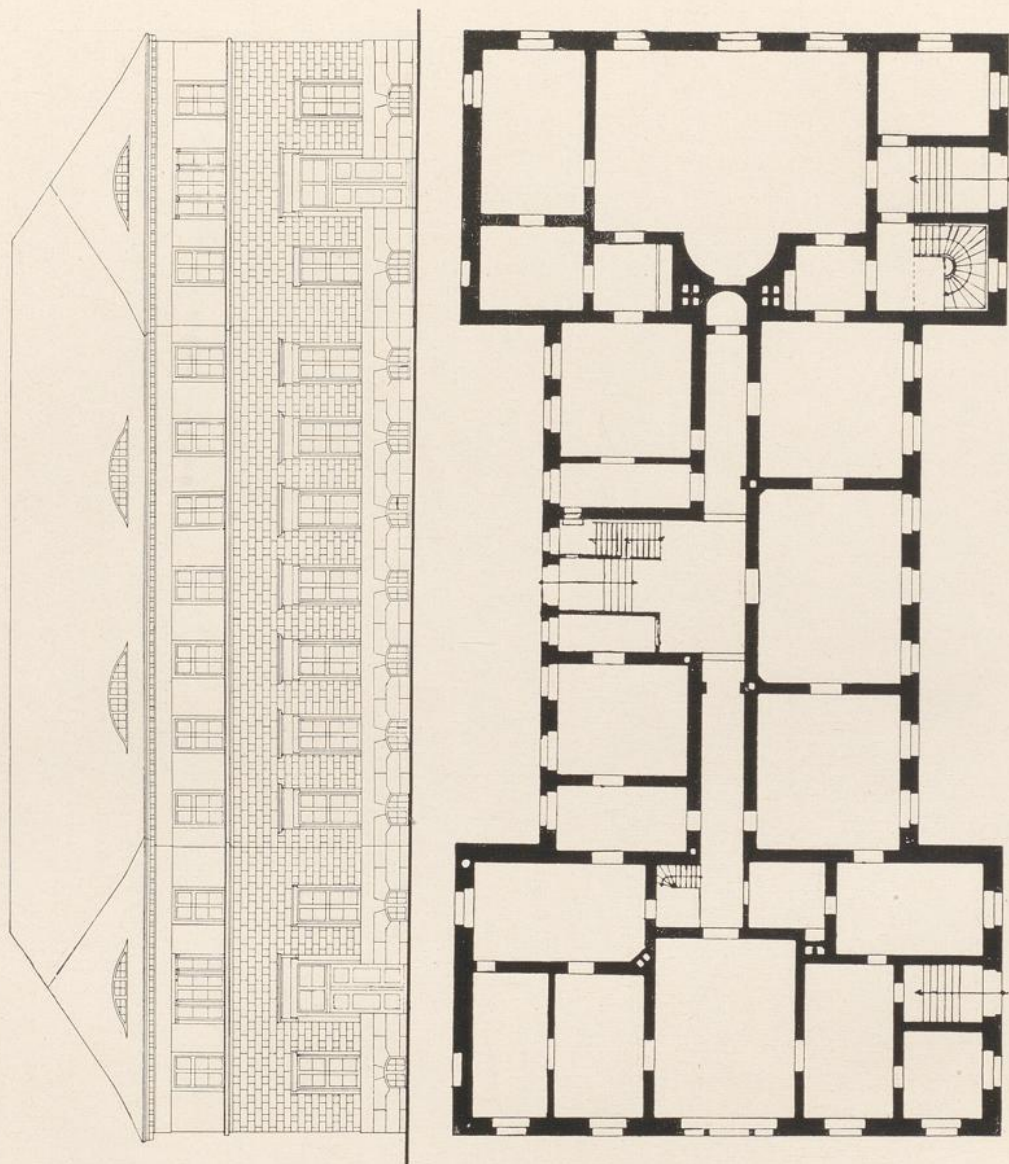


Abb. 29a. Ziebingen. Front nach dem alten Vorhof und Erdgeschoß

schon in dem einfachen Fachwerkhaus von Zernikow (Abb. 13), ebenso in Markendorf. Auch in den mehr langgestreckten Häusern von Hohenjehsar (Abb. 30) und Neuhausen (Abb. 22) sehen wir sie durchgeführt, — bei dem ersteren allerdings nur im Obergeschoß. Ihre ganz konsequente Anwendung, also die Verbindung der einzelnen aufgereihten Räume auch durch die Giebelfenster mit dem umgebenden Garten, wie sie in Frankreich üblich war, findet sich charakteristischerweise nur in Reckahn und



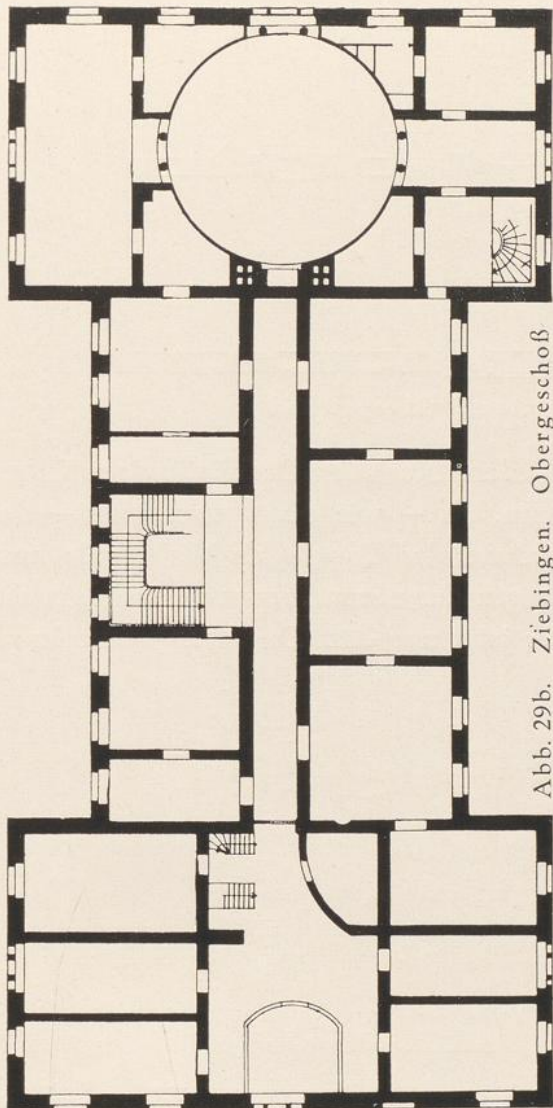


Abb. 29b. Ziebingen. Obergeschoß

Trebichow! In der Mark wird diese »Enfilade« schon deshalb nicht streng durch die ganze Länge des Hauses hindurchgeführt, weil man vielfach im Erdgeschoß auch Nebenzimmer und Gasträume unterbringen wollte, die natürlich mit den Haupträumen keine Verbindung haben sollten. So ist es auffallend, wie wenig sie z.B. bei dem sonst so großzügigen Zützen (Abb. 31) zur Anwendung kommt! In Reitzenstein (Abb. 45) ist sie durch das sogenannte »Gewölbe« unterbrochen. —

Bei der Frage nach der Verteilung der einzelnen Räume und ihrem Zusammenhange untereinander werden wir unterscheiden müssen zwischen Häusern, deren Grundriß dem Quadrat verhältnismäßig angenähert, auf eine mehr zentrale Gruppierung der Räume ausgeht und solchen, die das langgezogene Rechteck vorziehen, und so die »Kommunikation« der einzelnen Räume zu ihrem Haupt-

problem machen. Im engsten Zusammenhange hiermit steht die Frage nach den Wirtschaftsräumen. Sie gewinnt verstärkte Bedeutung, wenn man bedenkt, daß in einem Landhaushalt auch heute noch die Erzeugnisse der Wirtschaft in weitgehendem Maße verwendet werden, um Einkäufe einzuschränken und bares Geld zu sparen. In armen und bedürfnislosen Zeiten aber stellte eine ausgesprochene Hausindustrie die Wirtschaft fast ganz auf sich selbst.

Die Häuser der Renaissance gehören fast alle der ersten Gruppe an: Die durchgehende mittlere Diele ist der eigentliche Hauptraum des Hauses,



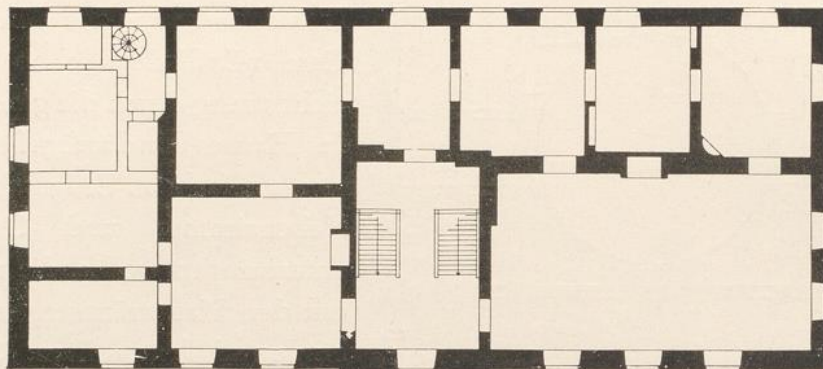


Abb. 30. Hohenjehsar. Obergeschoß

an den sich alle anderen Räume anschließen. Nach dem Dreißigjährigen Kriege verschiebt sich die Sachlage insofern, als — wie oben geschildert — der große Mittelraum durch die Aufnahme der Treppe als Wohnhalle ausgescheidet. Die großartigen Abmessungen der neuen Treppe verwandeln die Diele in einen geräumigen Flur, der jetzt nur dem Durchgangsverkehr zu

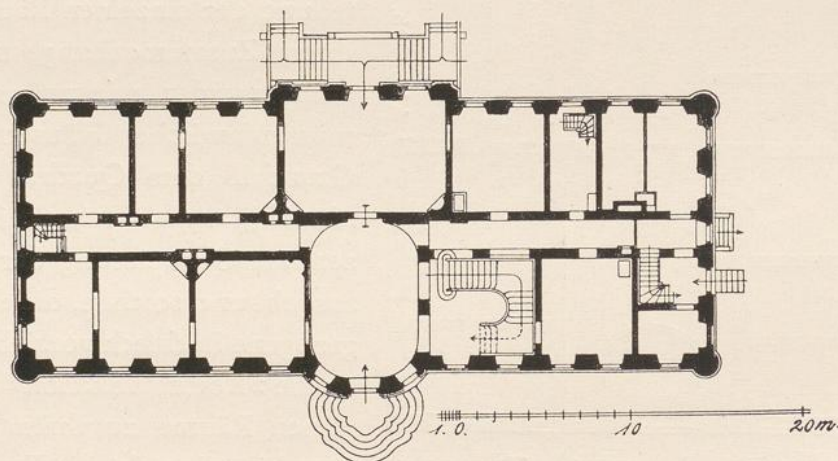


Abb. 31. Zützen. Erdgeschoß

den drei bis vier »Gemächern« und zum Festsaal dient. Diese Art der Lösung wurde bis ins 19. Jahrhundert beibehalten.

Bei den einstöckigen Häusern der ersten Gruppe ist der Grundriß des Dachgeschosses außerordentlich einfach: auf jeder Giebelseite liegen zwei überlange niedrige Kammern (lichte Höhe 2,30 m oder nicht viel mehr), in der Mitte eine durchgehende Diele mit der Treppe, die von der Hof-



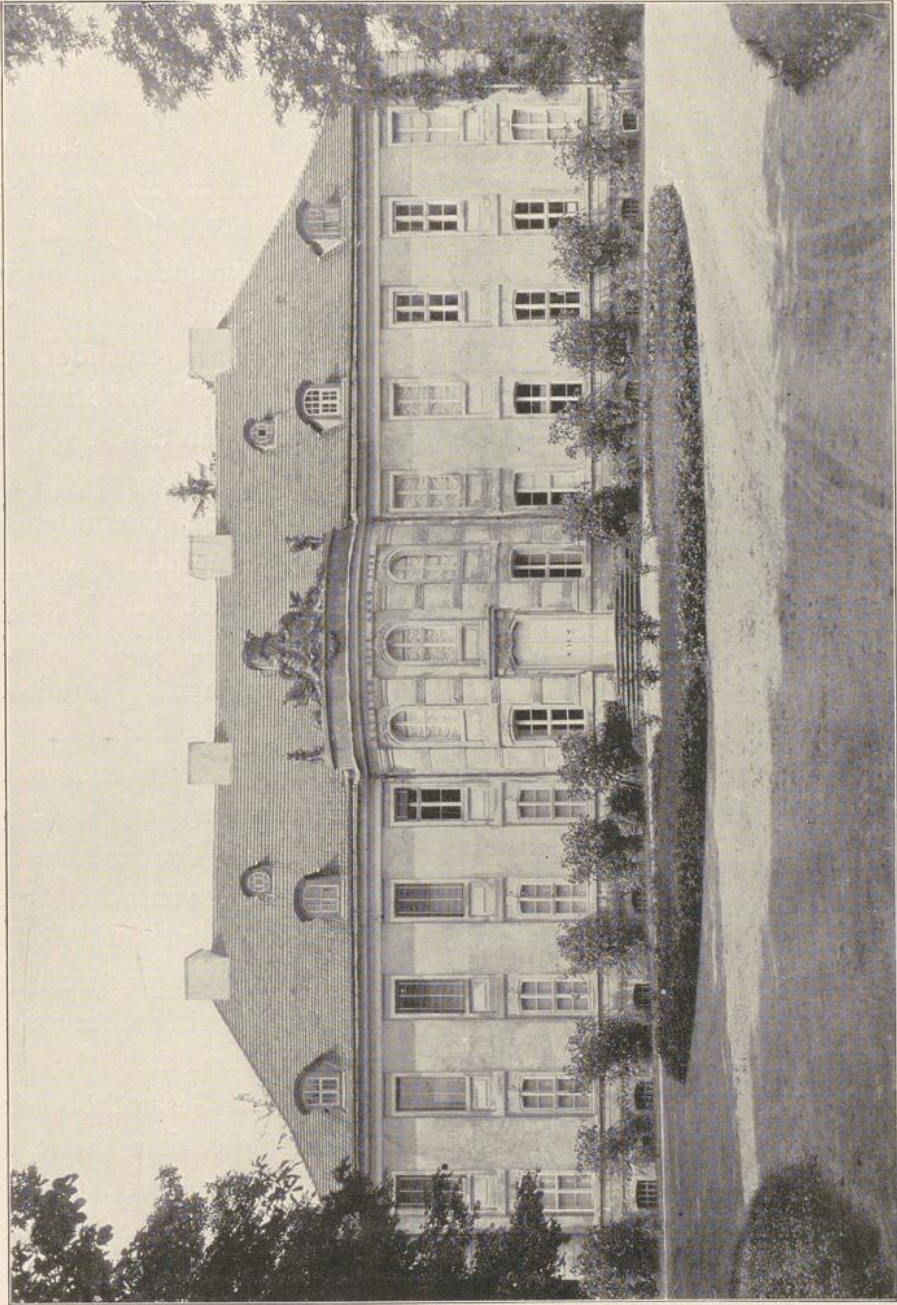
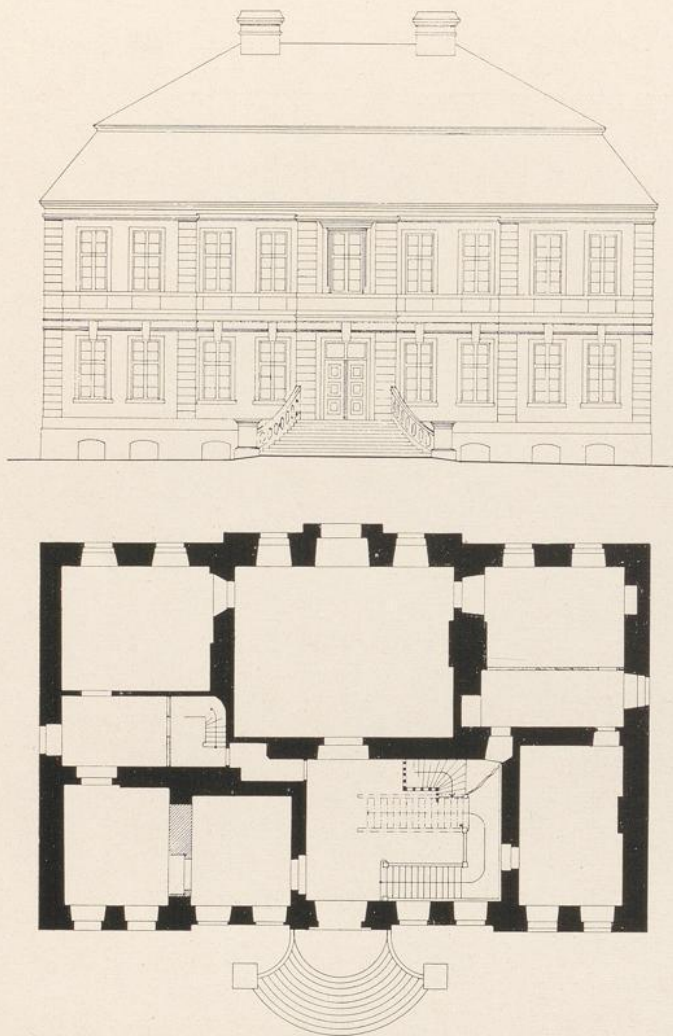


Abb. 31b. Zützen. Vorderfront





seite durch ein großes Fledermausfenster in der Dachhaut ihr Licht empfängt (vgl. Frauendorf Abb. 15)<sup>1</sup>.

Bei zweistöckigen Gebäuden wie Markendorf und Matschdorf wiederholt sich gewöhnlich der Erdgeschoßgrundriß im oberen Stockwerk.

In Herzogswalde (Abb. 32) und Alt-Madlitz (Abb. 33) hat man den sehr interessanten Versuch gemacht, vom Treppenhaus möglichst viel Zimmer direkt zugänglich zu machen. In Herzogswalde (um 1650) ist das »Degagement« außerordentlich geschickt in Verbindung mit der sehr malerischen Treppenführung gelöst. Das Treppenhaus besitzt die vierfache Breite eines Treppenlaufes. Der

unterste Lauf führt im ersten Feld vom Erdgeschoß zu einem Zwischenpodest empor, das in halber Raumhöhe eingespannt ist. Ein zweiter Lauf erreicht von hier aus die Fußbodenhöhe des Obergeschosses über dem dritten Feld. Da die Gesamthöhe des Erdgeschosses etwa 5 m beträgt, so ist sowohl über als unter dem Zwischenpodest volle Kopfhöhe vorhanden und es kann im Obergeschoß um den mittleren Teil des Treppenhauses herum ein Umgang geschaffen werden, von dem aus alle Räume zugänglich sind. Die Treppe zum Dachboden aber liegt mit ihrem unteren Lauf jetzt über dem zweiten Feld, ihr oberer

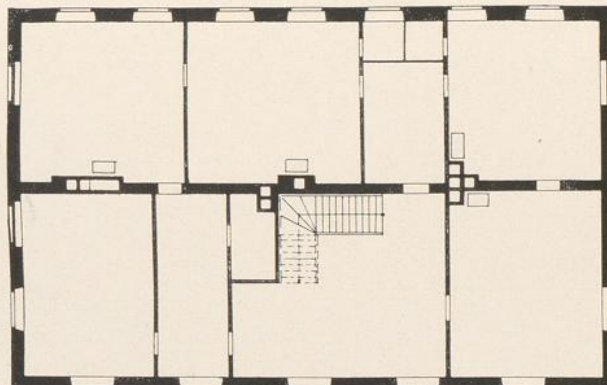
<sup>1</sup> Auch der Grundriß des Klauswalder Dachgeschosses ist fast genau der gleiche.



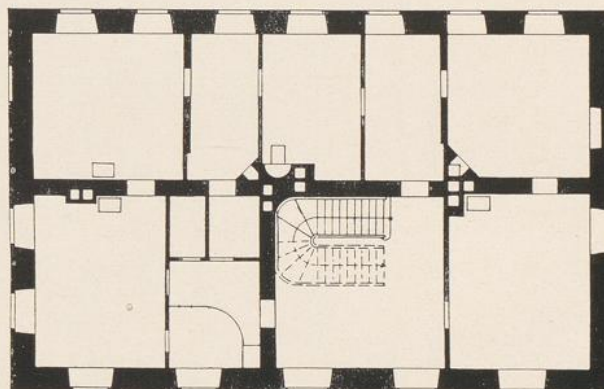
Lauf wieder über dem dritten. Auf diese Weise sieht man von unten alle vier Läufe, und es ergeben sich für das Auge höchst reizvolle Überschneidungen! Das vierte Feld wird im Erdgeschoß von einer Kellertreppe eingenommen, die zu den Küchenräumen nach unten führt. Allerdings ist es unwahrscheinlich, daß die Küche schon von Anfang an im Keller sich befunden hat. Es ist anzunehmen, daß sie auch hier ursprünglich abseits auf dem Hofe lag.

Dieser an sich äußerst entwicklungsfähige Herzogswalder Typ ist merkwürdigerweise in der Folgezeit anscheinend nicht mehr aufgenommen worden.

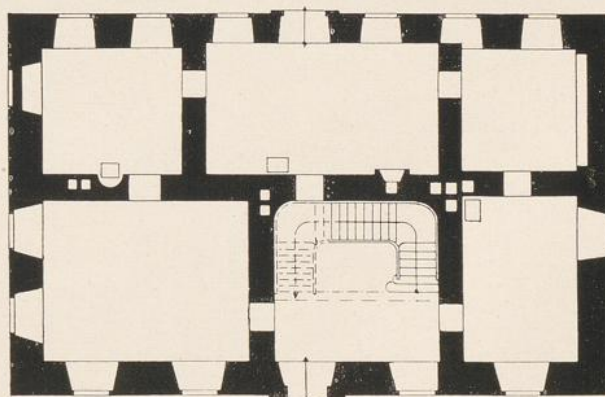
Alt-Madlitz zwar zeigt einen verwandten Grundriß, doch war es bei der hier gewählten Treppenlösung nicht möglich, in jedem Stockwerk mehr als drei Räume direkt zugänglich zu machen; der Rest bleibt gefangen. Auch sonst ist der Baumeister noch nicht aller Schwierigkeiten Herr geworden. Sehr eigentümlich ist zum Beispiel im Erdgeschoß, daß die Wand rechts vom Treppenhaus sich in einer Fenster-



Zweites Obergeschoß



Erstes Obergeschoß



Erdgeschoß

Abb. 33. Alt-Madlitz



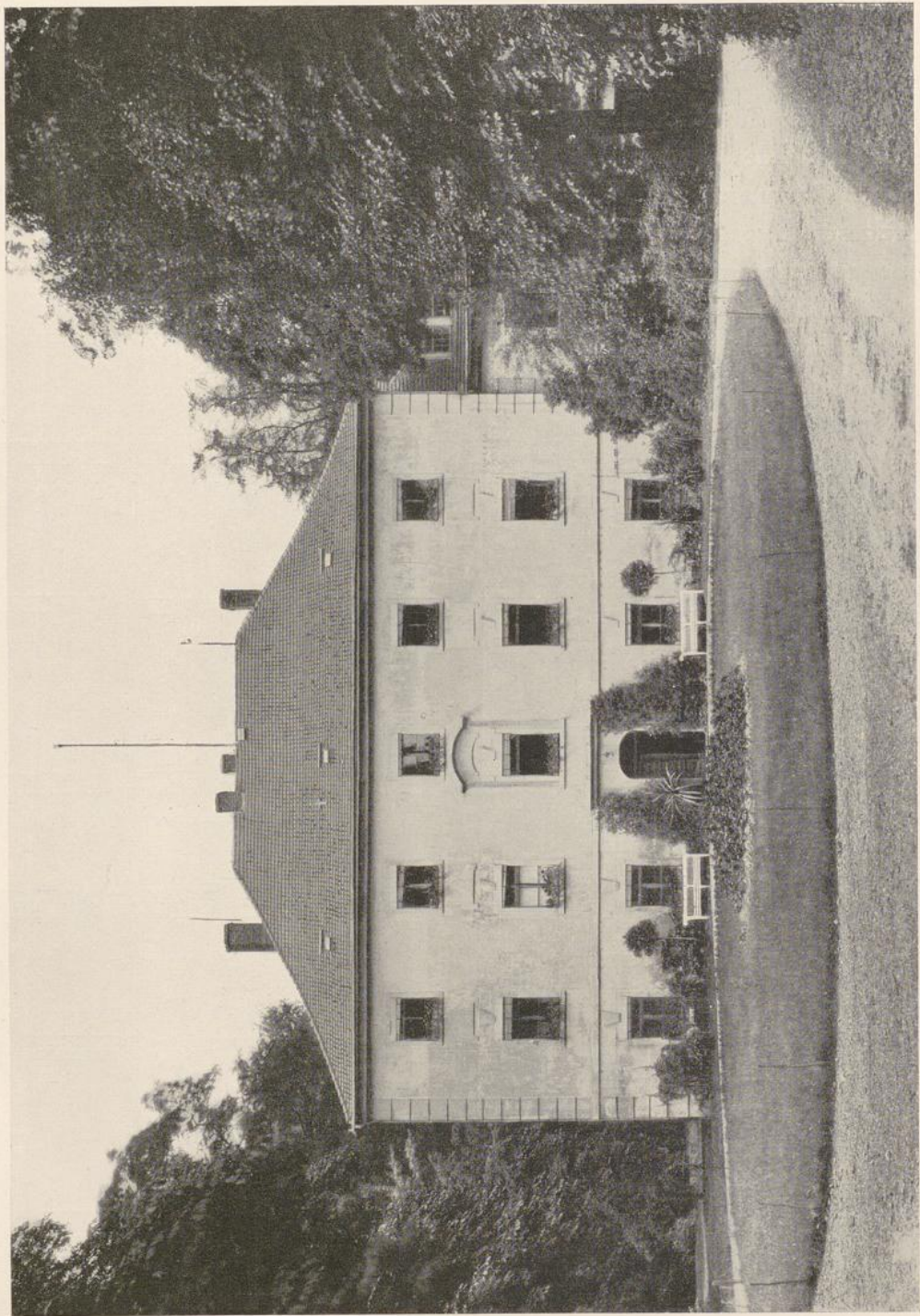


Abb. 33. Alt-Madlitz. Vorderfront



nische des rechten hinteren Eckraumes totläuft. Aus dem Grundriß ergibt sich für diese merkwürdige Lösung keine zwingende Notwendigkeit; im Gegenteil, für die Symmetrie der Fensterstellung im Gartensaal wäre ein Verschieben der Wand nach links nur wünschenswert gewesen. Vielleicht sind Mauerteile eines älteren Hauses stehen geblieben und beim Neubau mit einbezogen worden.

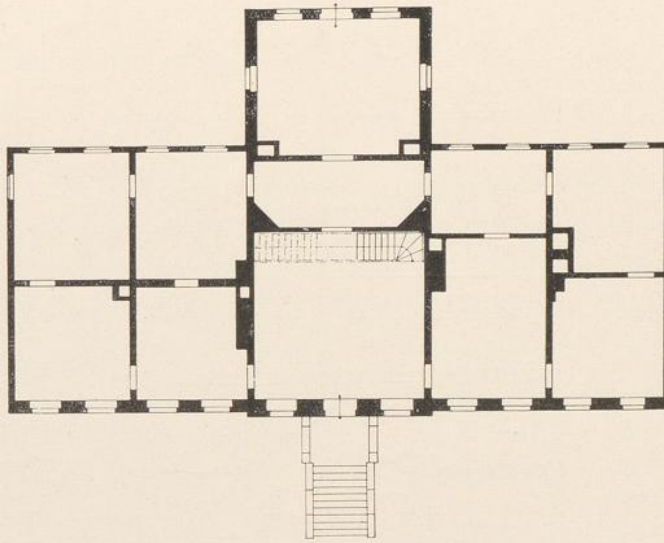


Abb. 34. Neuendorf. Erdgeschoß

In diesem Zusammenhange wäre auch das Gutshaus von Neuendorf (Abb. 34) zu nennen, das ursprünglich als Jagdschloß für Friedrich Wilhelm I. gebaut sein soll. Hier haben sich die an den Giebelseiten liegenden Kammern schon zu vollwertigen Stuben ausgewachsen. Doch ist die starke Betonung der Mitte als Zentrum des Hauses bemerkenswert.

In Grabow (Abb. 35, um 1780) findet sich dieser zentrale Charakter gleichfalls ausgeprägt, wenn hier auch schon ein kurzer Stichkorridor angelegt wird, um auch die beiden rechten hinteren Räume direkt zugänglich zu machen. Der ovale Gartensaal ist vielleicht der schönste Innenraum aller märkischen Herrenhäuser! Bei einer betonten Einfachheit wirkt er nur durch seine herrlichen Proportionen. Einer seiner Hauptreize liegt in den weiten Abständen der beiden seitlichen Fenster von der mittleren Terrassentür. Diese Fensterstellung war aber nur dadurch möglich, daß der Saal in seiner halben Länge über die Gartenfront hinaus

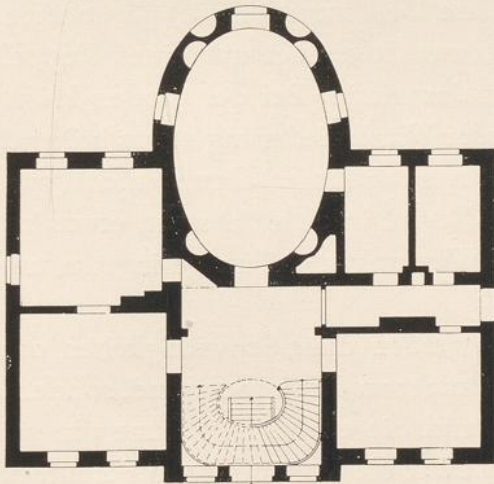


Abb. 35. Grabow. Erdgeschoß



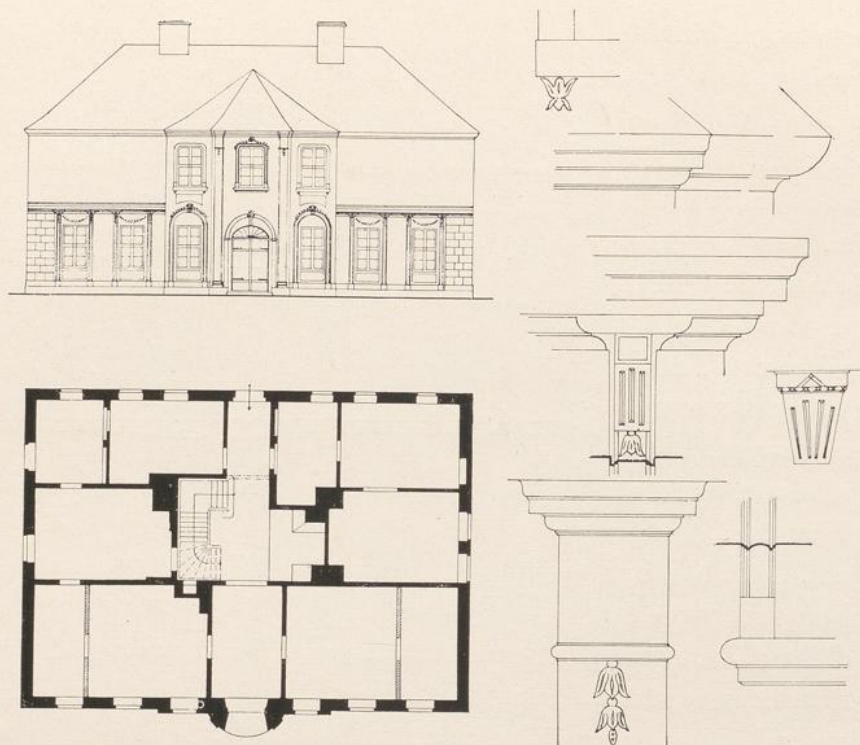


Abb. 36. Reppen (Herrenhof) Vorderfront, Grundriß und Einzelheiten

springt. Die hieraus sich ergebende schwierige Massenverteilung hat der Architekt nicht ganz zu bewältigen vermocht. (Ein seitlicher Anbau aus neuerer Zeit, der unglücklicherweise die gleiche Hauptgesimshöhe angenommen hat, unterstreicht noch weiter diese Unstimmigkeiten.) Im oberen Geschosß wiederholt sich der ovale Saal, nur ist er hier mit einer Kuppel überdeckt, die weit ins Dachgeschoß hineinspringt. Bei der großen Höhe dieses Raumes macht sich das Fehlen jeder Wandgliederung etwas störend bemerkbar. Auch die Haupttreppe ist trotz guter Linienführung nicht ganz im Maßstab geglückt. Sie wirkt für den Raum, in dem sie steht, etwas zu massig, auch kümmert sie sich in ihrer Windung nicht im geringsten um die Fensterstellung.

Im Herrenhof zu Reppen (Abb. 36) werden diese Schwierigkeiten dadurch gänzlich vermieden, daß die Treppe nicht an die Außenwand, sondern in die Mitte des Hauses gebracht wird und die einzelnen Räume um sie herumgelegt werden<sup>1</sup>. Auf diese Weise ist zwar die Verbindung der Zimmer

<sup>1</sup> Der Treppe gegenüber, an den beiden Schornsteinen, lagen wohl früher die Aborte.



untereinander einigermaßen hergestellt, aber dieser Vorteil wird mit der schlechten Beleuchtung der Treppe erkaufte. Immerhin ist man hier ohne Korridor ausgekommen.

Auch in Deulowitz (Abb. 52) hat man sich große Mühe gegeben, einen Längsflur zu vermeiden. Bei den Häusern mit zentraler Grundform spielt der Korridor überhaupt eine ganz untergeordnete Rolle, er hängt vielmehr mit der Grundrißbildung der anderen Gruppe zusammen, mit den Häusern, die als Grundform ein mehr langgezogenes Rechteck wählen. Zunächst um 1700 be-  
hilft man sich auch bei diesen Typen noch ohne ihn: nehmen die Wirtschaftsräume im Erdgeschoß die eine Hälfte des Hauses rechts oder links von der Vorhalle ein, wie etwa in Sandow (Abb. 37) und Schönfeld (Abb. 38), so kann man in die andere mehrere vollkommene Gemächer legen, braucht also keinen Korridor. In dem 1738 entstandenen Meseberg ließ er sich durch die geschickte Anbringung der beiden Nebentrep-  
pen vermeiden. In Reckahn ist er durch die gute Verbindung der Räume untereinander überflüssig; auch in Trebichow kann man noch nicht von einem Korridor sprechen: die schmalen Durchgänge dienen, wie schon erwähnt, dazu, um unbemerkt ein Zimmer betreten oder verlassen zu können, vor allem

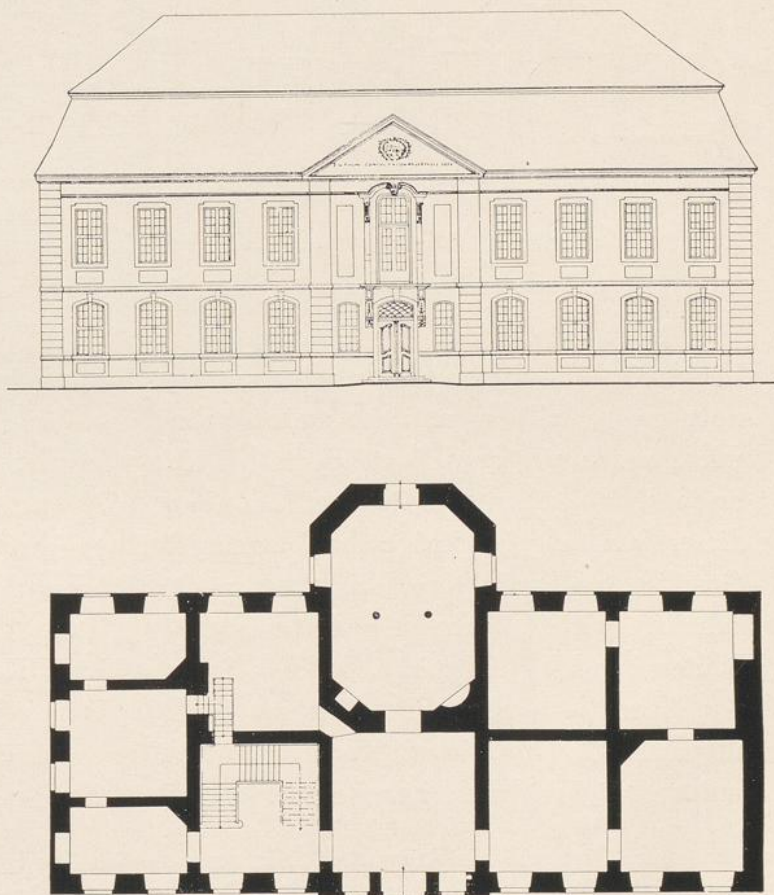


Abb. 37. Sandow. Vorderfront. Erdgeschoß



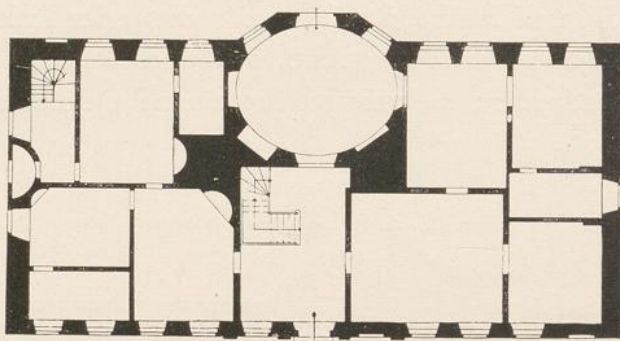
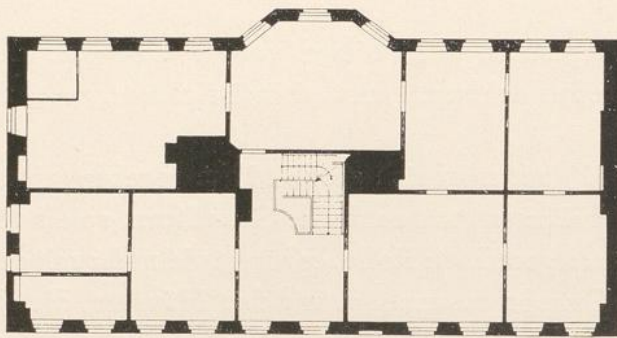


Abb. 38. Schönfeld. Obergeschoß. Erdgeschoß

aber dem Verkehr der Dienstboten und dem Ofen heizen.

Auch die übrigen einstöckigen Häuser, deren Wirtschaftsräume im Kellergeschoß liegen, die in ihrer Geschoßverteilung also den italienisch-französischen Gewohnheiten folgen, haben die Austeilung der Zimmer dadurch verhältnismäßig leicht, daß sie Wohn-, Gesellschafts- und Schlafräume in einem Stockwerk vereinigen müssen. So können die Schlafzimmer an die Giebelseiten kommen, während die Mitte von Wohn- und Gesellschaftsräumen einge-

nommen wird. (Vergl. Griesel [Abb. 39] und Schönwalde [Abb. 28].)

Reiht man jedoch die Wirtschaftsräume im Erdgeschoß an der hinteren Längsseite des Hauses nebeneinander auf, so ist ein trennender Korridor notwendig, falls man nicht zu so primitiven Grundrissen kommen will, wie sie sich vor dem Dreißigjährigen Kriege etwa in Ketzür und Kemnitz finden<sup>1</sup>. So sehen wir in dem schon um 1690 entstandenen Hohenjehsar diese Trennung im Erdgeschoß bereits durchgeführt<sup>2</sup>, die dann bei dieser Gruppe in der Folgezeit bis weit ins 19. Jahrhundert hinein immer beibehalten wird, gleichgültig, ob es sich dabei um ein- oder zweistöckige Bauten handelt. (Beispiele: Balkow, Saarow, Horst, Kemnath, Pinnow usw.)

Allmählich aber, um die Mitte des 18. Jahrhunderts, findet man ganz allgemein Geschmack am Korridor und führt ihn auch im Erdgeschoß derjenigen Häuser durch, deren Wirtschaftsräume im Kellergeschoß liegen. So

<sup>1</sup> Der Grundriß von Radenickel z. B., der sicher erst ins 18. Jahrhundert gehört, zeigt diese Verwandtschaft. Er ähnelt in seiner Raumverteilung dem von Ketzür.

<sup>2</sup> Das Erdgeschoß ist in neuerer Zeit einigermaßen verändert worden.



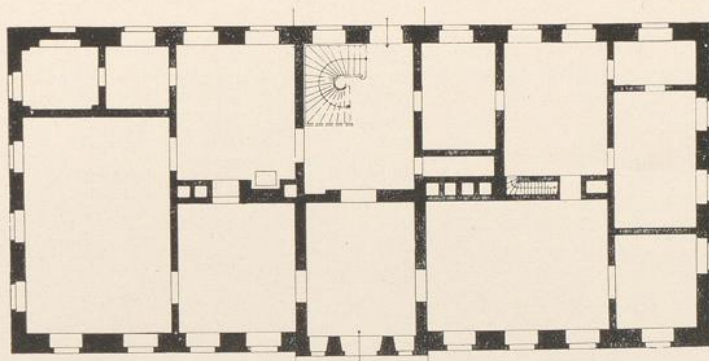


Abb. 39. Griesel. Erdgeschoß



Abb. 40b. Balkow. Vorderfront, unten Erdgeschoß

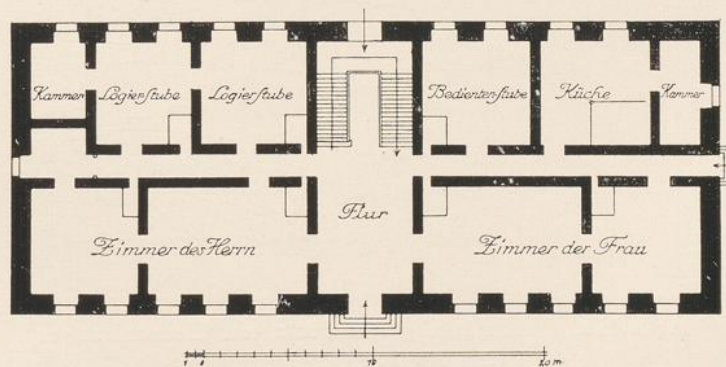


Abb. 40. Balkow



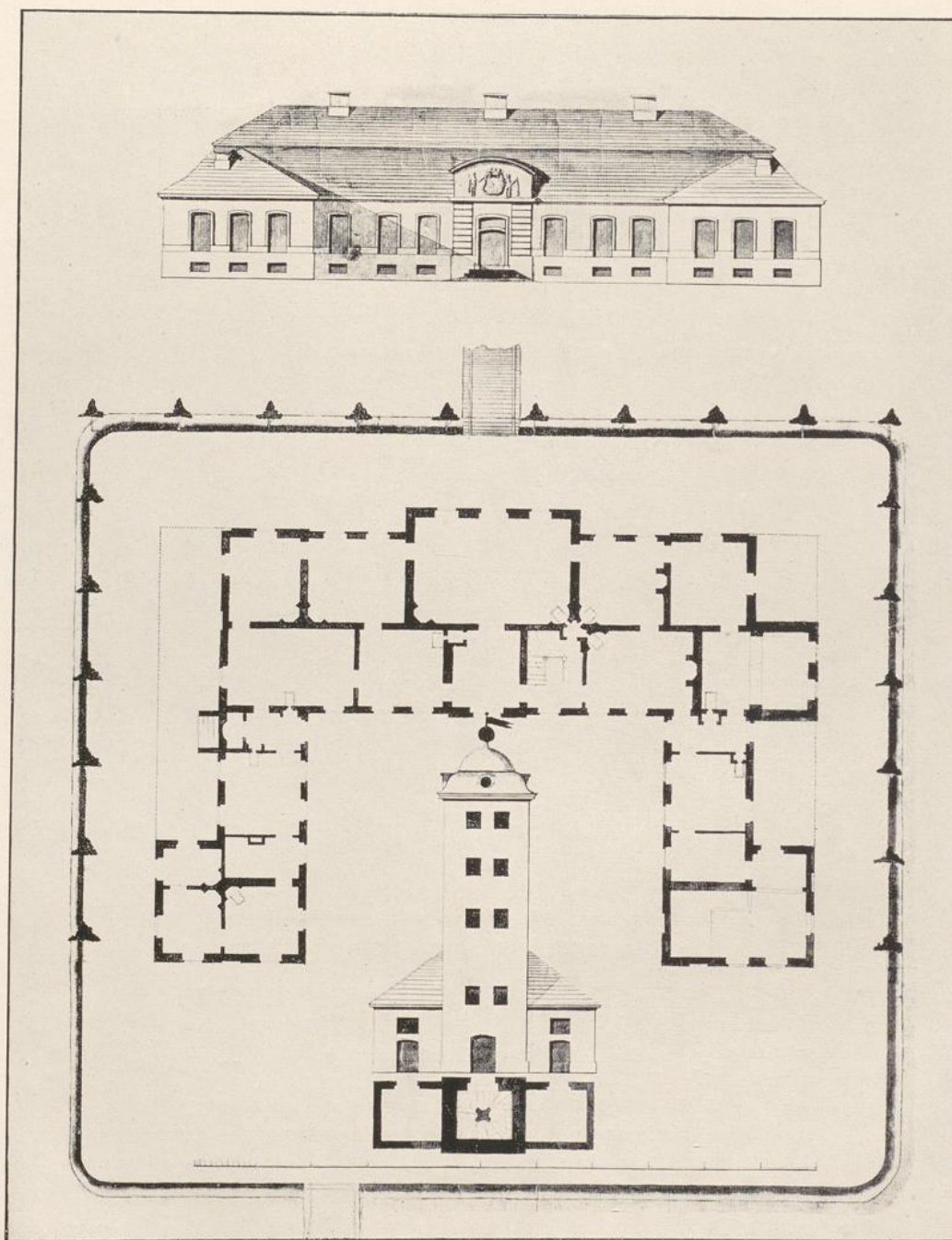


Abb. 41a. Rühstädt. Plan des alten Herrenhauses  
(um 1780 abgebrannt)



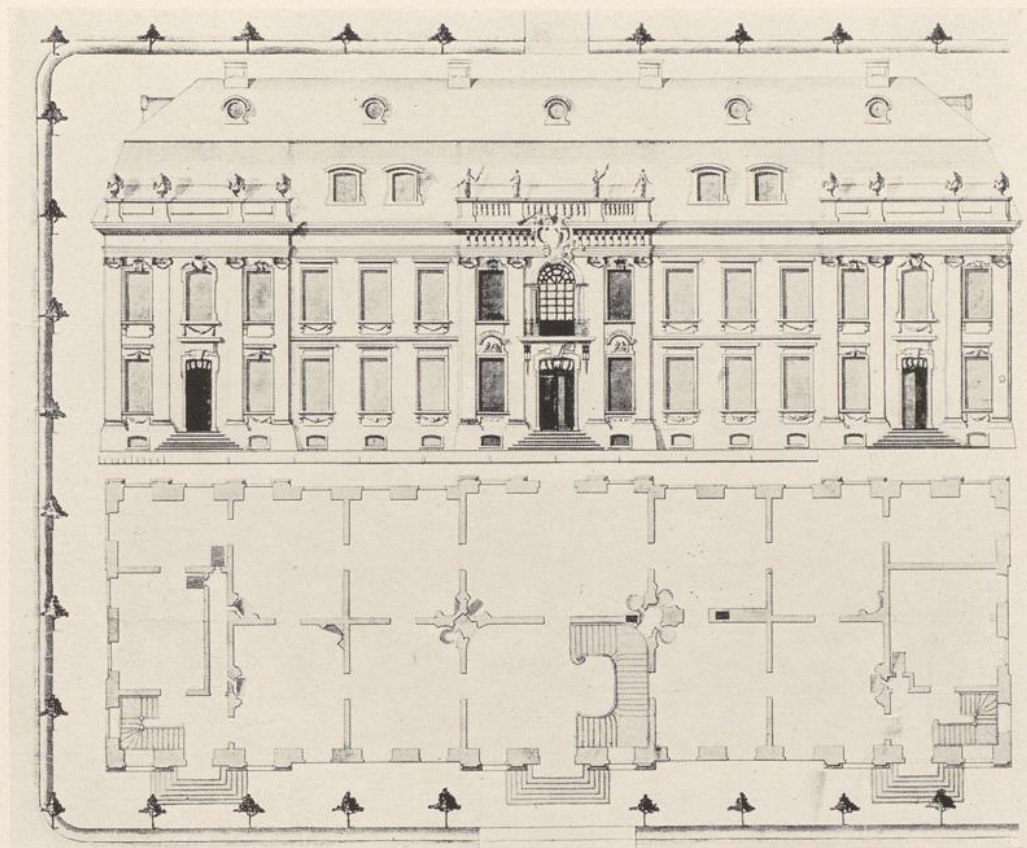


Abb. 41b. Rühstädt. Erster Entwurf zum Neubau des Herrenhauses

bestand die Möglichkeit, auch einzelne Gastzimmer sowie eine Anzahl von Nebenräumen, die man der Bequemlichkeit halber nicht unten bei den eigentlichen Wirtschaftsräumen haben wollte, mit im Erdgeschoß unterzubringen und vor allem, jeden einzelnen Raum direkt zugänglich zu machen.

In Zützen (Abb. 31, 1754) wird der Korridor zum ersten Male durch die ganze Länge des Hauses hindurchgelegt. Die Wirtschaftsräume liegen im Kellergeschoß. Da die »Enfilade« nicht durchgeführt ist, so darf man annehmen, daß die nicht aufgereihten Räume der Zimmerflucht als Gastzimmer und Nebenräume gedacht sind; sicher ein Nebenraum, wahrscheinlich eine Dienstkammer, ist das zweite Zimmer rechts neben dem Gartensaal, das durch eine eingeschobene Zwischendecke in zwei übereinanderliegende niedrige Kammern geteilt ist.



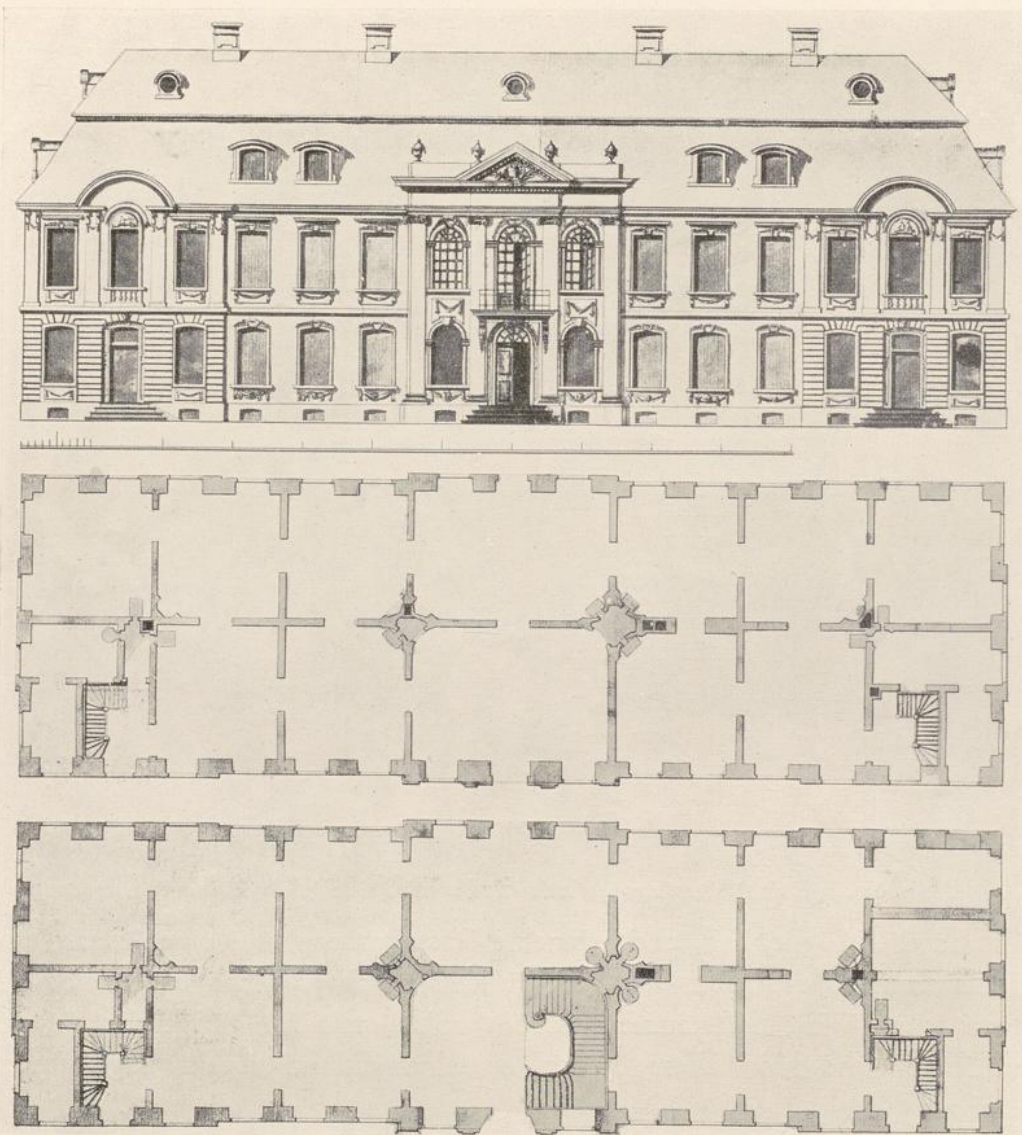


Abb. 41c. Rühstädt. Zweiter Entwurf zum Neubau des Herrenhauses

Am klarsten wird der Sinn des durchlaufenden Korridores in Balkow (Abb. 40), 1765. Durch die ausgesprochene Vierteilung des Hauses sollen die Gäste- und Wirtschaftszimmer von den vorderen Haupträumen getrennt werden bzw. ihren eigenen Zugang erhalten.

Außerordentlich interessant ist die Idealskizze (Abb. 28b), die der Besitzer von Schönwalde, ein Herr von Risselmann, um 1780 herum auf-



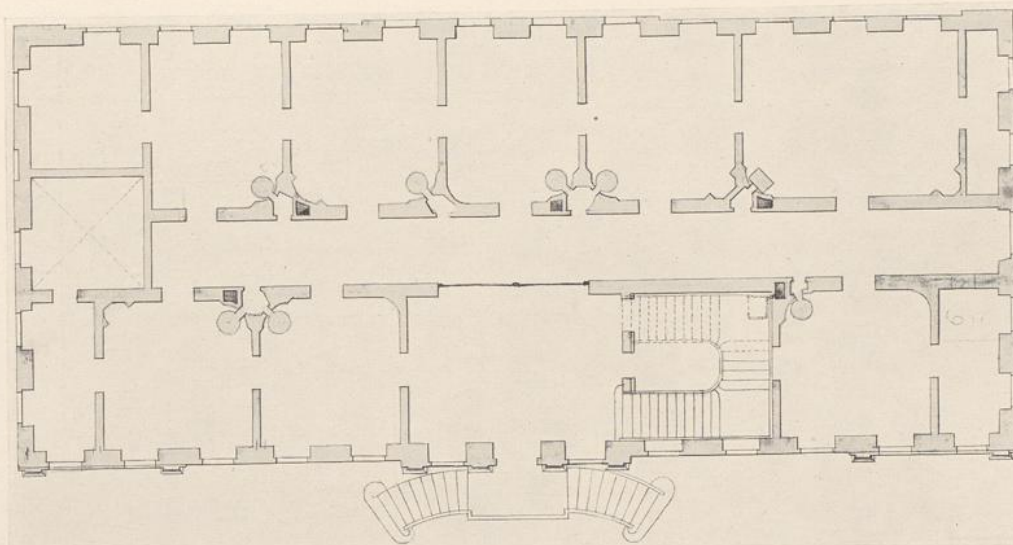


Abb. 41d. Rühstätt. Ausgeführter Plan des Erdgeschosses

gezeichnet hat, wohl um sich klarzumachen, wieviel von den ideellen Forderungen eines neuen Wohnbedürfnisses an dem alten Hause durchzuführen wäre. Man sieht, die organische Grundrißauffassung des Barock, die einheitliche Komposition aller Räume, ist geschwunden. An Stelle der schönen großen Zimmer mit ihren guten Abmessungen treten schmale Kammern mit unmöglichen Verhältnissen. Das direkte Zugänglichmachen aller Räume wird mit dem Zerreißen des ganzen Grundrisses teuer erkauf<sup>1</sup>.

Bei den Neubauplänen für das abgebrannte Schloß Rühstätt genügten die ersten Projekte (Abb. 41b und c), in denen die Räume im alten Sinne nur durcheinander zugänglich gemacht sind, dem Bauherrn nicht mehr. Er ließ einen weiteren Entwurf anfertigen, bei dem der durchlaufende Korridor den Zugang zu den einzelnen Räumen ermöglichte und so den modernen Wohnbedürfnissen besser entsprach (Abb. 41d) (um 1780).

Das Erdgeschoß in Casel (Abb. 42, um 1800) bietet ein gutes Beispiel dafür, wie die früher untrennbare Einheit von Eingangshalle und Gartensaal durch den Korridor zerstört wird: Der Haupteingang befindet sich im Souterrain zu ebener Erde; man erreicht das Erdgeschoß über die

<sup>1</sup> Erfreulicherweise ist es bei dieser Skizze geblieben, und das Haus hat sich mit seinen schönen Stuckdecken fast unverändert bis auf den heutigen Tag erhalten. Im Äußeren wurde es allerdings um 1850 herum »modernisiert« (Abb. 28c).



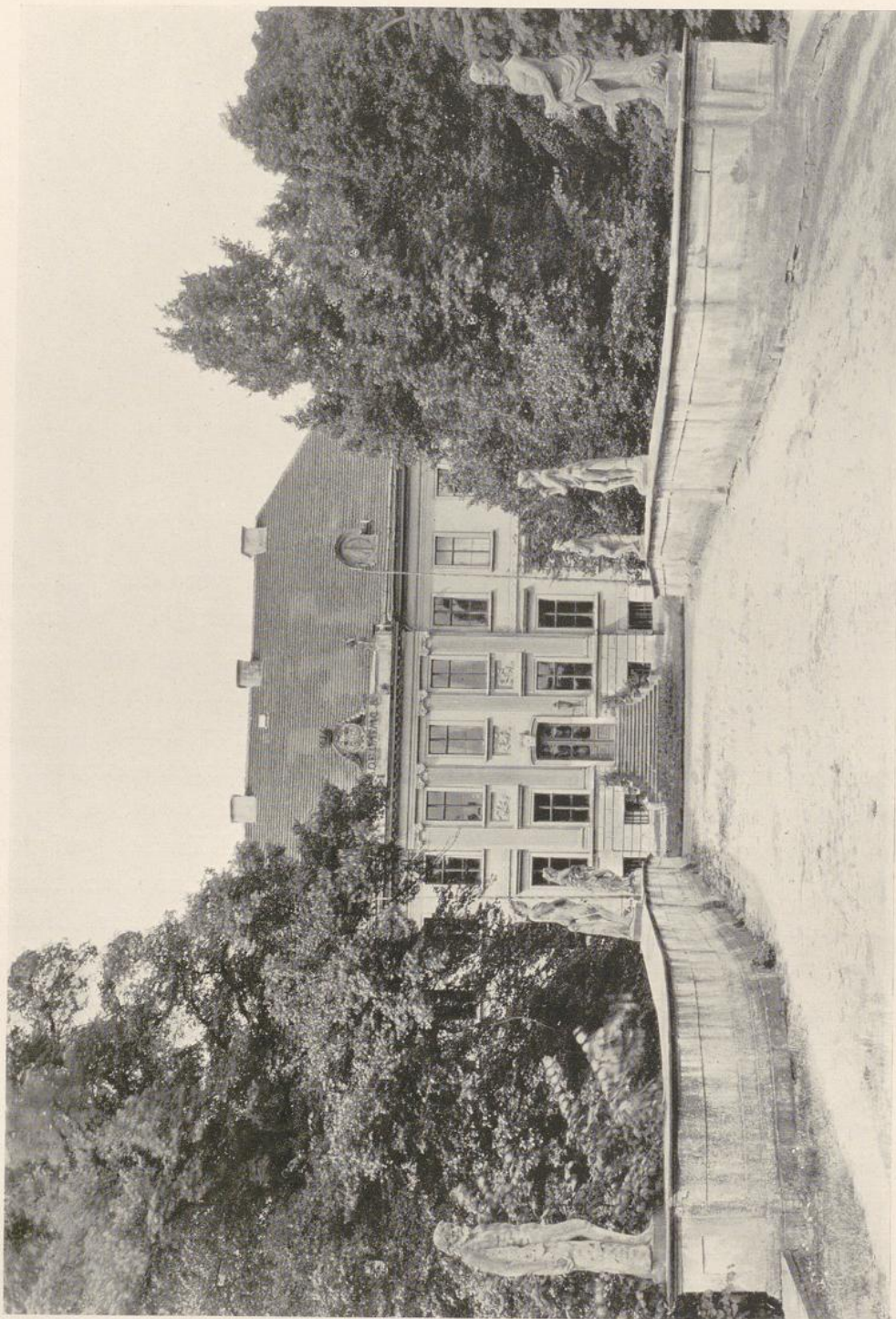


Abb. 41e. Rühstädt. Die ausgeführte Vorderfront



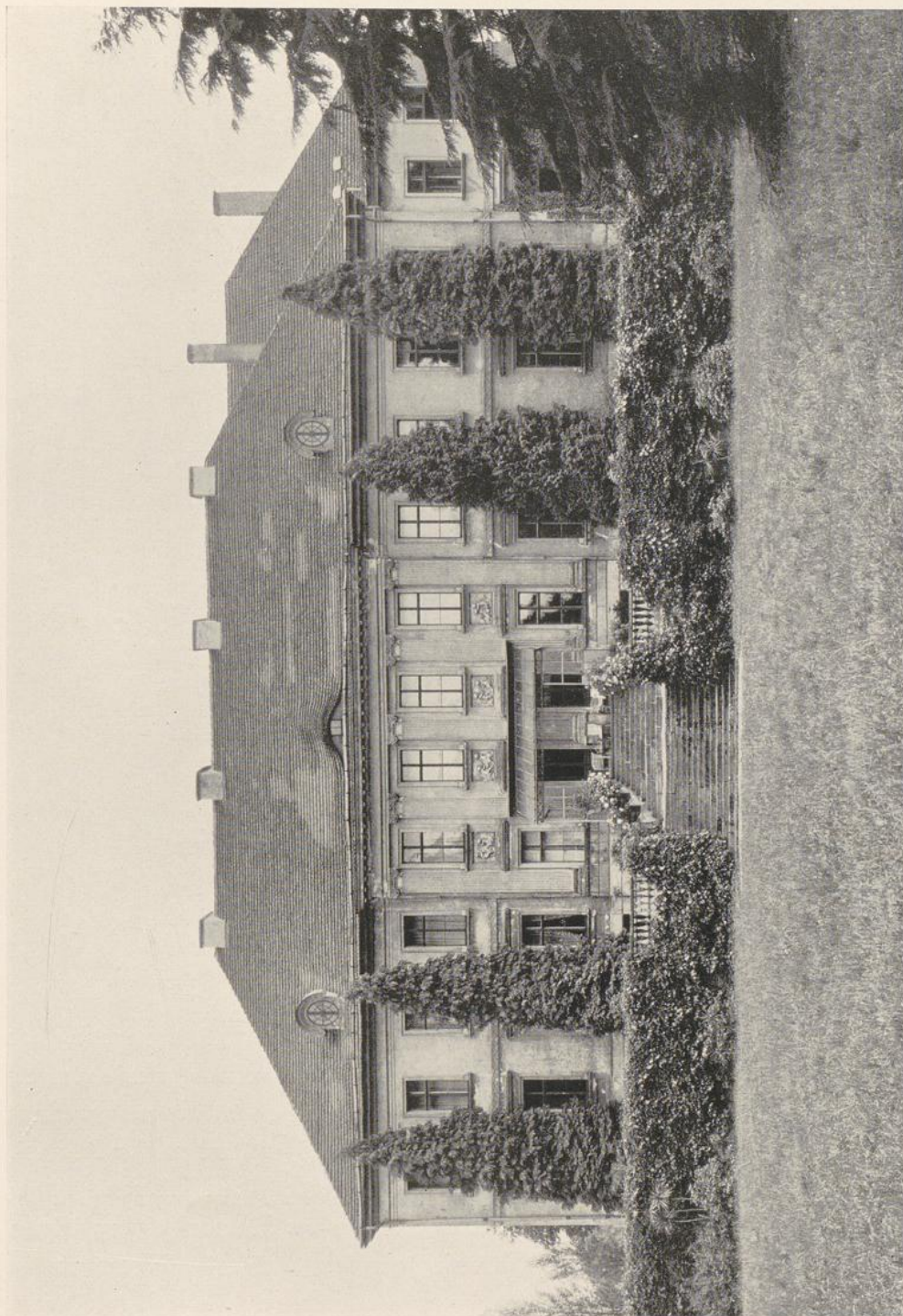


Abb. 41f. Rühstädt. Die ausgeführte Gartenfront



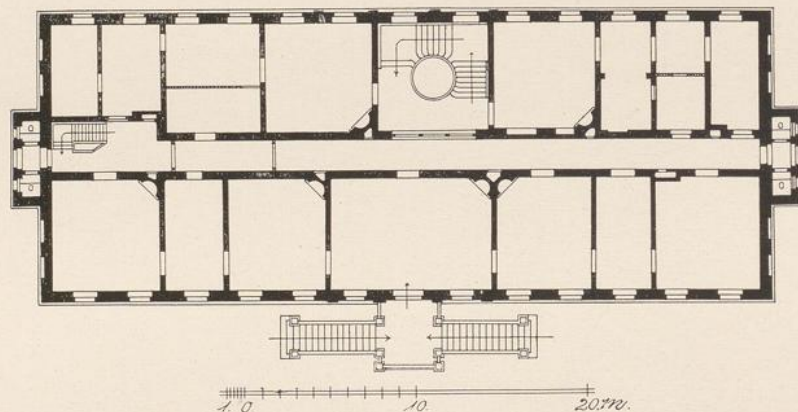
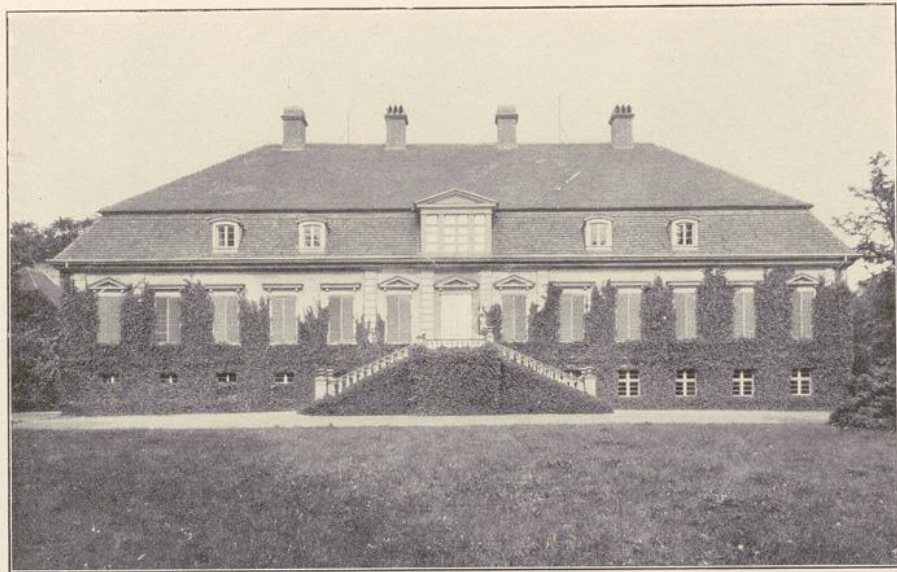


Abb. 42. Casel. Front nach dem Gartenhof und Erdgeschoß

gewendelte Treppe. Der Gartensaal liegt zwar noch auf Mittelachse, hat aber durch den trennenden Korridor keinerlei organische Beziehungen mehr zum ganzen Grundriß; ebensogut könnte er seitwärts angeordnet sein, wie das ja bei einer ganzen Anzahl gleichzeitiger Bauten der Fall ist. In seiner Raumfolge bedeutet Casel dem 50 Jahre älteren Zützen gegenüber fraglos einen starken Rückschritt! — Die vielen kleinen einfenstrigen Zimmer auf der Eingangsseite sind wahrscheinlich auch hier Nebenräume oder Gastzimmer. Auffallend ist, ebenso wie auf der Schönwalder Skizze,

80



die Lage der Aborte an den Giebelseiten, wo ihnen zum ersten Male auf direktem Wege Licht und Luft zugeführt wird und sie bequem vom Korridor aus zu erreichen sind, während man sie früher meist an die Schornsteine heran legte! —

Bei einigen Häusern aus der Zeit um 1800 scheint es nun, als ob der Korridor fast Selbstzweck wird. In Diedersdorf (Abb. 43) z. B. wird die Verteilung der einzelnen Räume durch die Eingangshalle und die drei Flure von vornherein festgelegt. Da ja hier auf einer Etage Wohn- und Gesellschaftsräume, Schlaf- und Gastzimmer untergebracht werden mußten, war die Trennung in einzelne Raumgruppen durchaus erwünscht.

Vielfach empfand man aber doch das Zerreißen des Grundrisses als störend und sann daher auf Kompromißlösungen. So kam man darauf, den Korridor nur durch die halbe Länge des Hauses zu legen. Er beginnt also etwa an der einen Giebelseite, von der aus er direktes Licht empfängt und endet jenseits der Mitteldiele an einer völlig dunklen Treppe, die hinter den, jetzt zusammenliegenden, Wohn- und Gesellschaftsräumen sich befindet. (Vergl. Kemnath [Abb. 44] und Reitzenstein [Abb. 45].)

In dem von Genelli errichteten Schloß Ziebingen läuft der Korridor nur durch den mittleren Teil des Hauses. Trotzdem er hier in erster Linie als Verkehrsweg gedacht ist, spielt er in seiner ästhetischen Durchbildung

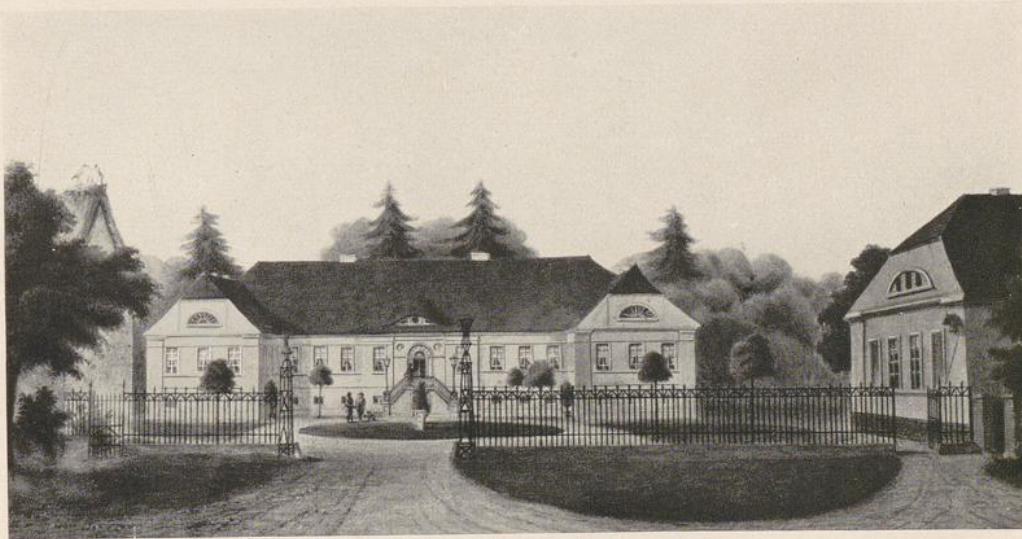


Abb. 43a. Diedersdorf. Ursprünglicher Zustand der Hoffront



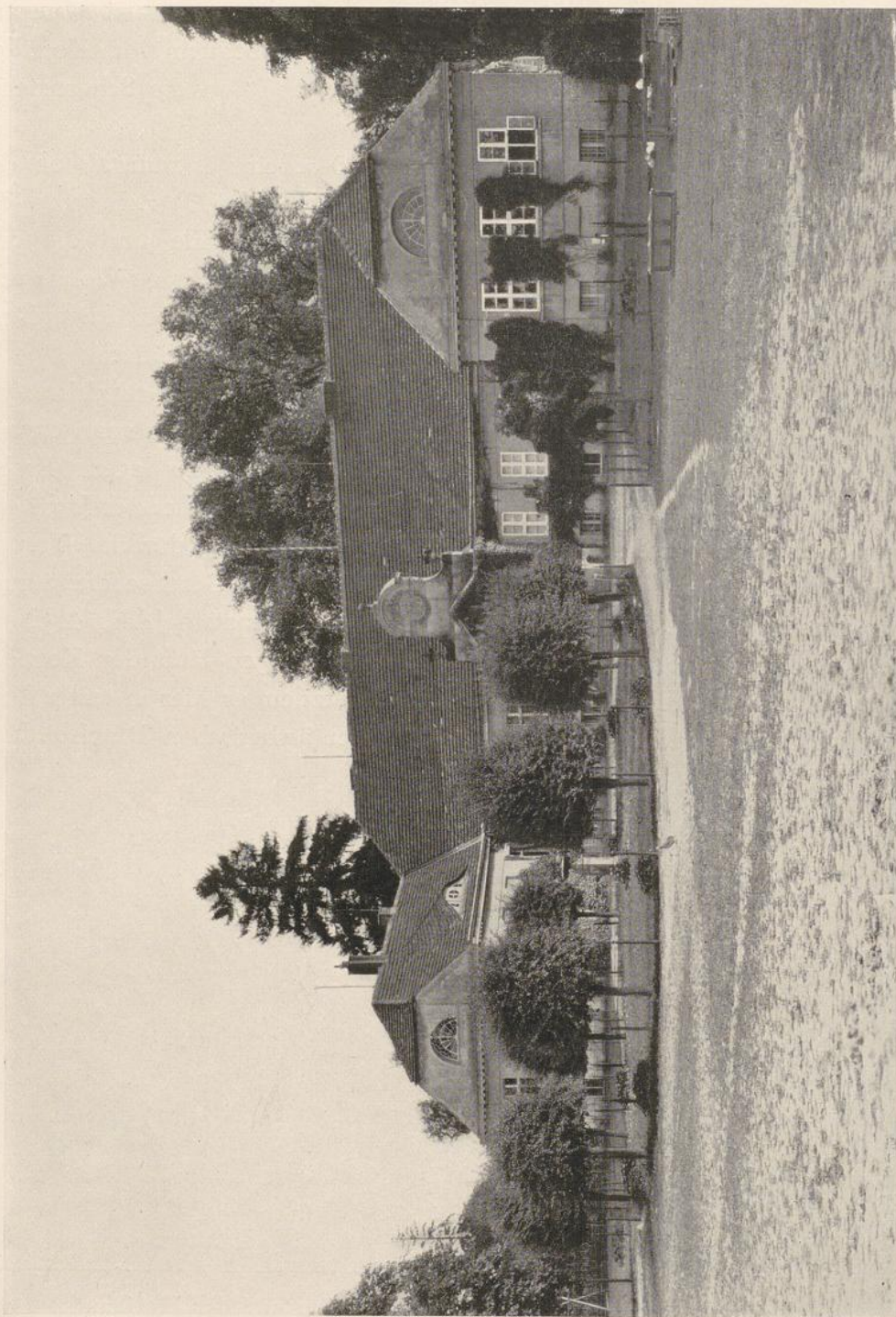


Abb. 43b. Diedersdorf. Hoffront



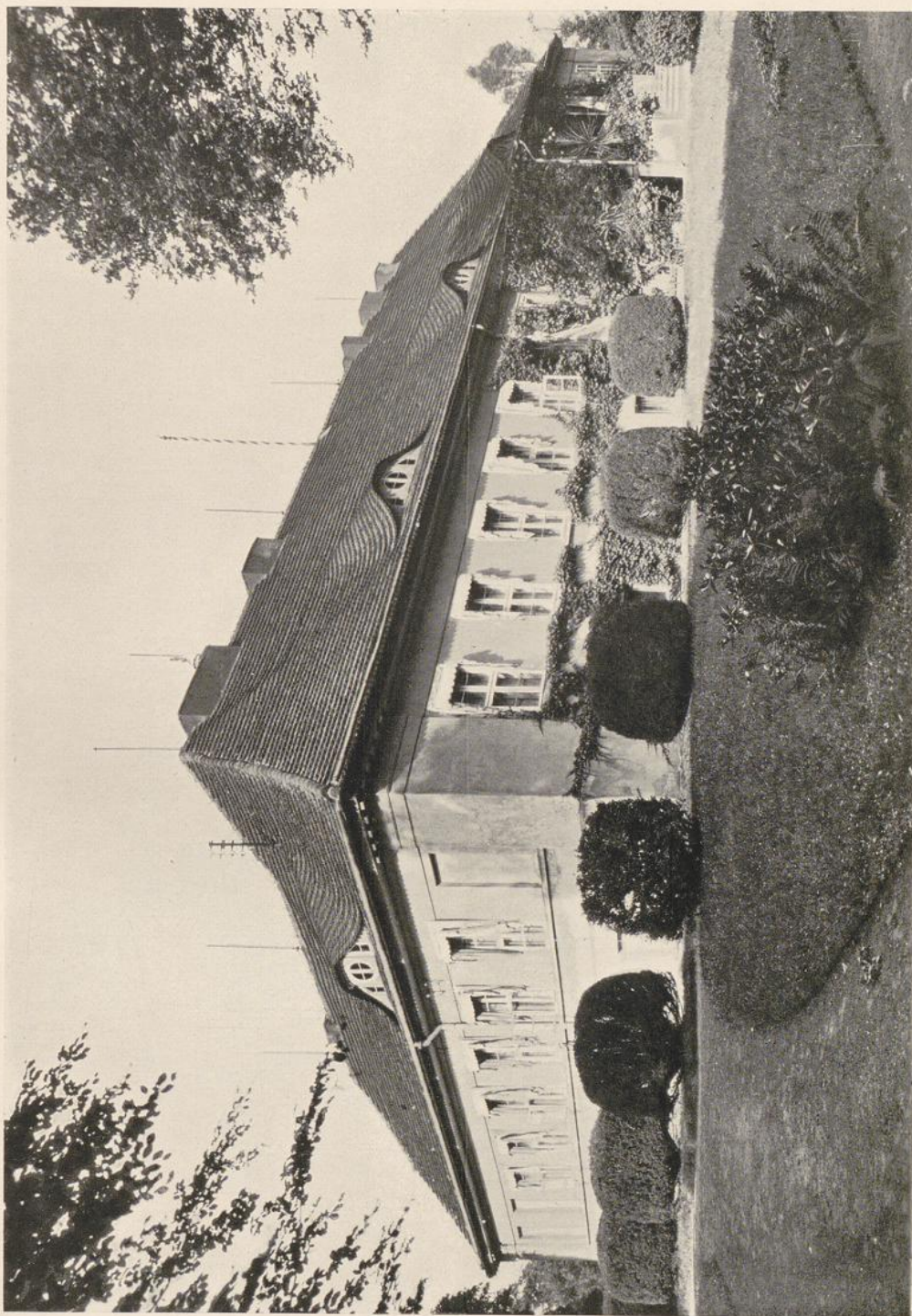


Abb. 43c. Diedersdorf. Gartenfront



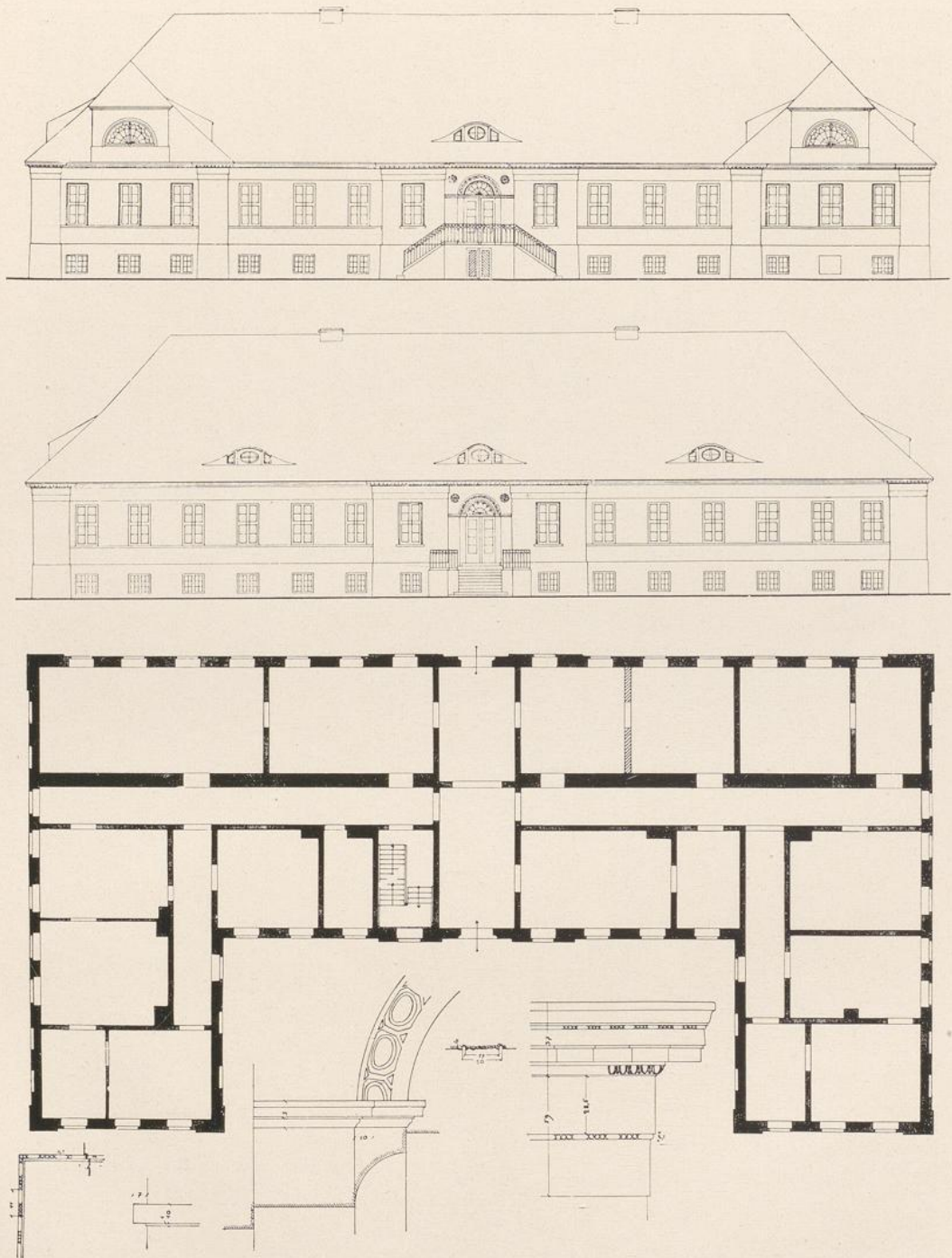


Abb. 43d. Diedersdorf. Hoffront. Gartenfront. Erdgeschoß



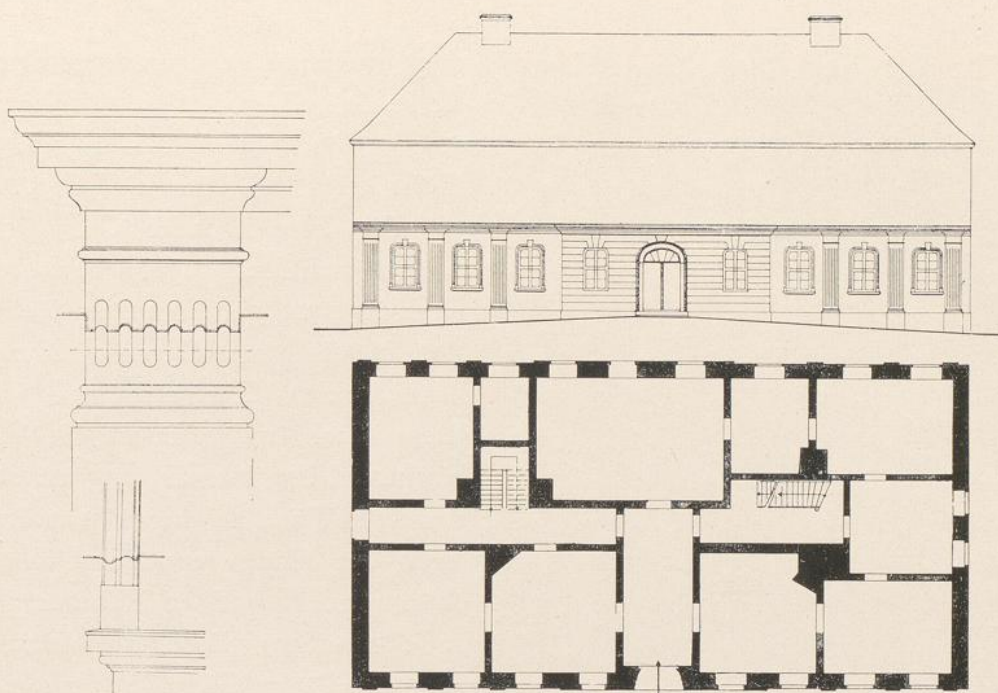


Abb. 44. Kemnath. Hoffront und Erdgeschoß



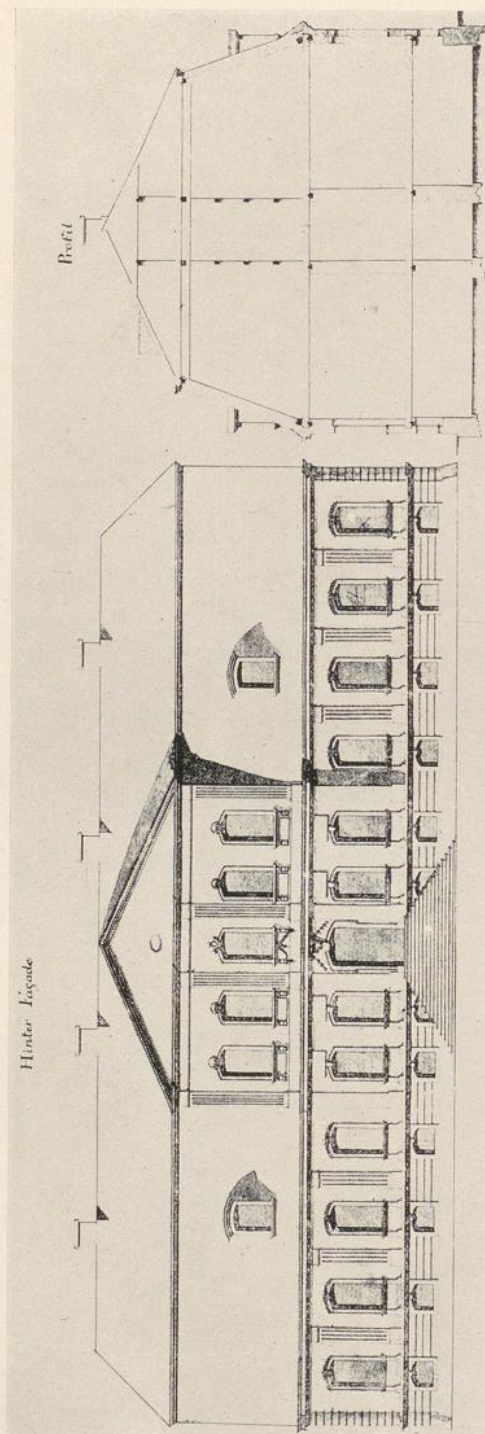


Abb. 45b. Reitzenstein. Gartenfront und Schnitt

doch nur eine sehr untergeordnete Rolle. Seine Verhältnisse wirken bei etwa 1,80 m Breite zu ca. 5,50 m Höhe äußerst unglücklich (Abb. 29).

Die Herrenhäuser Gillys des Älteren scheinen sogar ganz ohne Korridor durchgeführt zu sein, stehen also in direktem Gegensatz zum herrschenden Zeitgeschmack. In Klein-Machnow<sup>1</sup> z. B. ist die Verbindung bzw. der Zugang zu den einzelnen Räumen durch Seitwärtslegen der Haupttreppe und durch die Anordnung einer Nebentreppe auf der rechten Giebelseite erreicht. Auch das von Gilly für Friedrich Wilhelm III. und die Königin Luise erbaute Paretz behilft sich im Erdgeschoß ganz ohne Korridor. Auffallend ist hier die so außerordentlich bescheidene Durchbildung der Haupttreppe<sup>2</sup>.

Überhaupt verzichten die Treppen gegen Ende des Jahrhunderts ganz allgemein auf ihre ästhetische Bedeutung. Sie kommen an ganz untergeordnete Stellen zu liegen und verlieren dementsprechend fast alle ornamentalen Einzelheiten.

In Dobberphul liegen sie in zwei seitlichen Fluren und sind durch eine verdeckte Tür von der

<sup>1</sup> Grundriß, abgebildet im Zentralblatt der Bauverwaltung, Jahrg. 1920, Seite 177/78.

<sup>2</sup> Vergl. Schmitz, Schloß Paretz.



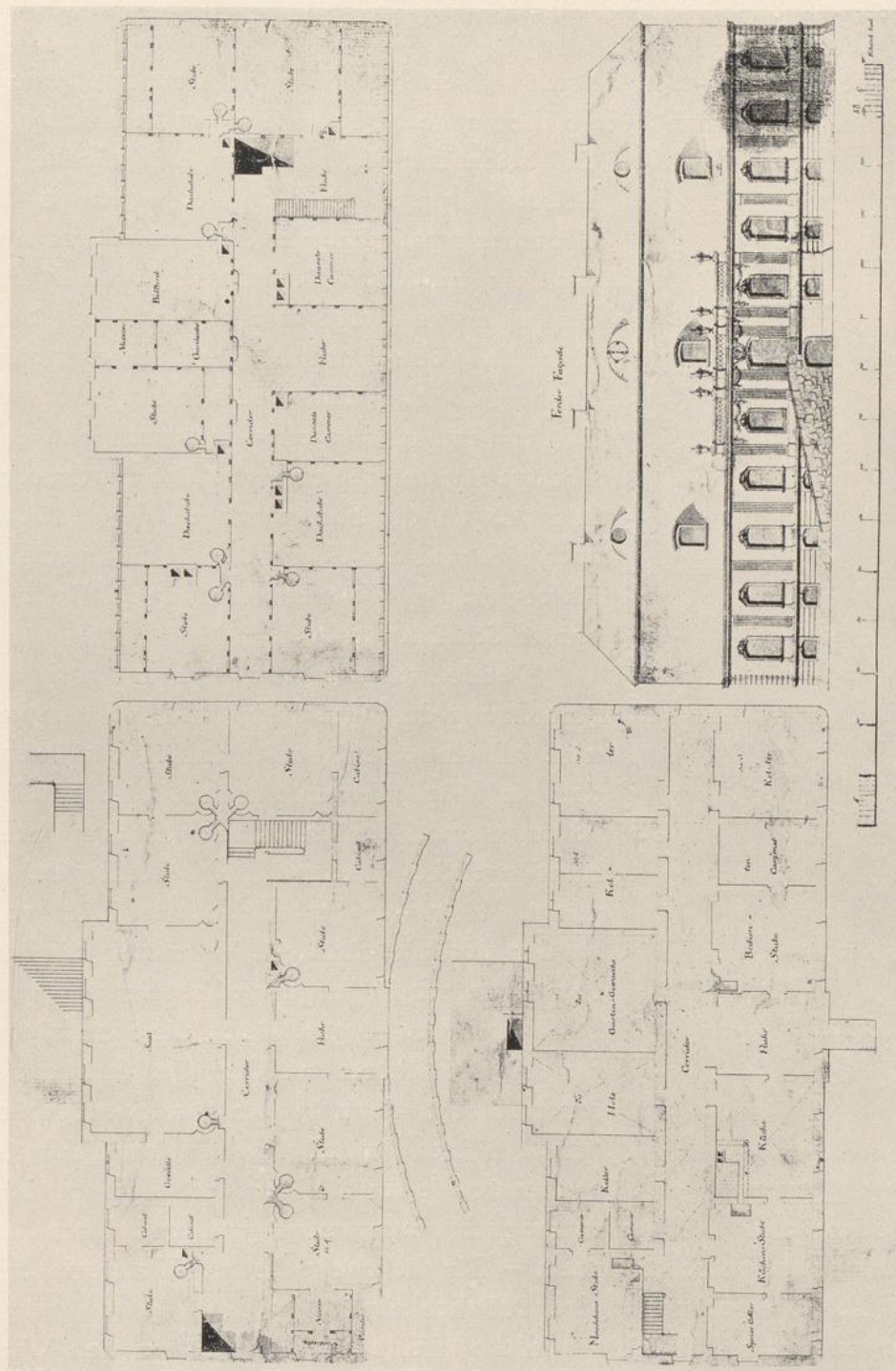


Abb. 45a. Reitzenstein. Von links nach rechts: Erdgeschoß, Obergeschoß, Kellergeschoß, Vorderfront



Eingangshalle getrennt, erhalten aber von den Giebelseiten her genügend Licht (Abb. 19a).

In Woddow befinden sie sich an derselben Stelle im Grundriß, jedoch ist hier aus den beiden kurzen Fluren noch je ein Zimmer geworden, so

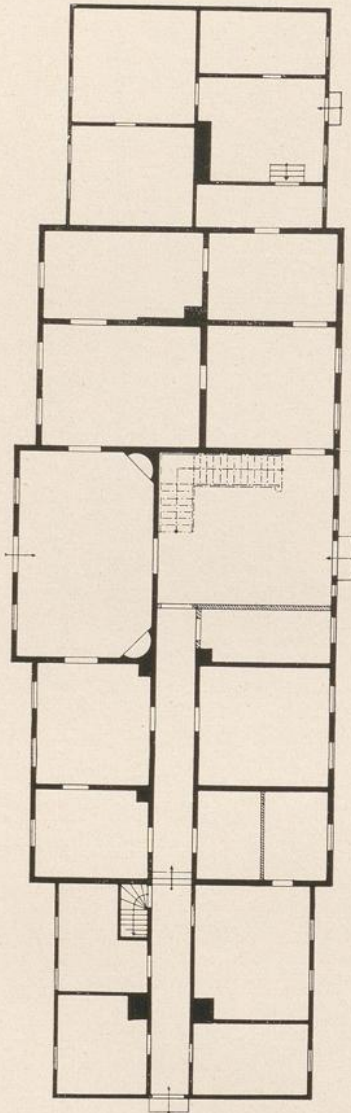


Abb. 46a. Karwe. Erdgeschoß

daß beide Treppen völlig im Dunkeln liegen. Dieser Lösungsversuch erinnert stark an die Grundrisse palladianischer Villen. Wenn nun auch eine indirekte Beeinflussung von Italien her keineswegs ausgeschlossen erscheint, so ist doch die Wahrscheinlichkeit größer, daß diese Grundrißform auf heimischem Boden gewachsen ist; denn im Äußeren erinnert der schlichte einstöckige Bau mit seinem hohen Mansardendach in nichts an die Formgebungen des Palladio, auch läßt sich der Grundriß ja ganz zwanglos als folgerichtige Weiterentwicklung des Dobberphuler Schemas erklären.

Wenden wir uns jetzt der Frage nach der Anordnung der Wirtschafts- und Nebenräume ganz allgemein zu, so erkennen wir leicht, daß die Möglichkeiten für ihre Lage nur beschränkt sind. Zunächst ihre einfachste Unterbringung: Sie werden in das Kellergeschoß gelegt. Hier war der reichlichste Platz vorhanden und die günstigste Verteilung möglich. Man hatte nur für bequeme Treppen und gute Beleuchtung zu sorgen. Auch die Schlafräume für die Dienstboten wurden hier fast immer untergebracht, denn in den Mansardendächern befanden sich im allgemeinen nur Vorratskammern; die für die Hauswirtschaft so wich-

tigen Bodenräume wollte man möglichst zusammenliegend und durch Einbauten nicht unterbrochen haben. — Für die zweite Art der Unterbringung im Erdgeschoß ergeben sich drei Möglichkeiten:

Entweder wird die eine seitliche Hälfte des Hauses von den Wirt-





Abb. 46b. Karwe. Gartenfront





Abb. 46c. Karwe. Hoffront

schaftsräumen eingenommen, etwa wie in Schönfeld (Abb. 38) oder Sandow (Abb. 37). Die Folge ist, daß die »Enfilade« im Erdgeschoß nicht durchgeführt werden kann, und Wohn- und Gesellschaftsräume auf der anderen Seite der Diele zusammenliegen, gewöhnlich nur durcheinander zugänglich<sup>1</sup>.

Oder die Küche wird zweitens an die Rückfront des Hauses gebracht und ihre Nebenräume den praktischen Bedürfnissen entsprechend aufgereiht, ohne Rücksicht auf Achsenbeziehungen; dann muß der Korridor die Wirtschaftshälfte von der Wohnhälfte trennen, wie dies oben geschildert wurde, und die Rückfassade wird in ihrer architektonischen Ausgestaltung in den meisten Fällen völlig vernachlässigt. (Beispiele: Saarow, Kemnath, Reppen, Pinnow.)

Endlich besteht die Möglichkeit, die Wirtschaftsräume überhaupt nicht innerhalb des Hauptgebäudes unterzubringen, sondern für sie besondere Flügel zu errichten. Diese Art der Anordnung wurde mit Vorliebe in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts angewendet, soweit man dort nicht schon das Souterrain bevorzugte. Diese Flügel vergrößerten den Haupt-

<sup>1</sup> Wenn sie nicht gar in das erste Stockwerk verlegt werden! (Sandow).



bau entweder in der Längsrichtung (Karwe [Abb.46], Groß-Kreutz [Abb.21]) oder sie wurden rechtwinklig zu ihm auf beiden Seiten errichtet, so daß eine U-form entstand, die eine Art »cour d'honneur« bildete (Grünberg, Rühstädt, Göritz, Hoppenrade. Auch Neuhausen wäre hier zu erwähnen). Das echt barocke Streben, die Baumasse um ihrer architektonischen Wirkung willen soweit als möglich zur Geltung zu bringen, führte dazu, Knechtwohnungen, das Back- und Waschhaus oder auch gar eine Kapelle (Hoppenrade, Neuhausen) in das Herrenhaus mit einzubeziehen. Der Symmetrie zuliebe scheinen auch manchmal Räume entstanden zu sein, für die man wohl zunächst noch keine rechte Verwendung hatte. In Fretzdorf (Abb. 47) wird der große Malzboden in den ersten Stock des Herrenhauses gelegt und steht so in einem höchst merkwürdigen Gegensatz zu dem anspruchsvollen ovalen Gartensaal des Erdgeschosses<sup>1</sup>.

In wenigen seltenen Fällen begnügt man sich auch nur mit einem angebauten Wirtschaftsflügel (Alt-Madlitz, Plessow und Schönwalde, Abb. 33, 58, 28d). Es ist aber bezeichnend für die Barockauffassung, daß diesem dann aber gewöhnlich ein Hofgebäude — Stall oder Scheune — von

<sup>1</sup> Überhaupt hat man bisweilen den Eindruck, als ob die großartigeren Grundrisse nicht immer mit den oft recht einfachen Sitten und Gewohnheiten der Bewohner im Einklang stehen. Auch in der Art der Lebensführung zeigt sich manchmal dieser Widerspruch. Im allgemeinen lebte man denkbar einfach, oft herrschte ein fast spartanischer Zuschnitt: Die Töchter führen etwa neben der Mutter die Hauswirtschaft. Im Sommer müssen sie um 4 Uhr schon aufstehen und mit dem Melken beginnen. Auch in der Erntezeit, wenn die Arbeit sehr drängt, muß alles mit heran und tüchtig zugreifen. Im Winter dagegen, wenn wenig zu tun ist, spannt man aber auch einmal die Staatskarosse an und fährt »viere lang« zu den Bällen nach Berlin!

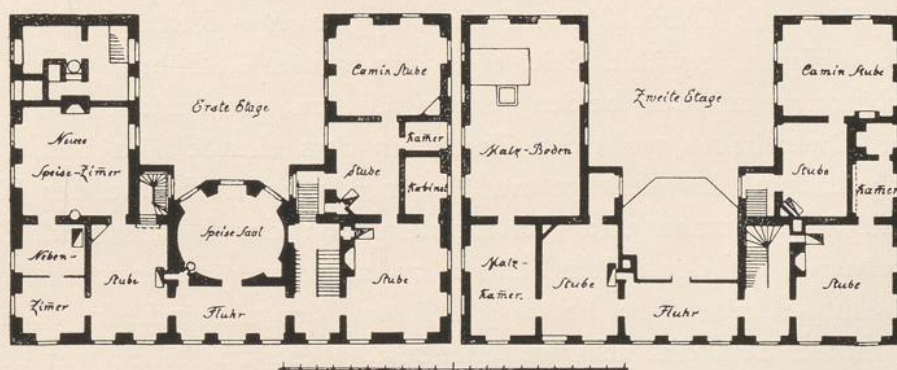


Abb. 47. Fretzdorf



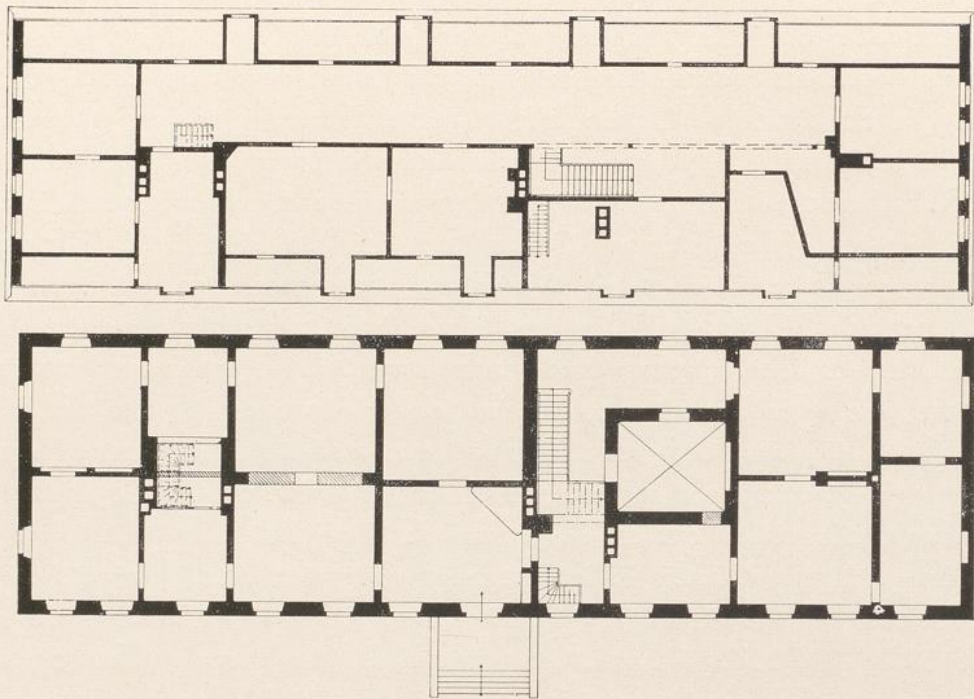


Abb. 48. Scheegeln. Dachgeschoß. Erdgeschoß

ähnlicher Baumasse gegenübersteht und so die Idee der Symmetrie wenigstens einigermaßen aufrecht erhalten wird. —

\* \* \*

Zum Schluß möge noch kurz eine Gruppe von Herrenhäusern gestreift werden, die von keiner Typenbildung recht beeinflusst, ihr Gemeinsames nur in der Tatsache besitzen, daß bei ihrer Planung Mitarbeit und persönliche Wünsche des Bauherrn die ausschlaggebende Rolle gespielt haben:

In Scheegeln (Abb. 48) wird ein langgezogenes Rechteck als Grundform des Hauses gewählt. Sehr eigenartig ist hier die Führung der Treppe in Verbindung mit den beiden rechtwinklig zueinanderstehenden kurzen Fluren. Diese haben wohl den Zweck, in dem einstöckigen Bau, dessen Wirtschaftsräume im Kellergeschoß liegen, die rechte Hälfte des Hauses mit den Schlafräumen und Gastzimmern von den Wohn- und Gesellschaftsräumen auf der linken Seite scharf zu trennen. Der merkwürdige, mit einem Kreuzgewölbe überdeckte Raum, der nur indirekt beleuchtet wird, und zu dem eine schwere, eisenbeschlagene Tür führt, war das sogenannte »Gewölbe«, also der einzige feuerfeste Raum des Hauses, eine



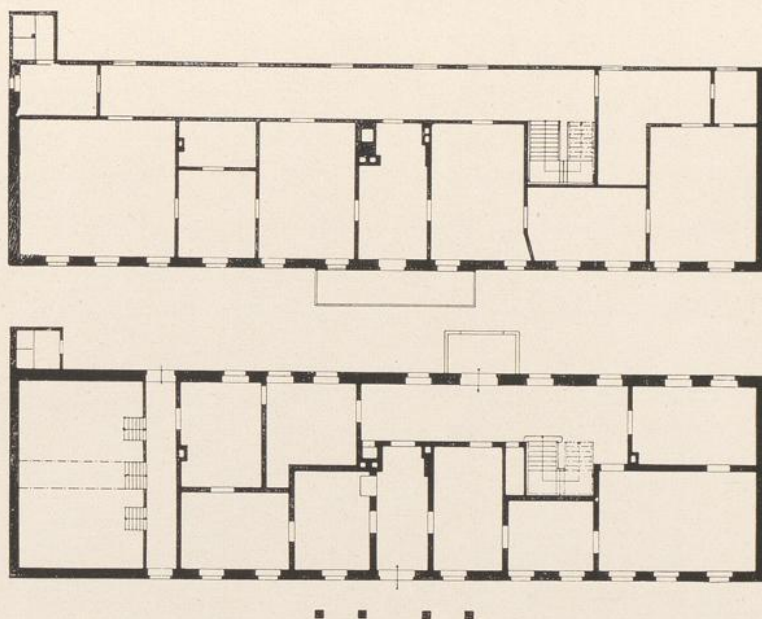


Abb. 49. Steinkirchen. Obergeschoß. Erdgeschoß

Art von Tresor. Ein ähnlicher Raum findet sich auch in Reitzenstein, in dessen altem Bauplan er ausdrücklich als »Gewölbe« bezeichnet wird<sup>1</sup> (Abb. 45). Scheegeln scheint allerdings der einzige Fall zu sein, in dem das Gewölbe nur indirekt beleuchtet wird. Auch in Deulowitz (Abb. 52) findet sich ein Raum, der mit einer Tonne überwölbt ist. Da er hier aber direkt neben der Küche liegt, handelt es sich sicher um eine Speise- und Vorratskammer. Für diese Annahme spricht auch die tiefere Lage des gepflasterten Fußbodens, zu dem drei Differenzstufen hinabführen. Die Vorräte sollten eben möglichst kühl aufbewahrt werden!

Die im Mansardendach von Scheegeln liegenden Kammern dienten hauptsächlich wohl wirtschaftlichen Zwecken, einzelne waren vielleicht auch zur Unterbringung von Gästen bestimmt. Sie wurden durch kleine Fledermausluken erhellt. Die lange Galerie, an der alle diese Räume liegen, ist bei primitivster Ausführung — die Deckenbalken sind nicht einmal verrohrt und verputzt, sondern liegen offen, bündig mit der Lehmstaakenfüllung —, infolge ihrer guten Verhältnisse doch von einer ausgezeichneten und sehr repräsentativen Wirkung. Leider kommen diese Galerien, die durch ihre Beleuchtung von einer Längsseite her als Raumgebilde so sehr

<sup>1</sup> Vgl. auch den kleinen Eckraum hinter dem Saal in Griesel (Abb. 39).



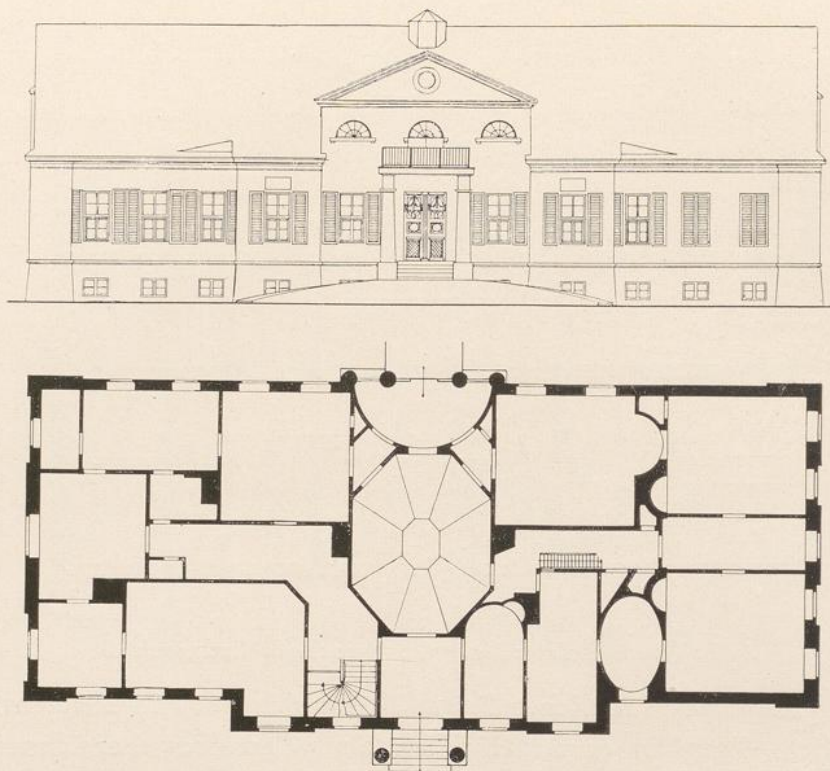


Abb. 50a. Neuhaus (Steinkirchen). Vorderfront und Erdgeschoß

viel besser sind, als die langen Mittelkorridore, die nur von ihren Kopfseiten her Licht empfangen, sonst kaum mehr vor.

Nur im Obergeschoß von Steinkirchen (zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts), findet sich noch eine ähnliche, allerdings wesentlich kleinere Galerie (Abb. 49). Die meisten Räume zeigen hier nur winzige Abmessungen. Im Erdgeschoß liegen rechts vom Eingang eine Anzahl Wohnzimmer, während auf der linken Seite Wirtschaftsstuben und Küche untergebracht wurden. Die Keller sind des hohen Grundwasserstandes wegen etwa 1 Meter tief in die Erde geführt, ragen also mit ihrer halben Höhe ins Erdgeschoß hinein. Über ihnen wird der restliche Raum von einem niedrigen Verschlag eingenommen, der vielleicht zur Aufbewahrung von Brennholz diene.

Nur etwa fünf Minuten von diesem Bau entfernt, liegt das 1801 erbaute Neuhaus, das wohl einen der interessantesten Grundrisse besitzt, die sich in der Mark finden lassen (Abb. 50)! Hier ist die persönliche Mitwirkung des





Abb. 50b. Neuhaus (Steinkirchen). Vorderfront

Bauherrn ganz unverkennbar. Für das Verständnis dieses Hauses ist die Tatsache von Wichtigkeit, daß der Bauherr — ein Herr von Löben — »Meister vom Stuhl einer Loge« war<sup>1</sup>. Der achteckige zentrale Kuppelsaal, der, wie

<sup>1</sup> Freundliche Mitteilung des Herrn Dänicke, Lübben, von dem ich auch folgende Notizen erhalten habe: »Die Zeichnung zu Neuhaus hat ein Potsdamer Baumeister entworfen und die Zimmermannsarbeiten hat der Zimmermeister Richter aus Luckau ausgeführt. Die Lübbener Zimmerleute fühlten sich dadurch in ihren Rechten beeinträchtigt, denn ihr Privilegium von 1694 besagte ja, daß kein fremder Meister weder in der Stadt Lübben noch auf eine halbe Meile um die Stadt Arbeit annehmen durfte. Der Herr von Löben ließ sich aber durch ihre Klagen nicht beeinflussen. Er war der Meinung, daß die Lübbener Meister nicht in der Lage wären, die Zeichnung richtig zu verstehen, da noch keiner einen derartigen Bau ausgeführt hätte. Überdies träfe sie der Vorwurf der Trägheit im Arbeiten, und sie hätten Mißbräuche eingeführt, die den Bauherrn zum Nachteil gereichen müßten. Für diese Behauptung bot der Landesdeputierte von Löben Beweise an.« (Er hat sicher recht gehabt, denn die Holzkonstruktion von Steinkirchen, das ebenso wie Neuhaus in den Lübbener Bereich gehört und etwa 20 Jahre älter sein dürfte, ist derart mangelhaft und unzuweckmäßig, daß ein unbefangener Betrachter dieses harte Urteil nur bestätigen kann!) »Das Privilegium von 1694, auf das die Meister sich beriefen, war von dem Kurfürsten



sich feststellen ließ, ursprünglich mit einem blauen Himmelsgewölbe bemalt war, diente fraglos den Sitzungen der betreffenden Loge. Vielleicht, daß auch die übrigen außergewöhnlich gestalteten Räume zu irgendwelchen Kult-handlungen benutzt wurden<sup>1</sup>.

Es ist freilich auch möglich, daß z. B. der kleine, ovale Raum nur deshalb eingebaut wurde, weil die Frau des Hauses sich ein solches Teezimmer wünschte, vielleicht in Erinnerung an einen ähnlichen Raum ihres Elternhauses. Es ist aber nun höchst bezeichnend, daß man in dieser späten Zeit mit den Raumformen einer vergangenen Epoche eigentlich nichts Rechtes mehr anzufangen weiß. Es fehlt die organische Einbeziehung in die gesamte Raumfolge des Grundrisses, auch hat man sich im Maßstab vergriffen und die Abmessungen viel zu gering gewählt. — Die Wirkung des Mittelsaales mit dem Oberlicht und der seitlichen Beleuchtung durch die halbkreisförmige Loggia hindurch ist aber durchaus ansprechend; um so unangenehmer freilich wirken die unmöglichen Formen der Flure und des Zimmers links von der Treppe, die wie eine Vorwegnahme von Leistungen aus der schlimmsten Maurermeisterzeit des 19. Jahrhunderts erscheinen. Auch das seitliche Verschieben der Apsis in dem hinteren Zimmer rechts vom Kuppelsaal macht einen wenig erfreulichen Eindruck. Der ganze Bau ist überhaupt eine recht merkwürdige Mischung von originellen Gedanken und persönlicher Ungeschicklichkeit. Man hat durchaus den Eindruck, daß hier der Bauherr selbst sich im Entwerfen versucht habe! Allerdings darf man nicht vergessen, daß damals um die Jahrhundertwende auch eine Zeit der Experimente angebrochen war, in der man nach Möglichkeit mit den überkommenen Formen zu brechen und neue Baugedanken zu finden suchte. —

Ein altes Bauideal dagegen sollte in Gleißern verwirklicht werden. Hier machte der Reg.-Präsident v. Poser bei seinem Neubau um 1770 den Versuch, wenigstens im Äußeren (Abb. 51), eine freie Kopie von Sanssouci

Friedrich August nicht bestätigt worden, und so mußte dann der Streit für das Lübbener Gewerk unruhlich ausgehen. Sie zogen ihre Klagen zurück und gingen auch auf den Vorwurf der Trägheit und Unwissenheit nicht weiter ein. — Übrigens meldet die Überlieferung, daß der Erbauer von Neuhaus eine Wette abgeschlossen habe, er wolle ein Haus bauen, in dem nicht zwei Zimmer gleichartig gestaltet wären«. (Archiv der Oberamtsreg. Nr. 499). Zu dieser letzten Bemerkung vgl. Anm. S. 15.

<sup>1</sup> Damals blühten ja die Geheimorden ganz allgemein, Rosenkreuzer, Illuminaten usw. Man denke an die Zeit Friedrich Wilhelms II. und des Generals von Bischoffwerder.



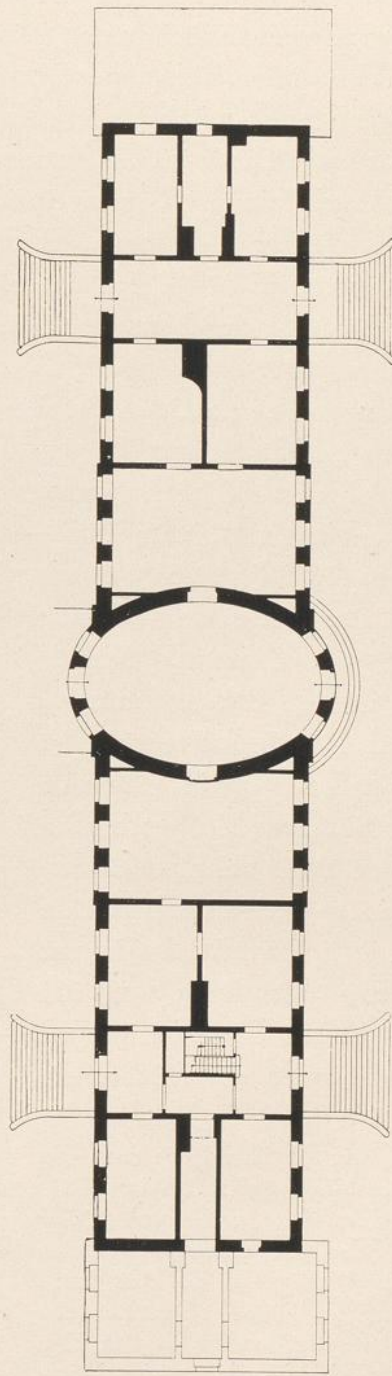
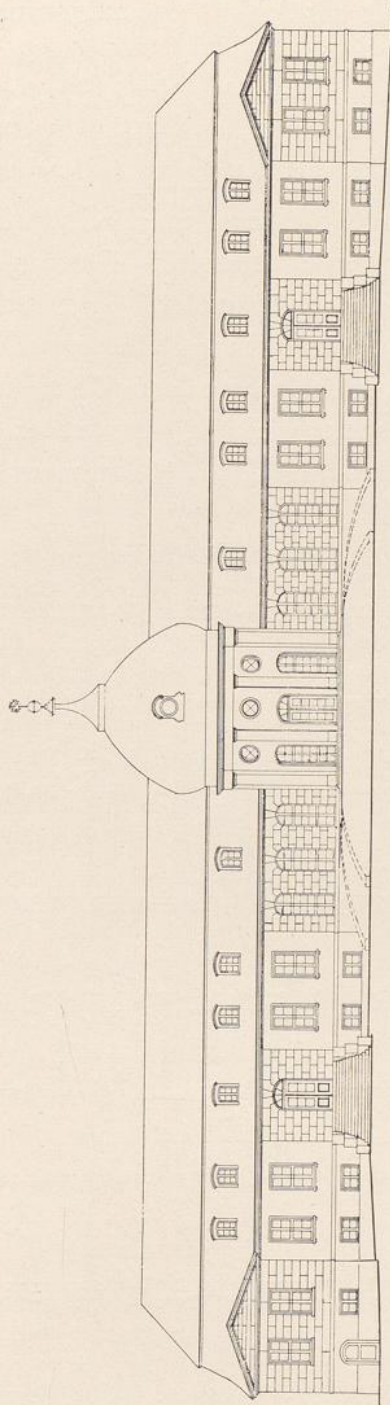


Abb. 51. Gleisen. Front und Erdgeschoß



zu schaffen. Bei sehr geringer Tiefe erhält das Schloß eine außerordentliche Längsentwicklung, freilich unter schwersten Nachteilen für den Grundriß: Wer von der einen Hälfte des Hauses in die andere will, muß stets die drei durchgehenden mittleren Räume passieren, denn weder im Keller noch im Mansardengeschloß ist eine durchgehende Verbindung geschaffen. Im Mansardendach hindert der zweistöckige Mittelsaal, im Kellergeschoß ist der ganze mittlere Teil ununterkellert liegengeblieben. Wenig glücklich sind auch die beiden, seitlich anschließenden Räume mit ihren konkaven Längswänden, die der Baumeister seiner Fensterachsenstellung zuliebe beibehalten hat. Der ovale Mittelsaal mit seiner wagrechten Decke und der Beleuchtung von beiden Seiten ist aber in seiner Wirkung ganz ausgezeichnet<sup>1</sup>. Die beiden Eckbauten mit ihren klassizistischen Giebeln stammen erst aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts.

Den entgegengesetzten Typ — die zentrale Anordnung — verkörpert Deulowitz (1789) (Abb. 52). Auch hier sieht man, daß der Bauherr (ein Herr von Elterlein), persönlich sehr in den Entwurf hineingeredet hat. Der Grundgedanke ist wohl der, daß der Korridor, — ganz im Gegensatz zum Zeitgeschmack — um jeden Preis vermieden werden sollte. Im Erdgeschoß glückte dies ganz gut: Zwei Wohnzimmer liegen rechts und links von der Vorhalle; hinter dieser mit zwei Wirtschaftsräumen die Küche, die

<sup>1</sup> Der Bau hat übrigens eine merkwürdige Geschichte gehabt: Nach 1800 wurde auf dem Gute ein Moorbad eingerichtet und das Herrenhaus in ein Kasino (mit Spielhölle!) umgewandelt. Aus dieser Zeit stammen auch die beiden klassizistischen Anbauten auf den Flügeln. Das Bad hat einige Jahrzehnte hindurch geblüht, wurde dann aber wieder aufgegeben.

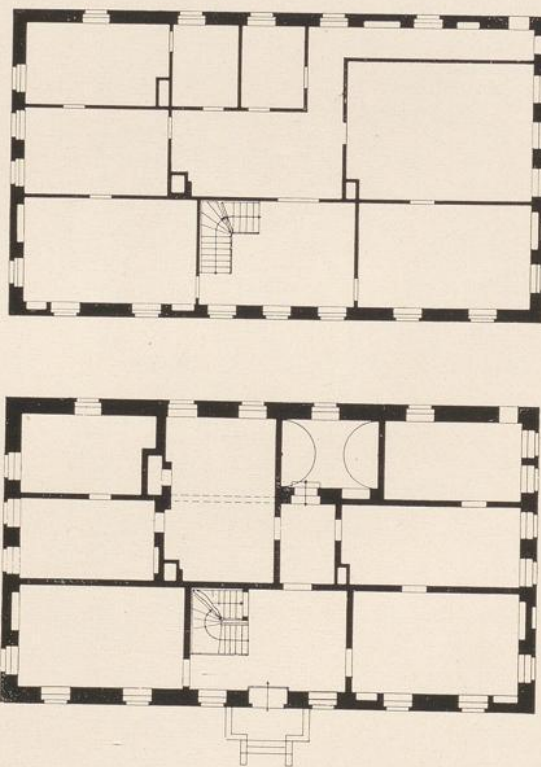


Abb. 52. Deulowitz. Obergeschoß.  
Erdgeschoß



durch den kleinen Vorraum mit dem langen schmalen Speisezimmer in guter Verbindung steht. Auch die gewölbte, drei Stufen tiefer liegende Speisekammer ist von der Küche aus bequem zu erreichen. — Im Obergeschoß allerdings führt das Streben, ohne Korridor auszukommen, zu höchst merkwürdigen Raumbildungen: Hinter der vorderen Treppendiele muß nochmals ein mittlerer Verbindungsraum angeordnet werden, um den Zugang zu den einzelnen Räumen wenigstens einigermaßen zu bewerkstelligen; trotzdem bleiben einige Zimmer noch weiter gefangen. Die eigenartige rechte Hälfte des Grundrisses, zwei große Schlafzimmer mit einem korridorähnlichen Gebilde an der Außenwand, dürfte folgendermaßen zu erklären sein: Der größere Raum, das Elternschlafzimmer, sollte unmittelbar an das danebenliegende Kinderzimmer anstoßen. Wegen seiner Größe durfte es aber nur eine äußere Abkühlungsfläche erhalten. So wurde, sozusagen als Isolierung, der schmale, lange Raum an der Außenwand liegengelassen, in dem man den Abort, Wandschränke für Besen, Eimer usw. unterbrachte. —

\* \* \*

Mit Aufzählung all dieser geschilderten Grundrißformen sind natürlich keineswegs alle Möglichkeiten erschöpft; es lassen sich noch manche interessante Verbindungen einzelner Ideen denken, und vielleicht sind sie auch in der Mark noch irgendwo zu finden. Das eigentlich Entscheidende ist aber doch die Tatsache, daß alle diese verschiedenen Erscheinungsformen auf die verhältnismäßig wenigen und einfachen Grundtypen zurückzuführen sind, die wir oben zu schildern versucht haben! —



## GESTALTUNG DES ÄUSSEREN

### EINLEITUNG

Wesen und Eigenart eines Landes sind bestimmend für den Charakter der Bewohner und damit entscheidend für die Baugesinnung, aus der die Werke der Architektur erwachsen.

Die Mark ist im eigentlichen Sinne immer Kolonialland gewesen. Die politische Eroberung des Landes war im 13. Jahrhundert vollendet; ihre wirtschaftliche dauert noch bis auf unsere Tage. Denn hier kam die Natur dem Menschen nur wenig entgegen. Sand, Sumpf und Heide standen in ihrer Unfruchtbarkeit ihm feindlich gegenüber und mußten in langer, harter Arbeit bezwungen werden. Nur schwer konnte sich ein bescheidener Wohlstand entwickeln; denn das Land war dünn besiedelt, die Straßen schlecht, und die vielen Kriege vernichteten nur zu oft das Wenige, mühsam Entstandene.

All das aber formt entscheidend am Charakter der Bewohner, die an sich ja keine einheitliche Rasse bildeten, sondern ursprünglich aus vieler Herren Länder kamen, sich weitgehend mit der alten wendischen Bevölkerung gemischt hatten und auch später noch durch die großzügige Siedelungspolitik der Kurfürsten und Könige den Zuzug viel fremden Blutes aufnehmen mußten. So gibt das Land selbst seinen Bewohnern die Form, und es entsteht ein hartes Kolonistengeschlecht mit ausgesprochenem Sinn für Tatsachen, nüchtern, zäh, tüchtig, anspruchslos und von großer Einfachheit; aber auch enge, mißtrauisch und am Gelde klebend (denn das wird schwer verdient!). Man ist ganz auf die praktischen Dinge des Daseins gerichtet und zeigt nur wenig Sinn für höhere Werte; im allgemeinen ist man in der Mark Brandenburg sehr amüsisch!

Aus diesem nüchternen und praktischen Geiste heraus werden die Herrenhäuser geplant. Ihre Lage im Dorfbilde hat sich wohl meist historisch zufällig ergeben oder wurde durch rein wirtschaftliche Erwägungen bestimmt; Rücksichten städtebaulicher Art kommen selten vor; das Gefühl für landschaftliche Schönheiten in unserem heutigen Sinne ist vollends gar nicht vorhanden! Auch die Stellung des Herrenhauses zu Hof und Garten wird durch höhere Gesichtspunkte kaum beeinflußt; praktische Überlegungen sind allein ausschlaggebend! Typische Erscheinungsformen entwickeln sich



hier nicht, so daß sich keinerlei feste Gesetze aufstellen lassen; alles ist von besonderen örtlichen Verhältnissen abhängig.

Erst im 18. Jahrhundert finden sich einige Beispiele, die von großzügigen Barockgedanken beeinflußt eine städtebauliche Gruppierung ihrer Baumassen versuchen. Gewöhnlich aber will man keine Schlösser bauen oder großzügige Anlagen schaffen. Dazu ist man wie gesagt zu arm, aber auch zu nüchtern und unkultiviert. So handelt es sich bei den märkischen Gutshäusern zumeist um verhältnismäßig kleine Bauaufgaben, gemessen etwa an den Herrensitzen des westlichen Deutschlands, Sachsens oder Schlesiens. Es ist kein Zufall, daß hier die meisten Ausnahmen, vor allem in späterer Zeit, selbst wenn sie von bedeutenden Architekten herrühren, oft etwas Fremdes und wenig Bodenständiges zeigen, das sich der Landschaft nicht immer glücklich einpaßt.

Denn gerade das Bodenständige und Erdverbundene ist es, daß uns diese alten Häuser bei aller ihrer Einfachheit so sympathisch macht! Ihre ruhigen Baumassen sind ebenso wie ihre Einzelformen aus einem sicheren handwerklichen Können entstanden, das den einheimischen Baustoffen die ihnen entsprechenden Formen zu geben verstand. Die Baumeister, die die Schöpfer dieser alter Herrenhäuser sind, gehören wohl anfangs fast ausschließlich dem Handwerkerstande an. Ihre Baugesinnung geht mit der der Bauherren noch in Selbstverständlichkeit zusammen: Zweckmäßigkeit bestimmt den Grundriß und ein in gesunder, handwerklicher Überlieferung entstandenes Formgefühl entwickelt darüber knapp und sachlich den Aufriß. Die ausschlaggebende Rolle bei der Gestaltung des Äußeren aber spielen vor allem die Baustoffe; denn sie bedingen und entwickeln ihre besondere Formensprache.

\*       \*       \*

Mit Holz, Lehm und Granitfindlingen, den sogenannten Feldsteinen, wird anfangs in der Hauptsache gebaut; später gewinnt der Backstein immer größere Bedeutung. Bis um die Mitte des 18. Jahrhunderts hat bei dem großen Waldreichtum der Mark der Fachwerkbau mit Lehmstaakenfüllung überwogen. Von da an wird er durch den Massivbau allmählich mehr und mehr verdrängt, kommt aber in einzelnen Fällen bis in die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts noch zur Anwendung. Das Außenmauerwerk der Massivbauten bestand bis etwa um 1700 aus einem Gemisch



von Feldsteinen und gebrannten Ziegelbrocken, das in regellosem Verbande zusammengefügt wurde und infolgedessen meist große Mauerstärken erforderte. Da die Härte des Granits ein Bearbeiten außerordentlich schwierig macht, blieben die Feldsteine unbehauen und kamen nur in die glatten und durchgehenden Mauern als Füllung, während die Ecken und Kanten, also vor allem auch die Einfassungen von Türen und Fenstern in Ziegeln gemauert wurden. Die Verschiedenartigkeit beider Materialien aber ergibt von selbst für die Außenfassade die Putzfläche, ebenso wie die Lehmstaakenfüllung sie schon aus Gründen der Wetterbeständigkeit erfordert. Der Feldsteinrohbau kam für Herrenhausbauten überhaupt nicht zur Anwendung. Denn die schlechten wärmetechnischen Eigenschaften des Findlings, vor allem seine große Wärmeleitfähigkeit ließen ihn für die Außenmauern eines Wohnhauses als wenig geeignet erscheinen und so wurde er hier mehr und mehr vom Backstein verdrängt. Dagegen wird der Feldsteinrohbau von der Mitte des 18. Jahrhunderts an immer häufiger für Wirtschaftsgebäude, Ställe und Scheunen verwandt! Hier ist seine Unverwüstlichkeit und vor allem auch Billigkeit ausschlaggebend; Rücksichten auf seine schlechten Wärmeeigenschaften spielen keine Rolle. Diese Rohbauten werden in regelrechtem Zyklopenmauerwerk aufgeführt. Meist spaltet man den Feldstein, so daß er eine verhältnismäßig gerade Ansichtsfläche erhält; nur die Quadern an den Gebäudeecken bekommen winkelrechte Bearbeitung. Die Leibungen von Türen und Fenstern dagegen werden gewöhnlich in Ziegeln gemauert, die man nachher mit Kalk schlemmt oder verputzt und dann weiß streicht. Das Hauptgesims führt man entweder in gleicher Weise aus oder es wird verbrettert. Die regellosen Fugen zwischen den einzelnen Feldsteinen werden gewöhnlich ausgekratzt und dann sorgfältig mit Steinsplittern ausgezwickt, so daß überhaupt keine Fuge mehr in Erscheinung tritt. Zuweilen aber zeigt man auch die Fuge und verstreicht sie in der Fläche breit mit Kalk. Niemals aber kam man auf den Gedanken, die Fugen krampfaderartig vor die Steinfläche hervortreten zu lassen und auf diese Weise jeden Stein viel zu sehr von seiner Umgebung zu isolieren!

Es ist nun eigentlich sehr zu bedauern, daß man diesen Feldsteinrohbau verhältnismäßig spät entwickelt hat, so daß er seine Höhe erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts erreicht, zu einer Zeit also, als sich neben dem



Fachwerk der gebrannte Ziegel als alleiniger Baustoff durchgesetzt hatte! Denn diese alten Feldsteinbauten sind in ihrer flächigen und farbigen Erscheinung von so hervorragender Wirkung, erscheinen so wuchtig und so mit dem Boden verwachsen, daß man schon um der Geschlossenheit der Hofanlage willen hätte wünschen müssen, daß der Feldstein auch für das Herrenhaus, — hier vielleicht nur als eine Art Verblender, — verwendet worden wäre! Denn für die Fassadengestaltung hätte dieses Material noch große Möglichkeiten geboten. So bleibt es leider auf die Wirtschaftsgebäude beschränkt und wird am Herrenhaus selbst nur zu Fundamenten und Sockel, Gartenmauern und Torpfeilern genommen<sup>1</sup>.

Die Hauptmauern des Herrenhauses werden also nach 1700 vorwiegend in Backstein ausgeführt. Aber ebenso wie das alte Mauerwerk aus Findlingen und Ziegelbrocken erhält der reine Ziegel einen glatten Verputz. Es scheint zunächst verwunderlich, daß auch früher, zu einer Zeit, wo in Norddeutschland so hervorragende Ziegelbauten aufgeführt wurden, der Backsteinrohbau am märkischen Herrenhaus nur eine untergeordnete Rolle spielt. Die Erklärung ist vielleicht darin zu suchen, daß zwar in den Städten gute Ziegeleien zur Verfügung standen, daß sich auch bei der Errichtung kirchlicher Großbauten in der Einöde (Zisterzienser) die Anlage besonderer Ziegeleien lohnte, daß der Erbauer des verhältnismäßig kleinen Herrenhauses aber auf die primitiven Feldbrandöfen angewiesen war, die infolge ihrer technischen Unvollkommenheiten nur einen schwachen Brand lieferten, der für den Rohbau unbrauchbar war. Dieses Material war so schlecht, daß es unverputzt der Witterung nicht standhielt und bis zur Verwendung auf der Baustelle wohl größtenteils schon zu Bruch gegangen war. Daher auch das häufige Vorkommen von Ziegelbrocken in Verbindung mit Feldsteinen, das sich bei den ältesten Herrenhäusern findet!

Mit der zunehmenden Besiedelung der Mark durch die preußischen Könige sind freilich auch auf dem flachen Lande Ziegeleien entstanden, die wetterfeste Steine hätten liefern können. Zu dieser Zeit aber bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts widersprach der Ziegelrohbau dem herrschen-

<sup>1</sup> Ausnahmsweise ist auch der Raseneisenstein für Wirtschaftsgebäude verwendet worden. Aus diesem Material hat Schinkel in Neu-Hardenberg einige Ställe und Scheunen errichtet. Die Außenmauern hat er zum größten Teil unverputzt gelassen. Auch hier ist die ästhetische Wirkung sehr gut. Diese rauen Flächen sehen von weitem wie dunkelbrauner Samt aus!



den Zeitgeschmack, der Grund, weshalb auch die Versuche Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs des Großen in Potsdam, die ja auf holländischen Einfluß zurückgingen, nur vereinzelt nachgeahmt wurden<sup>1</sup> und auf die Dauer erfolglos geblieben sind! Es gehört aber auch mit zum Begriff einer zusammenhängenden Baukultur, daß sie an alten Überlieferungen mit Zähigkeit festhält. Erst der Zeit des Niederganges, in der die alten Traditionen brechen, bleibt es vorbehalten, auch hier Wandel zu schaffen!

David Gilly, der sich besonders für die technischen Fragen der »Landbaukunst« interessierte, hat den Bau mit luftgetrockneten Lehmsteinen anzuregen versucht, scheinbar aber auch ohne Erfolg, denn das Herrenhaus Klein-Machnow bei Berlin, das er 1796 aus diesen Luftziegeln errichtete, ist eine Ausnahme geblieben!<sup>2</sup> (Abb. 53b.)

Auch der Sandstein spielt eine sehr geringe Rolle. Er kommt nur bei wenigen anspruchsvolleren Fassaden (Meseberg, Reitwein) für besonders betonte Einzelheiten zu sparsamer Anwendung; also für Portale und Wappensteine, zuweilen aber auch für Freitreppen (Groß-Rietz) (Abb. 59a, b). Er war ein kostspieliges Material, das von weit her, aus den sächsischen oder schlesischen Brüchen mühsam herangeschafft werden mußte. Sicherlich wurden, schon der hohen Frachten wegen, die einzelnen Werkstücke fix und fertig von dort her an die Baustelle geliefert. Auch ist die Formgebung, vor allem des Ornamentalen, derartig sicher und gewandt und so vollkommen frei von allen provinziellen Eigenheiten, daß sie wohl kaum

<sup>1</sup> Wie etwa in dem Kleist v. Bornstädtchen Gutshause zu Hohennauen im Westhavellande, einem einstöckigen Fachwerkbau mit Füllungen in Ziegelrohbau. (Abb. Kunstdenkmäler Westhavelland.)

<sup>2</sup> Gilly bringt in seiner »Landbaukunst« folgende Notizen über den Bau: »In hiesiger Gegend hat unter anderem Herr von Hacke auf dem Landgut Machnow ein großes, herrschaftliches Wohngebäude von zwei Etagen und einem hohen Souterrain von Luftsteinen mit Verblendung der Außenseiten, der Fronten und Giebel aufgeführt. Es sind in diesem Gebäude sogar die inneren Wände und Mittelmauern im Souterrain ganz von Luftziegeln und nur ein 8–10 Zoll hoher Untersatz vom Kellerpflaster an mit gebrannten Steinen gemauert worden. Es steht das Gebäude nun schon gegen zehn Jahre, ohne auf irgendeine Art weder im inneren noch im äußeren Abputz einige Beschädigungen erlitten zu haben. Was indes das Mauerwerk der Souterrainwände aus Luftsteinen betrifft, so will ich solches wieder nicht zur Nachahmung empfehlen, besonders wo der Boden nicht von solcher Trockenheit ist, als am gedachten Orte.« (Anweisung zur landw. Baukunst 1836, erster Teil, S. 85. Sammlung nützlicher Aufsätze III, 1799, S. 103). Vgl. auch Färber, Das Schloß Klein-Machnow, Zentralblatt der Bauverwaltung 1920, S. 177–78 (Grundrisse).



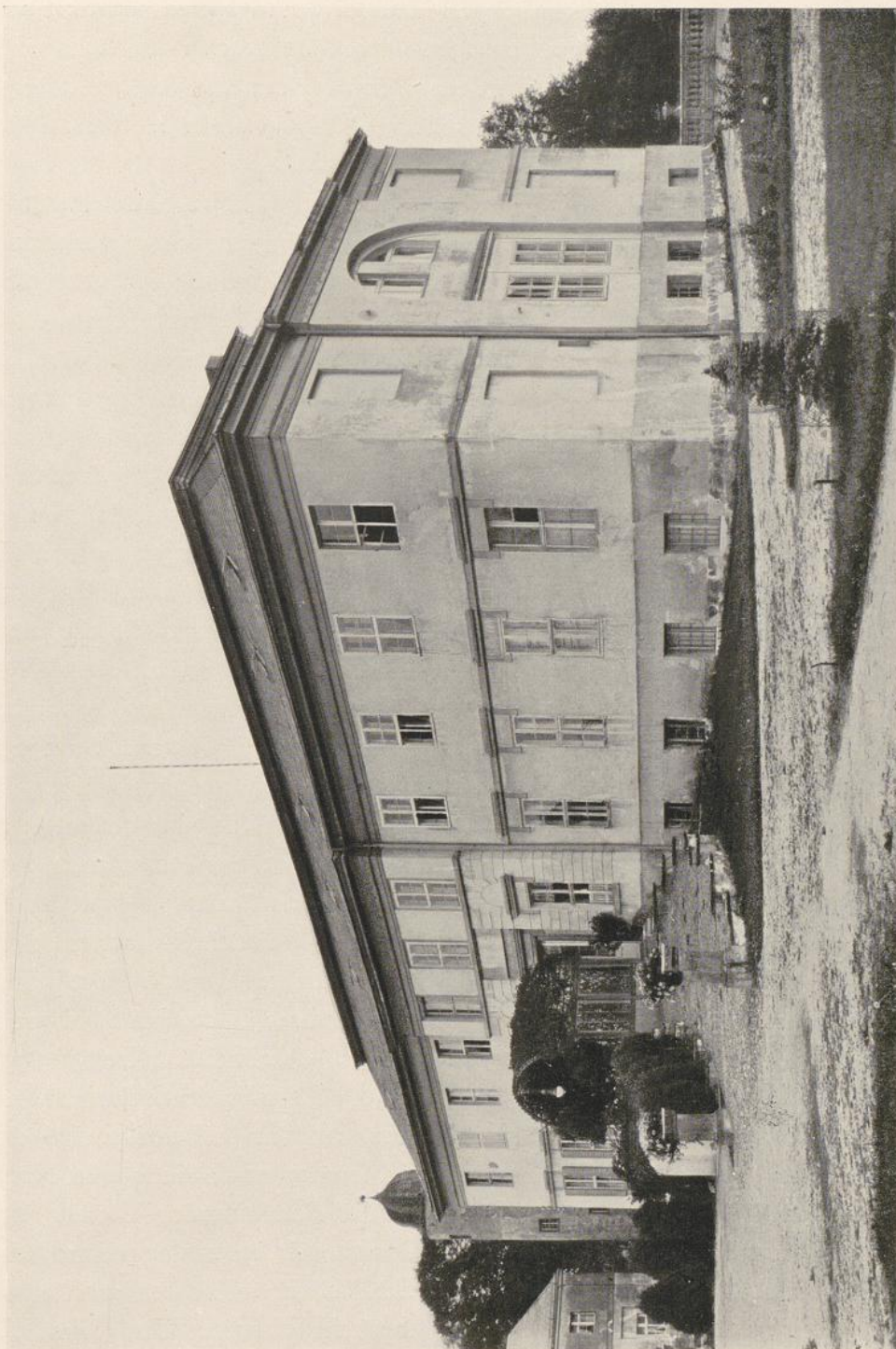


Abb. 53b. Klein-Machnow. Vorderfront



auf einheimische Steinmetzen zurückgeht, sondern man annehmen darf, daß all diese Stücke auf Bestellung, sozusagen nach Katalog, aus der sächsischen oder schlesischen Hütte geliefert wurden. Doch bleiben das vereinzelte Ausnahmen, denn in Zeiten eines bodenständigen Handwerks hielt man sich an die Baustoffe, die das Land selbst bot.

So sind die alten Herrenhäuser auch anfangs wohl fast alle mit Stroh oder Schilf eingedeckt worden. Hier aber verdrängten schon verhältnismäßig sehr zeitig schwere Pfannen und Biberschwänze diese feuergefährlichen Werkstoffe. Sie kamen bald nur noch für Ställe und Scheunen in Frage, also für diejenigen Hofgebäude, die keine eigene Feuerstelle besaßen.

Der Schiefer ist in der Mark nicht bodenständig. Zu ihm hat man wohl nur ganz ausnahmsweise einmal gegriffen. (Vgl. die oben angeführte Baubeschreibung von Trampe: . . . »so dazu vom Harze geholet worden!«) Nach dem Dreißigjährigen Kriege hat sich die Eindeckung mit gebrannten Steinen anscheinend ganz allgemein durchgesetzt. Die großen ruhigen Dachflächen, deren Zusammenhang nur von ganz wenigen Lichtöffnungen unterbrochen wird, sind so recht eigentlich charakteristisch für die alten Gutshäuser. In Größe und Form ihrer Dächer unterscheiden sie sich in erster Linie von den Katen der Bauern. Nur das Kirchendach kann sich im Dorfbilde in Masse und Wuchtigkeit noch mit ihnen messen. So haben diese alten Dächer eine stark repräsentative Note; oft sogar bringen sie ganz allein die Würde des Hauses zum Ausdruck; denn die hellen Putzfassaden sind gewöhnlich denkbar einfach! — Es ist nun sehr interessant zu sehen, wie die Form des Daches sich allmählich ändert!

Die Häuser der Renaissancezeit trugen wohl meist ein einfaches Satteldach, weil sie entscheidenden Wert auf die formale Durchbildung ihrer Giebel legten (Stolpe, Kemnitz). Die Neigung ihrer Dachflächen ist noch verhältnismäßig steil; sie beträgt etwa 50—55°. Auch das allseitig abgewalmte Satteldach, das in der Folge dann die Renaissancedächer ablöste und etwa bis 1700 vorherrschend gewesen zu sein scheint, zeigt den gleichen steilen Querschnitt. In ihm hat man fraglos noch die letzten Nachwirkungen der Gotik zu sehen. Für das zähe Festhalten an diesen alten Dachwinkel war aber sicher auch der Grund mit ausschlaggebend, daß man nicht auf die großen nutzbaren Bodenflächen verzichten wollte, die zur Lagerung von Vorräten notwendig gebraucht wurden. Und wenn sich



dann nach 1700 das Mansardendach, das in der Mark schon kurz nach dem Dreißigjährigen Kriege auftaucht, so schnell durchzusetzen vermag, hat man diese Tatsache zum guten Teil wohl mit auf das gleiche Bedürfnis zurückzuführen. Denn hier bot die konstruktive Durchbildung des Daches von sich aus schon die Möglichkeit, zwei Böden übereinander anordnen zu können.

Trotzdem aber kommt das abgewalmte Satteldach um die Mitte des 18. Jahrhunderts herum wieder auf, jetzt sogar unter einem erheblich flacheren Neigungswinkel. Der Wunsch, gut beleuchtete Bodenkammern zu schaffen, ohne die eigentliche Dachhaut durch Lichtöffnungen unterbrechen zu müssen, drängt um 1700 zur Einführung des mittleren Dachaufbaues, des Frontespice oder »Fremdenspieß« wie das Wort im Volksmunde mißverstanden wurde, weil hier die Fremdenzimmer lagen. Als man dann allmählich auch die Giebelkammern mehr und mehr ausbaute, ergab sich fast von selbst der Krüppelwalm. Das Satteldach mit Krüppelwalm wird besonders in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts bevorzugt und behauptet sich bis in das erste Viertel des 19. Um 1800 herum beginnt sich daneben aber wieder das einfache Satteldach durchzusetzen im Einklang mit den herben Formen des Berliner Klassizismus, der bei einem verhältnismäßig flachen Neigungswinkel (45° oder darunter) besonderen Wert auf die architektonische Durchbildung der Giebelseiten legte.

Das Mansardendach wurde in erster Linie für alle eingeschossigen Bauten gewählt; denn hier brauchte man die großen zusammenhängenden Bodenflächen besonders notwendig, während bei den zweistöckigen Häusern zuweilen noch das Obergeschoß zur Unterbringung von Wirtschaftsräumen mit herangezogen wurde! (Vgl. den großen Malzboden im Obergeschoß von Fretzdorf, Abb. 47). Auch der Wunsch, das schlichte eingeschossige Herrenhaus vor den übrigen Gebäuden des Dorfes gebührend herauszuheben, war wohl mitbestimmend für diese Wahl. Bald aber kommt das Mansardendach auch bei den zweistöckigen Bauten auf. Anfangs ist es allseitig abgewalmt, später, nach der Jahrhundertmitte, wird wie beim Satteldach nur der obere Teil des Giebels gewalmt. Gänzlich walmlose Mansardendächer, wie sie gegen Ende des Jahrhunderts sich finden, (vgl. etwa das dem jungen Baumann zugeschriebene Rietzsche Landhaus in Potsdam<sup>1</sup>)

<sup>1</sup> Abb. Schmitz, Berliner Baumeister, Seite 183.



scheinen sich nicht im Herrenhausbau durchgesetzt zu haben. Ebenso sind die Versuche David Gillys mit dem französischen Mansardendach, dessen obere Hälfte so flach gestellt ist, daß sie für die Ansicht nicht mehr in Erscheinung tritt (vergl. Klein-Machnow, Abb. 53b und Gütergotz, Abb. 66) zunächst nicht weiter aufgenommen werden. Mit dem Aufkommen des Klassizismus wird die Neigung des Mansardendaches immer flacher. Ein interessantes Beispiel für die veränderten Dachproportionen bietet der Dachstuhl von Casel. (Abb. 42.) Um 1810 herum verschwindet das Mansardendach dann ganz.

Ein großer Teil des Hauptreizes, den all diese alten Dächer auf den Betrachter ausübten, ist heutzutage leider oft verschwunden. Mehr oder minder ungeschickte Dachfensterausbauten, oft schwer im Maßstab mißglückt, zerstören jetzt die Einheitlichkeit und Ruhe ihrer Erscheinung. Größere Wohnansprüche haben in den letzten 100 Jahren dazu geführt, immer mehr von den Vorratsräumen im Dach zu Wohnzimmern auszubauen. Diese alten Dachkammern brauchten ihrem Zweck entsprechend nur wenig Licht. Also begnügte man sich auch mit den notwendigsten Öffnungen, denn Dachfenster sind ja von jeher eine Quelle der Verdrießlichkeiten durch die Gefahr ihres Undichtwerdens.

Die eigentlich bodenständige Form des Dachfensters ist die Fledermausluke, folgerichtig entwickelt aus den technischen Eigenheiten der Eindeckungsstoffe. Anfangs waren diese Luken klein und niedrig und ergaben sich durch ein nur schwaches Anlüften der Dachhaut. Später gegen Ende des 18. Jahrhunderts werden sie größer und höher; eine eigentlich ästhetische Durchbildung erhalten sie erst um und nach 1800, wo oft sehr reizvolle Aufteilungen durch Ziersprossen geschaffen werden. (Vergl. Pinnow Abb. 10, Diedersdorf, Abb. 43.)

Aus konstruktiven Gründen aber werden diese Fledermausfenster für den unteren Teil der Mansardendächer nicht gern gewählt. Man findet sie eigentlich nur in den alten sächsischen Grenzgebieten der Niederlausitz (Scheegeln). Hier führt man die seitlichen Abläufe im Grundriß meist schräg zurück, um so ein möglichst kurzes Ausschleppen zu erreichen. Im allgemeinen aber wählt man in der Mark lieber das stehende Dachfenster für die untere Mansarde. Es wird so klein als irgend möglich gehalten und seinem oberen Abschluß entsprechend in Ziegeln oder Blech abgedeckt.



Beim Eindecken mit Ziegeln scheint das kleine Sattel- oder Walmdach bevorzugt worden zu sein; einfaches Abschleppen der Dachhaut kommt weniger häufig vor.

Gleichfalls von großer Wichtigkeit für die Gesamterscheinung des Daches sind Stellung und Form der Schornsteine. Ihre Anordnung war manchmal ein schwieriges technisches Problem, das große handwerkliche Sorgfalt erforderte. In der Renaissancezeit hat man sie ihrer Lage im Grundriß entsprechend wohl senkrecht zum Dach herausgeführt und wagerecht abgedeckt, ohne ihnen eine weitere Durchbildung im Formalen zu geben. Erst in der Barockzeit macht sich das Bedürfnis geltend, sie der streng symmetrischen Gesamthaltung des Baukörpers zu liebe regelmäßig zum Dachfirst zu verteilen. Dieser Zwang, an einer bestimmten Stelle der Dachhaut den Schornsteinkasten heraustreten zu lassen, führt aber oft zu äußerst gewagten Hilfskonstruktionen. So zieht man vielfach im Dachboden eine ganze Reihe von Schornsteinen zu einem Block zusammen und führt dabei die einzelnen Rohre oft viele Meter fast wagerecht; hier manchmal sogar auf einer Balkenunterlage, wenn man die Mittelmauern nicht benutzen konnte, oder die Entfernung für eine Wölbung zu groß war. Man scheute sich sogar nicht, zuweilen auch das Holz mit dem Rauchrohr in direkte Verbindung zu bringen, wahrscheinlich, weil man glaubte, die starke Rußbildung werde genügend gegen Feuer schützen. Tatsächlich aber sind ein großer Teil der Brände, die viele dieser alter Häuser vernichtet haben, auf derartig mangelhafte Schornsteinkonstruktionen zurückzuführen. — Über dem Dache wurden die Schornsteine scheinbar immer geputzt; ihre formale Durchbildung ist im übrigen sehr einfach; sie besteht gewöhnlich aus einer wagerechten Abdeckplatte, die wenige Zentimeter vorkragt. Nur bei einigen anspruchsvollen Häusern verraten auch die Schornsteine etwas von der Formengebung ihrer Zeit. Sie sind dann allerdings auch immer symmetrisch angeordnet. »An beiden Seiten zwei gegeneinander überstehend«, wie es etwa in der Baubeschreibung von Trampe heißt. Zum großen Teil aber scheute man doch wohl die schwierigen und teuren Hilfskonstruktionen, denn wir finden gleichfalls eine ganze Reihe barocker Häuser, die keine Rücksicht auf irgendwelche Schornsteinsymmetrie nehmen; zur Zeit des Klassizismus vollends wird man ziemlich gleichgültig gegen ihre regelmäßige Verteilung. —



## DIE FASSADENGESTALTUNG BIS ZUM DREISSIGJÄHRIGEN KRIEGE

Von den Herrenhäusern aus der Zeit vor dem Dreißigjährigen Kriege ist zunächst ganz allgemein zu sagen, daß keiner von den wenigen Bauten, die sich bis auf unsere Tage herübergerettet haben, ganz unverändert ist. Die Ausbauten, wie Erker, Küche und Treppenturm sind größtenteils heute wieder verschwunden und auch sonst sind in den meisten Fällen Dachform und Fenster umgestaltet. Gemessen an den gleichzeitigen Herrensitzen West- oder Mitteleuropas sind ferner wie gesagt die märkischen Gutshäuser alle sehr einfach. Von dem Schmuck und Zierbedürfnis der deutschen Renaissance ist nur wenig an ihnen zu merken. Wo überhaupt dekorative Elemente vorhanden sind, werden die Motive außerordentlich stark vereinfacht. Es fehlte eben das Geld, die handwerklichen Kräfte, aber auch wohl die Gesinnung, die nach ästhetisch-reizvollen Formen verlangt hätte! —

Die stilistische Entwicklung vollzieht sich hier übrigens um fast ein halbes Jahrhundert später als in Mitteleuropa. In Demerthin beispielsweise wird noch nach 1600 im Innern teilweise gotisch gebaut!

Wenn man nun infolge der zahlreichen baulichen Veränderungen auch heute keinen ganz klaren Eindruck von der ursprünglichen äußeren Erscheinung mehr hat, so scheint doch eine wichtige Tatsache festzustehen: Für die Gliederung des Äußeren ist allein der Grundriß ausschlaggebend. Fenster und Türen werden nur nach den Bedürfnissen des Inneren angeordnet; also ergibt sich die unsymmetrische Stellung der Ausbauten aus der festgelegten Raumanordnung. Der Treppenturm z.B., der ja immer mit der Diele in Zusammenhang stand, mußte aus der Mitte seitwärts verschoben werden, damit diese durchgehende Diele wenigstens noch durch ein Fenster von der vorderen Schmalseite her Licht erhielt. Trotz der mannigfachen Willkürlichkeiten, die sich im Äußeren durch solche Notwendigkeiten ergaben, wurde gegen das Gleichgewicht der Massen, diesen Hauptgrundsatz jeder guten Architektur, eigentlich niemals verstoßen. Die Häuser, die einen Treppenturm besaßen, mögen in Verbindung mit Zwerggiebeln, hohen Schornsteinen und dem rückwärtigen Küchenbau ein ganz malerisches Aussehen gehabt haben, wenn sie etwa übereck betrachtet



wurden. Die Rückfronten freilich, an denen die angebauten Küchen weit nach dem Hof zu vorsprangen, wie z. B. in Lünow und Stolpe, wirkten wohl nicht gerade günstig! Doch wurde mit einem Anblick von dieser Seite her auch gar nicht gerechnet. Es ist überhaupt bezeichnend für eine ganze Reihe von märkischen Häusern — nicht nur aus der Renaissance, sondern auch für solche aus viel späterer Zeit —, daß ihre Rückseiten völlig untergeordnet behandelt werden und auf jede formale Durchbildung verzichten müssen. Die Betonung liegt bei ihnen lediglich auf der Vorderseite, bei den Renaissancebauten vor allem auch auf den Giebeln.

Dieses Herausheben der Giebelseiten kam in erster Linie dort in Frage, wo man mit der Fernwirkung zu rechnen hatte. So wurde in Stolpe (1553) der dem Odertal zugekehrte Giebel — das Haus liegt auf halber Höhe, die Längsachse quer zur Talrichtung —, mit scharfgeschnittenen Profilen in den geometrischen Formen der Übergangszeit gegliedert (Abb. 54a), während die dem Berg zugekehrte Schmalseite fast völlig schmucklos blieb.

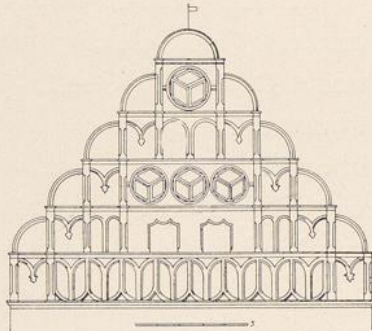


Abb. 54a. Stolpe

Das gleiche Gestaltungsprinzip kommt in ähnlicher Weise in Kemnitz zur Anwendung. Die Längsfronten sind völlig flächig gehalten, nur das Eingangsportal ist durch Rundbogen und Hocknischen etwas herausgehoben. Der Giebel dagegen, der sich dem nahen See zuwendet, wird durch Pilasterstellungen und sich verkröpfende Horizontalgesimse aufgeteilt. Auch hier treten, der Fernwirkung über das Wasser wegen, alle Profile kräftig aus der Fläche hervor (Abb. 6).

Ob Wilkau, das auch unmittelbar am Wasser liegt, ursprünglich ebenfalls Giebel gezeigt hat, ist nicht mehr festzustellen. Heute trägt das Haus ein schweres Mansardendach, und an seine Entstehungszeit (um 1550) erinnert im Äußeren nur noch die unsymmetrische Stellung von Tür und Fenstern sowie das alte Rundbogenportal selbst, das von zwei plumpen Renaissancepilastern eingerahmt wird, die in ihrer tektonischen Funktion völlig mißverstanden sind.

Auch Pessin, das älteste der heute noch bestehenden märkischen Herrenhäuser (1419?), zeigt im Äußeren nicht mehr den ursprünglichen Charakter.



Das alte eichene Fachwerk mit seinen winzigen, unregelmäßig verteilten Fensteröffnungen darin besteht zwar noch und deutet durch die mittelalterliche Art seiner Konstruktion (Abb. 54b) auf eine sehr frühe Entstehungszeit, doch hat ein Umbau in neuerer Zeit das Hauptgesims völlig verändert, Dachaufbauten und Erweiterungen sind hinzugekommen, so daß man von dem alten bescheidenen Bau keinen ganz klaren Eindruck mehr zu gewinnen vermag.

Ebenso einfach und anspruchslos, eigentlich nicht viel mehr als ein größeres Bauernhaus, war Lünow. (1910 leider zum größten Teil abgerissen.) Auffallend ist hier die verschiedene Dachneigung der einzelnen Baukörper. Besonders steht die flache Lagerung des Hauptdaches in betontem Gegensatz zum Zeitgeschmack.

Denn das in nächster Nähe gelegene Bagow (1545, Abb. 3) z. B., das etwa der gleichen Entstehungszeit angehört, trägt noch das typische steile Dach der Gotik, das mehr oder weniger ausgesprochen auch die übrigen Häuser aus der Mitte des 16. Jahrhunderts zeigen. Bagow ist übrigens eine der ganz wenigen Ausnahmen, die in Ziegelrohbau errichtet wurden. Der Grund hierfür ist vielleicht in der Besonderheit der geographischen Lage zu suchen. Denn man konnte vom nahen Brandenburg her, in dem damals ja der Backsteinbau noch blühte, die Ziegel bequem auf dem Wasserwege heranschaffen! Im übrigen ist aber auch hier viel verändert worden. Ob die Fenster schon von Anfang an die jetzige Größe besaßen, ist zweifelhaft; ihre Umrahmungen und Verdächungsgesimse, die sie heute zeigen, gehören erst dem Barock an.

Das einzige Haus, das sich aus dieser Zeit in seinem Äußeren fast unverändert erhalten hat und auch sonst einen Typ für sich darstellt, ist das jüngste dieser Gruppe, Demerthin (1604, Abb. 4), weitaus die bedeutendste Schöpfung aus der Zeit vor dem großen Kriege.

Hier erscheint zum ersten Male ein Bau vor uns, der aus einem großen einheitlichen Gedanken heraus geplant und zu einer bewußt monumentalen Gestaltung gebracht wurde. In den steilen Giebeln und dem Turm mit der Wendeltreppe spürt man zwar noch die Nachwirkungen der Gotik. Aber die ganze Art, wie der Umriß aufgelöst wird, die Teile Selbständigkeit erhalten und sich doch dem großzügigen Mittelmotiv, dem beherrschenden Sechseck des Turmes unterordnen, wie das Ganze durchaus symmetrisch in seiner Massenverteilung gedacht ist, mit Steigerung zur Mitte



hin, zeigt schon den Geist einer neuen Zeit, der hier im Werk eines bedeutenden Architekten zum Ausdruck kommt. Dabei wird die Wirkung nur durch die Gliederung der Baumasse erzielt und auf alles Ornamentale verzichtet. Nur Portal und Wappen, in Werkstein ausgeführt, zeigen eine reichere Behandlung. Auch die Wahl

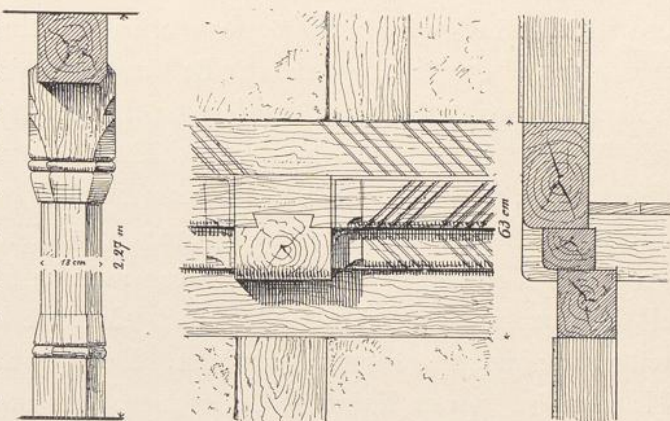


Abb. 54b. Pessin. Konstruktive Einzelheiten des Fachwerkes

der Motive verrät den Meister. Wie oben erwähnt, ist z. B. die Sechseckform des Turmes ein außerordentlich geschickter Kunstgriff des Erbauers, der dem Turm die notwendige Breitenerscheinung geben und den dahinterliegenden Räumen trotzdem das notwendige Licht zuführen wollte. Die Symmetrie ist nur in der Verteilung der Hauptmassen streng durchgeführt; die Unterglieder werden freier gestaltet. Das Eingangsportal etwa ist aus der Turmmitte seitwärts verschoben, weil die Wendelung der Treppe sonst nicht die nötige Kopfhöhe für den Eintretenden gestattet hätte. Doch wird eine derartige Abweichung durchaus nicht als störend empfunden, sie wirkt eher noch als besondere Feinheit. — Überhaupt stellt Demerthin wohl eine Leistung dar, die den Vergleich mit Herrensitzen von ähnlichem Umfange in West- oder Mitteldeutschland nicht zu scheuen braucht. Die märkische Baukunst zeigt hier Anfänge einer neuen Entwicklung des Herrenhauses, die große Möglichkeiten in sich zu tragen schien, Baugedanken, deren Reife vieles versprach. Doch der große Krieg hat auch hier alle Keime vernichtet und als er beendet war, hatten sich die Baugesinnung und die wirtschaftlichen Voraussetzungen in wesentlichen Punkten gewandelt. —

#### VOM DREISSIGJÄHRIGEN KRIEGE BIS ZUM AUSGANG DER BAUTRADITION 1840

Die Fachwerkhäuser zwar ändern sich zunächst nicht wesentlich, denn ihre Konstruktion ist aus zusammenhängender Bauüberlieferung durch die Jahrhunderte erwachsen. Das Gefüge ihres Holzwerks bleibt zumeist weiter



unverhüllt und wird nur insofern etwas vereinfacht, als man beim Übersetzen des oberen Stockwerks die Balkenköpfe nicht mehr unter den Schwellhölzern hervortreten läßt, sondern in der Fläche bleibt, infolgedessen auch alle Profilierungen und einfachen Schnitzereien wie sie etwa das alte Pessiner Haus zeigt, von selbst in Wegfall kommen. Denn jetzt wird für Fachwerkbauten statt der Eiche fast allgemein die Kiefer verwendet, und bei der größeren Weichheit ihres Holzes war man auf die Fläche angewiesen, da alle hervortretenden Holzteile sonst einer verhältnismäßig schnellen Verwitterung ausgesetzt gewesen wären. Der Grund für diesen Wechsel in der Holzart ist in der Tatsache zu suchen, daß die Kiefer seit dem Dreißigjährigen Kriege den Laubwald in der Mark immer mehr verdrängt, vor allem die Eiche und Buche. Im Kriege selbst war starker Raubbau an Nutzhölzern betrieben worden (Befestigungen!); auch hat man im Laufe der folgenden Jahrhunderte allmählich die Niederungen und besseren Böden, auf denen das Laubholz vorzugsweise wuchs, größtenteils urbar gemacht und sie in Feld oder Wiese umgewandelt.

Das eichene Fachwerk also wird sinngemäß auf die Kiefer übertragen. Im Übrigen aber werden nur die Fenster etwas größer, denn auch die Stockwerkshöhen wachsen. Die alten Fachwerkbauten scheinen außerordentlich niedrige Zimmer gehabt zu haben. Pessin zeigt noch lichte Höhen von etwa 2,30 m im Erdgeschoß und sogar nur knapp 2 m im Obergeschoß! Die Geschoßhöhen der älteren Steinbauten sind sehr verschieden. Sie schwanken zwischen 3 m und etwa 4,50 m. Jetzt, nach dem Kriege wächst auch die Zimmerhöhe der Fachwerkhäuser auf etwa 3 m im Lichten. An Stelle des Satteldachs mit seinen beiden Giebeln ist ferner das Walmdach getreten. Die alte Unsymmetrie in der Fassadenaufteilung aber ist geblieben. Sie liegt im Wesen des Fachwerks ja selbst begründet. Denn die Lage der Fenster ist hier von der Stellung der einzelnen Pfosten abhängig, die ihrerseits wieder durch die Anordnung der Innenwände, also durch die Grundrißverteilung bedingt ist. Die Symmetrie spielt beim Fachwerkbau an sich überhaupt eine verhältnismäßig untergeordnete Rolle, denn die entscheidende Gliederung des Äußeren ergibt sich hier aus dem Gegensatz der hellen Putzfelder zu den dunklen Balken, hinter dem die Fensterstellung durchaus zurücktritt. — Das alte Radenslebener Herrenhaus ist eins von vielen Beispielen, die für diese älteren Fachwerkbauten bezeichnend sind. — (Abb. Kdkm. Ruppin).



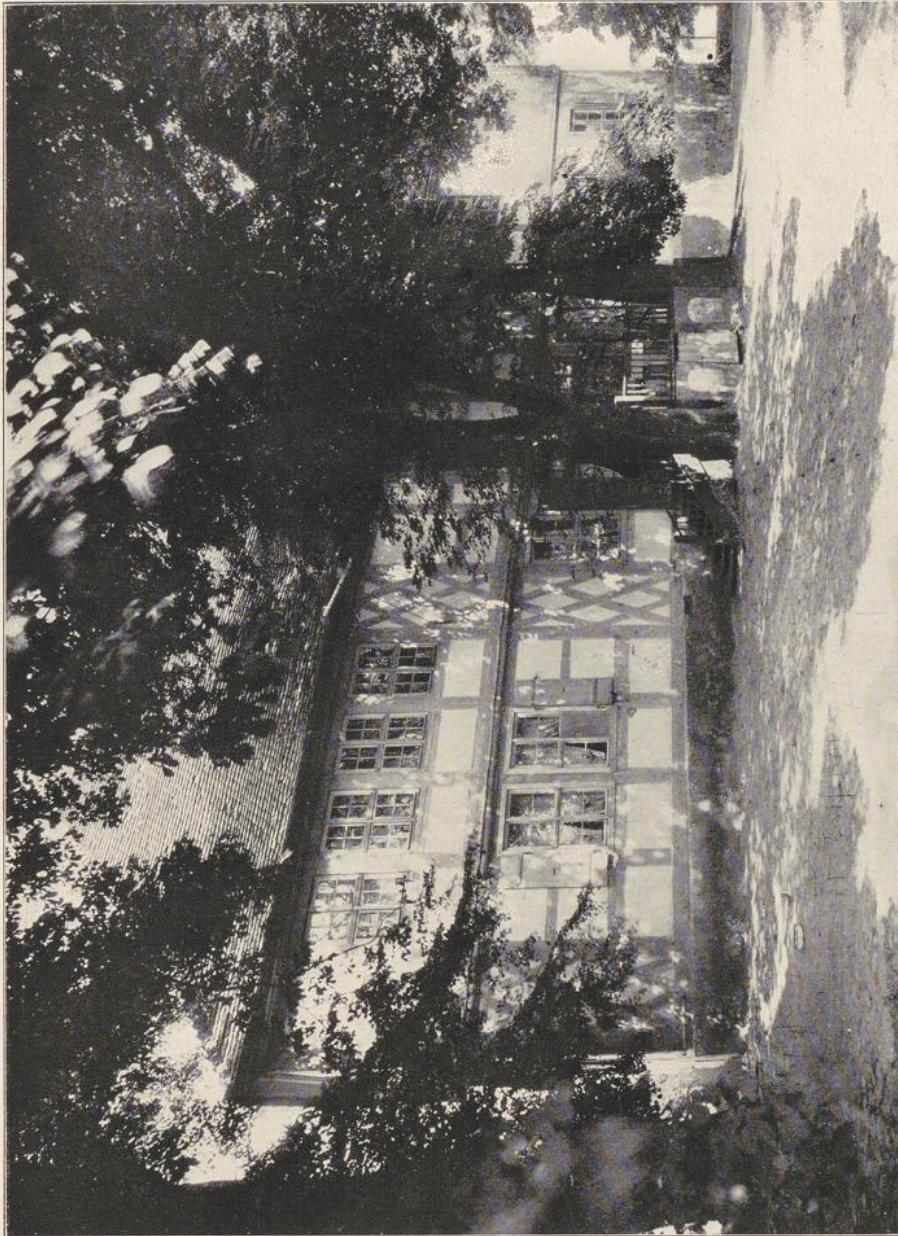


Abb. 54c. Zernikow. Vorderfront



Selten aber wird einmal der Versuch gemacht, durch besondere Unterteilungen das Fachwerk weiter zu gliedern, wie das an der höchst eindrucksvollen Fassade von Zernikow geschieht (Abb. 54c). Das viermal wiederholte enggegliederte Rautenmuster ergibt hier eine klare Dreiteilung der Fassade, die so beherrschend wirkt, daß sie einen Vergleich der Fensterstellung in den einzelnen Teilen gar nicht aufkommen läßt.

Unter den französischen Einflüssen in Axialität und Symmetrie wandelt sich dann aber auch in der Mark allmählich der Geschmack, und es entstehen Häuser wie Karwe, Abb. 46, die den fremden Einfluß nicht nur in ihre Grundrisse aufnehmen, sondern etwas davon auch in ihren Fassaden zum Ausdruck bringen. Neben der regelmäßigen Achsenstellung ist in Karwe z. B. bezeichnend, daß der Gartensaal aus der Fachwerkkonstruktion der Rückfront nach dem Garten zu herausspringt.

Auch die eigenartige Fassade des v. Rohrschen Hauses in Wustrau mag in diesem Zusammenhang genannt werden (Abb. 14). Hier sollte mit einer Art von jonischen Holzpilastern eine strenge Flächengliederung erzielt werden. Leider ist der interessante Bau durch eine Restauration im Anfang des 19. Jahrhunderts stark verunstaltet worden, eine Tatsache, die um so bedauerlicher ist, als ähnliche Versuche am Herrenhausbau anscheinend später nicht weiter aufgenommen worden sind<sup>1</sup>.

Im Laufe der Zeit begann man überhaupt den Fachwerkbau auch in ästhetischer Beziehung dem massiven Hause gegenüber als minderwertig zu empfinden. Völlig auf das Fachwerk verzichten konnte man des billigen Baustoffes wegen nicht. So ging man dazu über, wenigstens die Fassade als einheitliche Putzfläche zu behandeln und die Holzkonstruktion zu verbergen. Vielleicht wollte man durch das Rohren und Putzen des Fachwerks auch eine größere Wetterbeständigkeit erzielen oder schadhafte Stellen verdecken. Ausschlaggebend ist aber doch wohl der Wunsch, das Äußere dem Massivbau anzugleichen. Trotzdem fühlt man sich nicht immer verpflichtet, auch in der Tür- und Fensterstellung die Symmetrie einzuführen. Auch bei den einfacheren Massivbauten findet sich dieses unbekümmerte Einschneiden von Lichtöffnungen in die Wandfläche ganz nach den Bedürfnissen des Inneren. Es ist jedoch charakteristisch, daß diese Unsymmetrie fast immer nur an der Rückseite des Hauses vorkommt, während die Vorder-

<sup>1</sup> Eine ähnliche Gliederung mit jonischen Holzpilastern zeigt die alte Stadtmühle in Beeskow.



front, also hier meist die dem Hofe zugekehrte Seite, eine strenge Aufteilung zeigt. Es handelt sich hierbei fast ganz ausschließlich um die oben betrachtete Grundrißgruppe, die ihre Wirtschaftsräume an der Längsseite der Rückfront nebeneinander aufreicht<sup>1</sup>. Die mit bescheideneren oder reicheren Mitteln symmetrisch gegliederte Fassade erscheint hier nur als eine Art Festgewand, das die Seite des Haupteingangs würdig repräsentieren soll, als ein Kleid, das sich dem Zeitgeschmack anpaßt und das mit dem Zeitgeschmack wechselt.

Vor allem bei Umbauten trägt man dem Stilwandel Rechnung. So ist die Entstehungszeit einer ganzen Reihe von Häusern nur noch am Massenaufbau zu erkennen, an der Dachneigung, den Stockwerkshöhen und dem Grundriß, nicht aber an den stilistischen Einzelheiten der Fassade, die oft erst einer viel späteren Zeit angehören. — Die Vorderfront von Pinnow z. B. zeigt eine Aufteilung in rein klassizistischem Geiste, etwa aus dem Jahre 1825 (Abb. 10d). Das ursprünglich einstöckige Haus erhielt damals ein oberes Stockwerk und darüber das typische Satteldach mit Krüppelwalm. Auch die Anordnung des Längsflurs ist charakteristisch für die gleiche Zeit, in der ebenso der Grundriß starken Veränderungen unterlag; daß aber trotzdem der Kern des Gebäudes viel früher, — wahrscheinlich noch vor dem Dreißigjährigen Kriege — erbaut wurde, zeigt die merkwürdige Lage der Küche im Zentrum des Hauses.

Besonders deutlich ist der Stilwechsel an den Veränderungen in Sieversdorf zu erkennen. Die ursprüngliche, etwa um 1700 entstandene Fassade war wohl denkbar einfach: In der Mitte des schwach vortretenden Risalits die Eingangstür, flankiert von zwei schmalen, hohen Fenstern; rechts und links davon je drei im Stichbogen überwölbte Fenster mit gleichen Abständen untereinander; das Obergeschoß in entsprechender Aufteilung mit den gleichen Höhen, nur daß hier über der Tür sinngemäß ein Fenster saß.

Um 1800 etwa wurde zusammen mit einer Grundrißänderung auch die Fassade umgestaltet (Abb. 55a). So trennte man Ober- und Untergeschoß voneinander durch ein glattes rechteckiges Bandgesims. Seitenteile und Mitte erhielten eine Einfassung von Putzquadern, die letztere außerdem die charakteristischen Empireornamente, und an Stelle der mittleren oberen

<sup>1</sup> Beispiele: Hohenjehsar, Sieversdorf, Deulowitz, Menkin, Saarow, Pinnow.





Abb. 55 a. Sieversdorf. Hoffront um 1800

Fenstergruppe wurde das großzügige Halbkreisfenster durchgebrochen. (Sitzplatz mit Blick auf den Wirtschaftshof!)

Ein halbes Jahrhundert später schloß sich an eine Erneuerung von Tür und Fenster wiederum eine »Modernisierung« der Fassade an (Abb. 55b). Die trockenen Umrahmungen und die kleinlichen, maßstäblich mißglückten Füllungen unter den Fenstern sind ja gewiß ein Rückschritt gegen die herben Profile von 1800. Alle diese Änderungen bedeuten letzten Endes doch nur Umgestaltungen zweiten Grades, die den eigentlichen Kern nicht berühren. Geblieben ist der große ruhige und geschlossene Baukörper mit seinem bezeichnenden Walmdach, den gleichen Stockwerkshöhen und den alten Fensterachsen, und damit ist auch die entscheidende Wirkung dieselbe wie im Anfang!

Ähnlich wie Sieversdorf in seinem ursprünglichen Zustand sahen auch die Herrenhäuser in Hohenjehsar und Reitwein aus, die gleichfalls im Kreise Lebus liegen und vielleicht sogar von derselben Hand erbaut wurden. Aber auch bei einer ganzen Anzahl anderer zweistöckiger Häuser, die um 1700





Abb. 55b. Sieversdorf. Jetzige Hoffront

herum entstanden sind, findet sich das gleiche einfache Schema, das immer wieder mit nur geringen Unterschieden abgewandelt wird: Die Haupteingangstür, die bei allen Herrenhäusern immer in der Mitte der einen Längsfront liegt, wird gewöhnlich von zwei schmalen, hohen Fenstern eingrahmt, die ebenso wie die Tür sich durch einen Sturz in Stichbogenform vor den übrigen sechs oder acht meist wagerecht abgedeckten Fenstern herausheben. Der mittlere Teil der Front tritt mit diesen drei Öffnungen als Risalit nur schwach vor die eigentliche Flucht. Sonst sind die Fassaden dieser Gruppe ohne jeden Schmuck, ohne jede betonte Gliederung; allenfalls sitzt über der Tür ein einfacher Wappenstein, und die Fenster sind etwa mit einem glatten Gewände eingefasst. In der historischen Entwicklung bilden diese Fassaden die streng konservative Richtung. Um 1800 sehen sie kaum anders aus als um 1700; oft kann man ihre ungefähre Entstehungszeit nur an Einzelheiten im Inneren, etwa an den Tür- und Treppendetails, erkennen. Auch die Profilierung des Hauptgesimses bleibt fast immer die gleiche: die Sima mit der Abdeckplatte, darunter die Hänge-



platte, die von einer glatten Wulst mit vielleicht noch ein oder zwei schwachen Untergliedern gestützt wird. Das Hauptgesims kröpft sich um das Mittelrisalit herum; dieses darf aber nur so weit herausspringen, daß die unterste Dachsteinreihe die Ausladung noch bedecken kann; also gewöhnlich nicht weiter als 6–8 cm; denn das Schleifen der Dachhaut vermeidet man gern, und Dachaufbauten sind kostspielig und ihre Kehlen erleichtern das Durchregnen.

Auf dieses einfache Grundschema werden nun die herrschenden Stilformen übertragen. Es ist sehr interessant zu sehen, wie die Maurermeister der kleinen Landstädte, die ja in den weitaus meisten Fällen auch die Erbauer der umliegenden Herrenhäuser sind, sich mit diesen formalen Fragen auseinander setzen. Ein gutes Beispiel dafür, wie die klassischen Formen auf dem Lande abgewandelt werden, zeigen die beiden eingeschossigen Häuser von Reitzenstein (Abb. 45a und b) und Kemnath (Abb. 44) und das zweistöckige Görbitsch (Abb. 27), alle drei mit ausgesprochener Vertikalteilung. Die dicken Pilaster der beiden einstöckigen Häuser sind ja alles andere als klassisch, doch paßt die veränderte Proportion gar nicht übel zu dem schweren unegliederten Mansardendache. Die Profilierung der Kapitelle und Basen ist zwar derb, aber keineswegs ungeschickt und aus einem gesunden Formgefühl heraus entwickelt<sup>1</sup>. Die tektonische Bedeutung der einzelnen Architekturglieder aber ist dabei den ehrsamten Maurermeistern durchaus nicht immer aufgegangen. In Reitzenstein etwa fehlt den Pilastern die Verkröpfung im Sockelgeschoß, so daß sie etwas wie aufgeklebt wirken; Eckpilaster sind hier überhaupt nicht vorhanden<sup>2</sup>. — In der Görbitscher Fassade geht das anspruchsvolle Pilastermotiv nicht mit der Fensterverteilung zusammen, denn die drei unbetonten Fenster auf jeder Seite zeigen durch ihre ungleichen Abstände einen gegensätzlichen Rhythmus. Einige Einzelheiten fallen ganz merkwürdig aus: So treten zwar die Pilaster selbst mit ihren nach außen hervorspringenden Kanneluren kräftig hervor, die drei

<sup>1</sup> Vergl. die Einzelheiten von Kemnath (Abb. 44), siehe auch das Gutshaus Luisenruh in Peitz (Klöppel: Heimische Bauweise in der Mark Brandenburg).

<sup>2</sup> Die Fassade ist mit einigen Abweichungen dem abgebildeten alten Bauplane entsprechend ausgeführt worden. Statt der gekuppelten Pilaster neben dem Eingangsportal wurde nur eine einfache Pilasterstellung angeordnet. Das Verhältnis zwischen Ober- und Unterteil des Mansardendaches wurde günstiger gestaltet, auch die Proportionen des Dachaufbaues an der Gartenseite verbessert.





Abb. 56. Saarow

Risalite aber, ihre Rücklagen, heben sich mit ihrem knapp 2 cm (!) starkem Vorsprung kaum von der Grundfläche ab. Die über der stark unterkehlten Blattwelle liegende Abdeckplatte des Kapitells zeigt senkrechte Einkerbungen; am Hauptgesims begnügt man sich statt der Sima mit einer einfachen Wulst. Der Fugenschnitt der Putzquadern vollends wird gänzlich mißverstanden, wenn etwa über der Fenstermitte des Sockelgeschosses statt eines markierten Schlußsteines eine senkrechte Fuge zu liegen kommt.

Und trotz der vielen stilistischen Mängel im einzelnen wird man diesen Häusern doch ihren großen Reiz nicht absprechen können, einen Reiz, der oft viel stärker ist als der von akademisch einwandfreien Fassaden, die eine typische Stadtarchitektur aufs Land verpflanzen wollen<sup>1</sup>. An jenen aber zeigt sich eine urwüchsige Kraft, die in zusammenhängender Bautradition geschult fremde Formen aufzunehmen versteht und sie mit Phantasie umzuwandeln weiß, um sie dem eigenen Empfinden anzupassen. Wie der Erbauer von

<sup>1</sup> Man vergleiche etwa die beiden unausgeführt gebliebenen Entwürfe zum Neubau von Rühstädt (Abb. 41b und c).



Kemnath z. B. der senkrechten Pilasterstellung die wagerechte Quaderung des Mittelrisalites gegenüberstellt, ist außerordentlich kühn und originell! Die Verbindung zweier so gegensätzlicher Motive widerspricht durchaus den herrschenden Regeln und doch ist es hier gelungen, beide zu einer überzeugenden Einheit zu verbinden. Dabei leistet sich dieser Baumeister die größte Freiheit im einzelnen: Die Eingangstür sitzt außerhalb der Mitte, alle Abstände zwischen den Pilastern sind verschieden, nicht einmal die Fenster befinden sich in der Mitte ihrer Feldbreiten. Auf der Rückseite, die die gleiche Aufteilung zeigt, ist sogar das ganze Mittelrisalit beträchtlich nach seitwärts geschoben. — Ein bestimmter Grund für alle diese Unregelmäßigkeiten ist nicht recht einzusehen, wenn man nicht gewisse malerische Wirkungen für beabsichtigt hält; denn die Grundrißverteilung scheint die ungleichen Achsenabstände nicht veranlaßt zu haben. Perspektivische Erwägungen kommen schon bei völliger Regellosigkeit der Feldbreiten gar nicht in Frage.

Dort aber, wo auf eigentliche Pilasterstellungen verzichtet und statt ihrer eine indifferente oder wagerechte Aufteilung erstrebt wird, ergeben sich zuweilen ganz besonders reizvolle Lösungen, die auch in den Einheiten vollkommener geraten, weil man hier nicht mit den schwierigen Säulenordnungen zu arbeiten braucht. So kommt in Trebichow (Abb. 18b) und Saarow (Abb. 56) eine besonders gelagerte Wirkung des Baukörpers dadurch zustande, daß man auf ein eigentliches Mittelrisalit verzichtet und die zehn Fensterachsen in gleichen Abständen nebeneinander aufreht. Bei beiden Häusern aber wird das Eingangsportal durch ein großzügiges Mittelmotiv umrahmt, das in Saarow sogar das Hauptgesims durchbricht und in die Dachfläche einschneidet. Der große Reiz dieser Fassaden liegt einmal in den ausgezeichneten Verhältnissen, in dem glücklichen Gegensatz der Reihung zur reich behandelten Mitte und dann in der Feinheit der zarten Umrahmungen und rassigen Ornamente.

Noch entscheidender tritt das Gelagerte der Baumasse in Casel hervor (Abb. 42). Hier betont das ungewöhnlich flache Mansardendach, das mit seinen gedrückten Verhältnissen für die späte Entstehungszeit (um 1800) höchst bezeichnend ist, auffallend stark die Wagerechte. Die verhältnismäßig große Ausladung des Hauptgesimses und die Fensterverdachungen wirken in der gleichen Richtung. Dieser ausgesprochenen Tendenz ordnen sich der



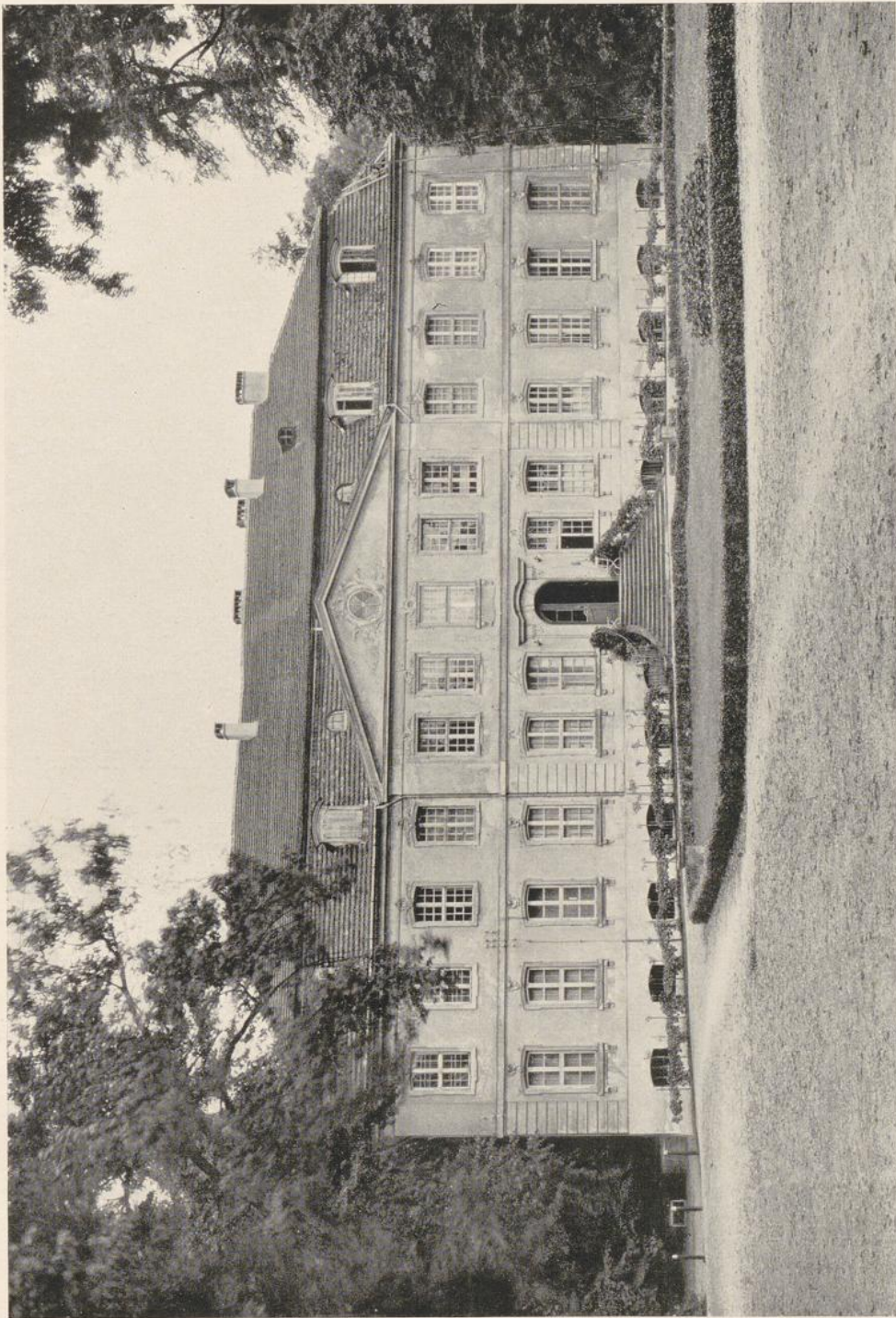


Abb. 57a. Cunersdorf. Vorderfront





Abb. 57b. Cunersdorf. Gartenfront

Wechsel in den mittleren Verdachungen und die gequadrerten Pilaster bescheiden unter.

Wie nun der Zwischentyp vom ein- zum zweistöckigen Haus gelöst wird, zeigen die Gartenfassade von Reitzenstein und Schönwalde mit ihrem mittleren Dachaufbau und die zweigeschossige Mitte im Herrenhof zu Reppen. — In Reitzenstein weist die Ausführung eine wesentliche Verbesserung auf gegenüber dem ursprünglichen Entwurfe; denn dadurch, daß der untere Teil der Mansarde niedriger gehalten wurde, konnte auch der Aufbau in seiner Höhe gedrückt werden, so daß er viel von seiner lastenden Schwere verliert. — Die ursprüngliche Schönwalder Fassade aus der Zeit von 1700 ist heute nicht mehr erhalten. Sie wurde nach alten Bauakten<sup>1</sup> Ende des 18. Jahrhunderts umgestaltet — unter die Fenster kamen teilweise Füllungen mit Puttengruppen — und dann wieder um 1850 verändert und dabei stark vereinfacht. Abgesehen von einigen damals hinzugefügten stilistischen Be-

<sup>1</sup> Schönwalder Gutsarchiv



sonderheiten aber weisen die guten Verhältnisse noch auf die frühe Entstehungszeit hin; denn um die Mitte des 19. Jahrhunderts hätte man eine so gute Fassade nicht mehr fertig bekommen! (Abb. 28c.)

Beim Herrenhof in Reppen (um 1790, Abb. 36) steht die barockbewegte Mitte in einem höchst reizvollen Gegensatz zu den niedrigen Seitenteilen mit ihren zart gegliederten Zopfprofilen. In großer Unbekümmertheit werden hier die allerverschiedensten dekorativen Elemente miteinander verbunden, ohne daß darunter die Einheitlichkeit des Ganzen leidet, denn die Massen und ihre Aufteilung sind außerordentlich fein gegeneinander abgewogen. Man muß sich hier aber klar sein, daß das Ganze doch etwas Kulissenarchitektur ist, denn die Gliederung des Äußeren nimmt nicht die geringste Rücksicht auf die Grundrißanordnung mit der charakteristischen schmalen Mitteldiele und den anschließenden beiden Stuben und Kammern, die einen ganz anderen Rhythmus verlangt, als er in der sehr dekorativen Fassade angeschlagen ist! —

Dieses ausgesprochen dekorative Element findet sich sonst nur selten. Im allgemeinen zeigen die märkischen Herrenhäuser eine große Zurück-

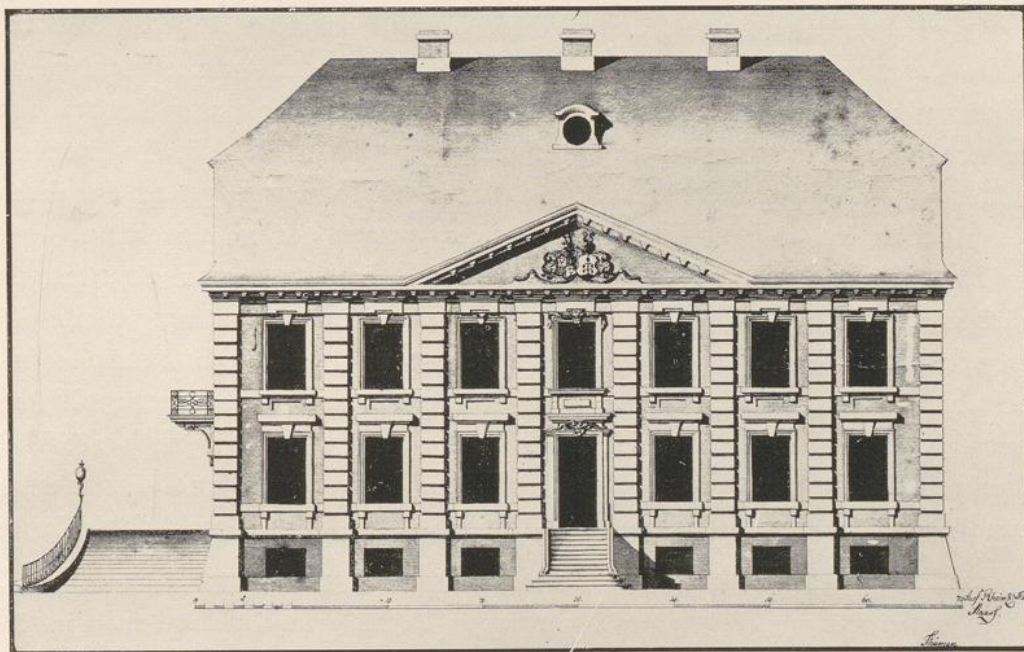


Abb. 58. Plessow. Entwurf zur Gartenfront



haltung in der Verwendung von Schmuckformen. Ein Haus wie Cunersdorf (Abb. 57) muß mit seinen reichen Rokokoornamenten als große Ausnahme gelten! Die Sicherheit in der Formengebung aller Einzelheiten läßt hier mit Bestimmtheit auf einen Architekten der Hauptstadt schließen.

Noch deutlicher aber zeigt sich der Einfluß eines bestimmten Kulturzentrums bei einigen anderen Bauten. Für die Berliner Baukunst um 1730 ist z. B. die Fassade von Sandow (Abb. 37) bezeichnend. Die zurückhaltende Behandlung der Mitte mit der einen Achse im oberen Stockwerk, die durch ein Bandgesims zusammengefaßten Fenster mit den vertieften Rechtecken darunter, die bescheidene Quaderung, all das erinnert stark an Stadtpalais, die von Gerlach herrühren oder unter seinem Einfluß entstanden sind. Dem würde ja auch das Erbauungsjahr 1734 nicht widersprechen. In der Giebelinschrift wird der Bürgermeister Fuchs<sup>1</sup> von Fürstenwalde als Bauherr genannt.

Die typische Potsdamer Stadtarchitektur um 1780 verkörpert das Herrenhaus im nahen Plessow, das sich in nichts von einem durchschnittlichen Potsdamer Bürgerhaus unterscheidet (Abb. 58). Der Baukörper ist für seine geringe Länge zu hoch geraten, auch läßt die starke Plastik, die durch die vielen Einzelglieder wie Quadern, Fensterumrahmungen und Konsolklötze in die Fassade gebracht ist, einen landhausmäßigen Charakter nicht mehr aufkommen; denn das eigentlich Bezeichnende des Landhauses liegt neben der ausgesprochenen Lagerung des Baukörpers darin, daß die Architekturglieder soweit vereinfacht werden, daß die Fassade wenigstens in ihren wesentlichen Teilen von Landhandwerkern ausgeführt werden kann.

Der Einfluß von Sanssouci wirkt sich in zwei sehr eigenartigen Häusern aus: Gleißern (Abb. 51) übernimmt in freier Nachahmung den langgestreckten niedrigen Baukörper mit der sich vorwölbenden Mitte und der beherrschenden Kuppel darüber. Auch die bis auf den Fußboden herabgeführten Fenster sind von Sanssouci entlehnt. Ganz unabhängig dagegen bleibt die Aufteilung der Fassade mit ihrem reizvollen Wechsel von glatten und gequadrerten Putzflächen. Leider aber hat der an sich schon sehr langgestreckte Baukörper

<sup>1</sup> Über diesen J. C. Fuchs, Konsul, Fürstenwaldensis, ließ sich leider nur wenig feststellen. Er wird schon 1711 erwähnt, war längere Zeit Bürgermeister und starb im Erbauungsjahr seines Hauses, 1734. Wie er als Bürgerlicher in den Besitz der großen Herrschaft Sandow-Bergen kam, ist noch unaufgeklärt.



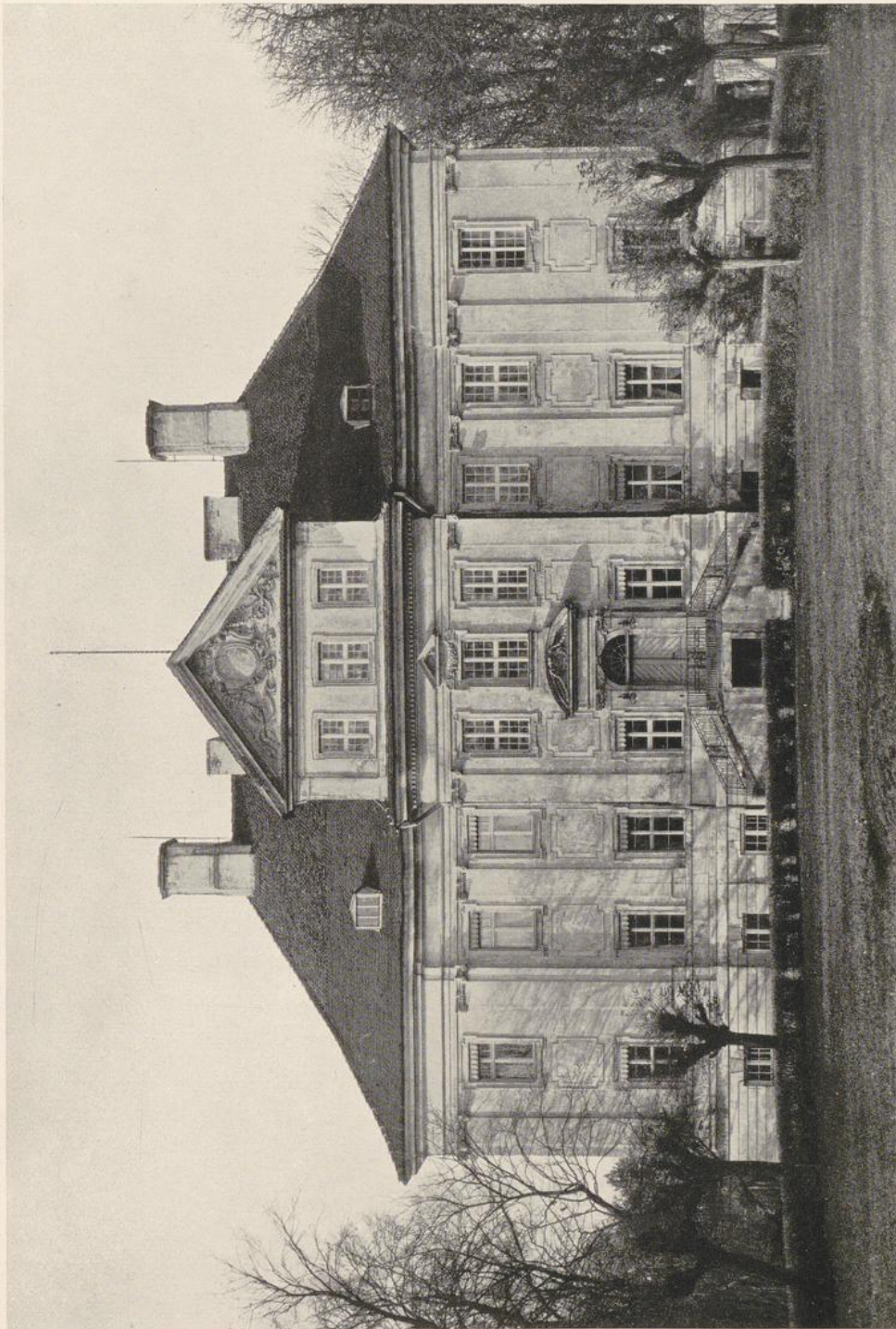


Abb. 59a. Groß-Rietz. Vorderfront





Abb. 59b. Groß-Rietz. Gartenfront

durch den unglücklichen Anbau im Beginn des 19. Jahrhunderts von seinen guten Verhältnissen verloren; denn diese beiden Flügel mit ihren trockenen klassizistischen Formen wurden ungeschickterweise mit unter das Hauptdach einbezogen, so daß die an sich sehr rassige Kuppel jetzt das Haus in seiner ganzen Länge nicht mehr genügend zusammen zu halten vermag. Aber auch der runde Mittelteil ist in seinem Anschluß von Pilasterstellung zur Quaderung nicht überzeugend gelöst. Ebenso nimmt die Stellung der sechs Korbbogenfenster überhaupt keine Rücksicht auf die beiden dahinterliegenden Zimmer, die infolgedessen die konkave Längswand beibehalten müssen. Diese wenig glückliche Grundform beider Räume hat der Baumeister überhaupt nicht zu verbessern gesucht. Trotz vieler ausgezeichneten Einzelheiten ist es ihm hier nicht gelungen, die großartige Grundidee ganz rein zu verwirklichen!

Aus einem Guß dagegen ist Groß-Kreutz (1765, Abb. 21), fraglos eine der allerbesten Lösungen, die in der Mark entstanden sind. Hier wird Sanssouci noch mehr ins Bürgerliche übersetzt. Ganz hervorragend ist





Abb. 60. Markendorf. Vorderfront

die Massenverteilung mit ihrer Steigerung zur Mitte hin: der Fußboden der einstöckigen Flügelbauten liegt zu ebener Erde, während sich unter dem Erdgeschoß des Mittelbaues noch ein hohes Souterrain befindet, so daß die Dächer der Flügelbauten entsprechend tiefer ansetzen. Auf diese Art und Weise wurde eine klare Unordnung der Seitenteile unter die Mitte erreicht, und die Flügel geben einen wirkungsvollen Maßstab für den Hauptbau ab. Die Profilierung der Einzelheiten ist außerordentlich sicher und geschickt. Sehr reizvoll ist auch der Wechsel in den oberen Fensterabschlüssen und die rund hervortretende Mitte mit der einfachen Freitreppe. Der Gartensaal zeigt gleichfalls die tiefen bis auf den Fußboden reichenden Fenster, die die Verbindung mit dem Garten möglichst entschieden herstellen sollen. Besonders elegant ist die Abwandlung der Achsenstellung mit nur neun Fenstern an der Gartenfront gegenüber den elf Achsen der Eingangsseite.

Das Motiv des runden Mittelteils zeigt in anderer, gleichfalls sehr geistreicher Weise das Herrenhaus von Zützen (Abb. 31b). Der Gefahr der Starrheit, die durch eine ausgesprochene Vertikalteilung leicht in eine





Abb. 61. Hohennauen. Vorderfront

Fassade kommt, ist hier in außerordentlich geschickter Weise begegnet worden: die energische senkrechte Gliederung der Seiten wird durch die bossierten Quaden in den Pilastern der Mittelrundung unterbrochen und abgemildert; den gleichen Zweck strebt auch die ausgesprochene Horizontalteilung der im Dreiviertelkreis herauspringenden Ecken an, das bekannte französische Palastmotiv, das sich aus den Rundtürmen des festen Schlosses entwickelt hat. Die ganze Fassade zeigt überhaupt eine sehr glückliche Verbindung der verschiedenartigsten Gestaltungselemente, die zu einer wirklich überzeugenden Einheit zusammengeschlossen sind. (Vielleicht möchte man sich nur den Abstand zwischen der herauspringenden Rundung und den beiden anschließenden Fenstern um eine Kleinigkeit größer wünschen!)

Meseberg (1738, Abb. 20b, c) dagegen ist aus einer strengen stilistischen Bindung erwachsen und steht darin ganz unter sächsischem Einfluß. »Das schöne Schloß am Huwenowsee«, wie Fontane es nennt, ist eins der größten, sicher aber wohl das prunkvollste aller märkischen Herrensitze. Die hervorragenden Proportionen, das großartige Säulenmotiv mit dem



Giebeldreieck darüber, sein Gegensatz zu den flächigen Seitenteilen sprechen ebenso für einen der ersten Dresdener Architekten wie die feine, zurückhaltende Flächenbehandlung, die im Stichbogen abgeschlossenen oberen Fenster und die stärkere Verwendung von Sandstein. Vergleicht man etwa mit Meseberg das gleichzeitige Sandow, so wird der Unterschied augenfällig; denn die Berliner Baukunst geht um diese Zeit ganz andere Wege!

Ein Menschenalter früher aber herrscht noch der pompöse Barock Friedrichs I., der nach 1700 seinen Weg auch auf das Land gefunden hat. Für ihn ist besonders Groß-Rietz (Abb. 59 a, b) charakteristisch mit seinen großzügigen Treppenanlagen, mit der Pilasterarchitektur und mit dem schweren plastischen Schmuck, der so ganz den Geist jener Zeit atmet. Diese Akanthusranken und Fruchtgehänge stammen von italienischen Stukkateuren, die sich hier auch im Äußeren mit Geschick betätigt haben.

Im allgemeinen aber vermag dieser aufwendige Stil sich auf dem Lande nicht durchzusetzen und bleibt auf nur wenige Bauten beschränkt, die heutzutage fast alle verändert sind. Das Haus in Markendorf (Abb. 60) zeigt vielleicht noch einige Nachwirkungen, doch ist hier alles schon sehr vereinfacht, flächiger und zurückhaltender geworden: der »friederizianische Barock« hat sich inzwischen gebildet.

Neben diesen gemäßigten Barockformen aber beginnt schon seit dem Ausgang des Dreißigjährigen Krieges eine Entwicklungsreihe, die fast unabhängig von den großen Stilwandlungen in ihren Fassadenlösungen die einfachsten Schmuckmöglichkeiten der Baukunst nicht überschreitet, sondern eine Klassizität anstrebt, die bis auf Palladio zurückgeht und die hier zum Ausdruck wird für »sachliche Gediegenheit, Schlichtheit und Maß«. Dem nüchternen Sinn des Märkers entsprach diese einfache Zweckerfüllung ganz besonders und deshalb zeigt auch weitaus die Mehrzahl der alten Herrenhäuser diese klassizistische Richtung, die auf alle Säulen und Pilaster verzichtet und sich damit begnügt, die Flächigkeit ihrer Fassaden zu betonen. Ihre Entwicklung beginnt bei den oben an dem Sieversdorfer Beispiel geschilderten ganz einfachen Bauten, die wie organisch aus dem märkischen Boden gewachsen erscheinen. Um 1800 aber mündet sie dann folgerichtig in dem bewußten Neuklassizismus.

In Herzogswalde (um 1650?, Abb. 32) finden sich bereits die grundlegenden einfachen Gestaltungselemente, Putzquaderung und Risalite, die



ohne Verkröpfungen unter das durchlaufende Hauptgesims mit einbezogen werden.

Kossenblatt (um 1720, Abb. 68) zeigt verwandte Motive. Der Baukörper erscheint hier aber wenig glücklich. Die nüchternen Seitenflügel vor allem sind viel zu lang für den schmalen Innenhof, den sie einschließen!

Etwas später, etwa um die Jahrhundertmitte, dürfte Alt-Madlitz (Abb. 33) erbaut sein, eins der ganz wenigen Herrenhäuser, die drei Stockwerke besitzen. Durch die verhältnismäßig niedrigen Geschosshöhen erscheint der Baukörper nicht zu hoch; alle Verhältnisse der schlichten Fassade sind besonders fein gegeneinander abgewogen.

In Hohennauen (um 1780, Abb. 61) wird die Mitte zwar durch schwache Lisenen gegliedert und unter die Fenster der Seitenteile kommen tiefe Rechtecke; die ganze Aufteilung aber ist so zurückhaltend, daß auch hier der Eindruck der Fläche vollkommen gewahrt bleibt.

Der gleichen Zeit gehört Dobberphul an (Abb. 19a, b, c), das über seinen klaren Grundriß besonders ansprechende Fassaden aufbaut. An der Gartenseite folgen merkwürdigerweise die unteren Ecken des Giebeldreiecks ohne jede Verkröpfung der Abrundung des Mittelrisalites, eine Lösung, die nicht ganz befriedigt. Es scheint, als ob das Haus ursprünglich in einem warmen Braunrosa gestrichen war, in einer Farbe, die man nach einem alten Rezept unter Zusatz von Ochsenblut herstellte. Auch am Putz des Pinnower Hauses finden sich Spuren des gleichen alten Farbtones. Überhaupt war wohl die Mehrzahl der alten Herrenhäuser farbig. — Im allgemeinen wurde ein heller Ocker bevorzugt; aber auch weiß gekalkte Fassaden finden sich. Hier wurde das Holzwerk von Tür und Fenster dann gewöhnlich dunkelgrün abgesetzt. —

Ein höchst interessantes Grundschema zeigen die Häuser von Balkow (1765, Abb. 40) und Döbbernitz (um 1830, Abb. 23). Das Mittelrisalit bleibt hier fast ganz ungegliedert, man hebt es aber dadurch stark heraus, daß man an den Giebelfronten kaum Fenster anbringt, sondern alle Lichtöffnungen

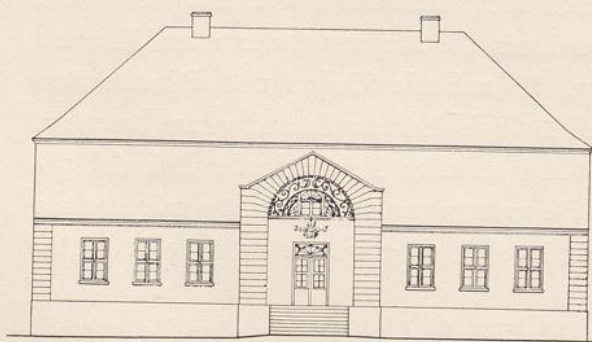


Abb. 62. Rietschütz



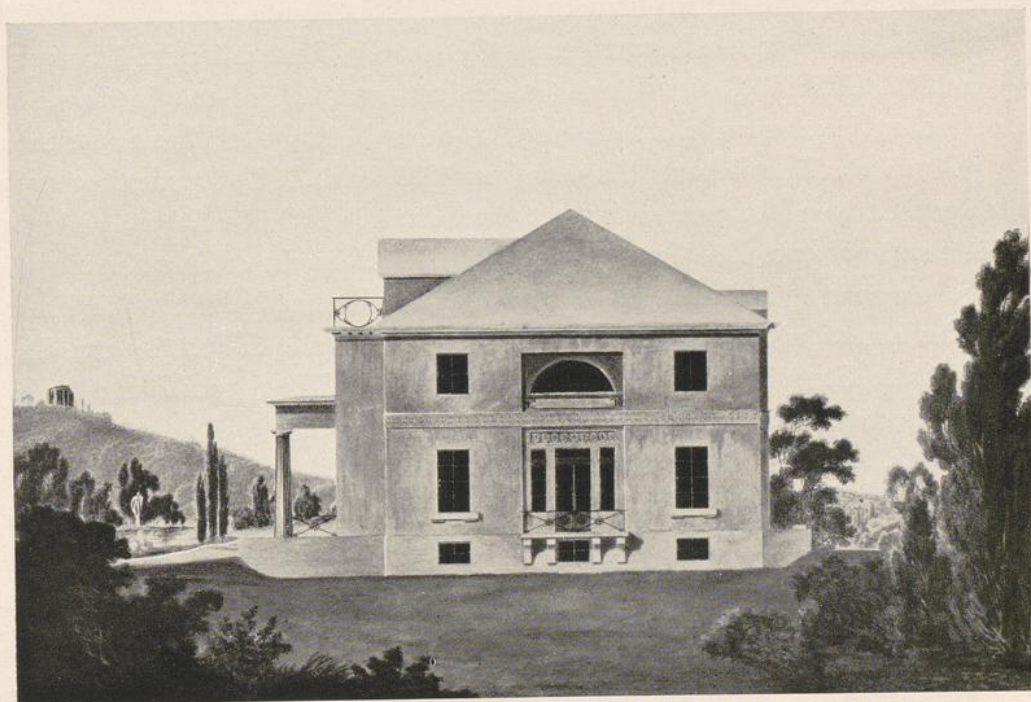


Abb. 63. Steglitz. Entwurf von Heinrich Gentz



an den Seitenteilen der Längsfassade zusammendrängt, dabei aber einen größeren Abstand zur Mittelachse läßt. Durch diesen Gegensatz zwischen Fenster und ruhiger Mauerfläche wird die Mitte außerordentlich betont. Ein horizontales Bandgesims, das sich am Mittelrisalit totläuft, zieht die Fassade noch weiter nach der Mitte hin zusammen. Auch in Charlottenhof (Abb. 26a, b) ist dieses Gestaltungsprinzip angewendet. Auch hier findet sich die Zusammendrängung der Fenster an den Längsfronten. Die große, tief zurückspringende Bogennische wirkt im Gegensatz dazu als ruhige Dunkelheit. Das Haus ist 1835 gebaut. Einzelheiten, wie die Profile der Fensterumrahmungen sind schon kleinlich, dünn und trocken. Man fühlt an dieser Fassade bereits den kommenden Niedergang der Baukunst. Aber noch ist der große Zug des Klassizismus vorhanden, noch wird mit einem starken Gefühl für Proportionen die Fassade durch das großzügige Nischenmotiv zusammengehalten!

Eine ähnliche Nische findet sich in dem kleinen Rietschütz (Abb. 62). Hier hat man sogar gewagt die Akanthusranken auf den Putz aufzumalen, weil man den Rücksprung der Mitte für tief genug hielt, um gegen Witterungseinflüsse genügend zu schützen.

Von der gleichen bescheidenen Größe wie Rietschütz ist Klauswalde (um 1820, Abb. 16), das einen besonders sympathischen Eindruck von der hohen Baukultur gibt, die noch nach 1800 auf dem Lande herrschte.

Auch das benachbarte Pinnow (um 1825, Abb. 10d) wurde fraglos von einem tüchtigen Maurermeister aus einer der in der Nähe liegenden kleinen Städte entworfen. Die Quaderung der Mitte ist in ihren Einzelheiten allerdings etwas ungeschickt und wenig tektonisch empfunden<sup>1</sup>. Die Fassade hat aber sonst bei aller Einfachheit recht ansprechende Proportionen. In ihr kommt die Grundrißverteilung (in der Mitte die Diele, rechts und links je ein größeres Zimmer, an den Giebeln je eine schmalere Stube) klar zum Ausdruck. Die Rückfront ist völlig anders geartet: Das obere Geschosß springt etwa 1,50 m zurück und ist in Fachwerk ausgeführt, das aber von Anfang an verrohrt und verputzt war. Zwischen beiden Stockwerken befindet sich ein Pultdach. Die Fensterverteilung ist hier ganz unregelmäßig. In seiner jetzigen Gestalt dürfte das Haus etwa um das Jahr 1825 entstanden sein.

<sup>1</sup> Man vergleiche z. B. die Führung der senkrechten Fugen über den schmalen Seitenfenstern des Erdgeschosses.



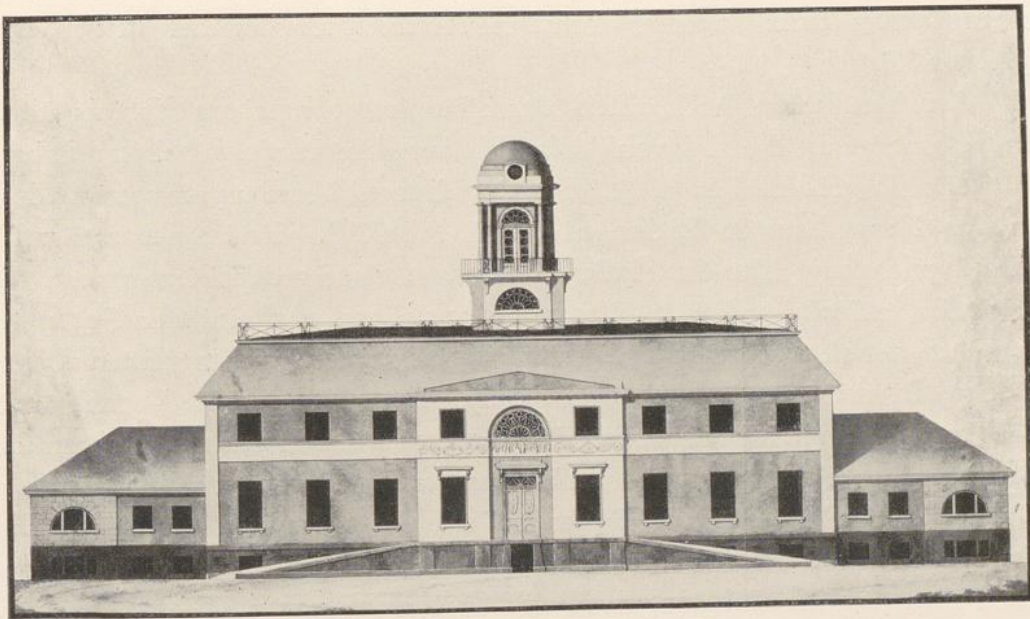


Abb. 64. Gütergotz. Entwurf von Gilly (d. Älteren?)

Sehr eigenartig ist die Betonung des mittleren Teiles von Neuhaus (1801, Abb. 50a b.). Die eigentliche Mitte wird hier von zwei einfenstrigen Vorsprüngen eingerahmt, über die das Hauptdach herabgeschleppt ist. Etwas merkwürdig berührt der Anschluß dieser geschleppten Schrägen an die eigentliche Dachfläche in je einem dreieckigen Zwickel. Trotz dieser Ungelöstheiten ist die Verteilung der Baumasse keineswegs unbefriedigend. Man sieht, daß den Architekten in erster Linie kubische, beziehungsweise plastische Probleme beschäftigt haben! Ausgezeichnet sitzen die Fenster in der Fläche. An den Stellen des Grundrisses, an denen man keine Lichtöffnungen zu haben wünschte, wurden die Fensterachsen mit aufgenagelten Holzläden markiert. Den schwerfälligen Säulen sieht man es auf den ersten Blick an, daß sie aus einer Auflehnung gegen die überlieferten klassischen Säulenordnungen geboren sind.

Die Berliner Architekten jener Zeit bemühen sich indes sehr um die klassischen Verhältnisse und vor allem wird Palladio aufs eifrigste studiert. Vergleicht man etwa den Entwurf des Heinrich Gentz zum Herrenhaus in Steglitz (Abb. 63<sup>1</sup>, 1808) mit der Villa Pisani des Andrea Palladio, so

<sup>1</sup> Aus dem unveröffentlichten Material des Märkischen Museums.



erkennt man trotz mancher formaler Verschiedenheiten bei beiden den gleichen Geist<sup>1</sup>.

Die berühmten Architekten der Hauptstadt scheinen damals überhaupt eine ganze Anzahl von Aufträgen auf dem Lande gehabt zu haben. Der einzige größere Bau z. B., den Chr. Genelli überhaupt ausgeführt hat, ist das Herrenhaus in Ziebingen (1804, Abb. 29). Bei manchen Grundrißmängeln zeugt hier das Äußere doch von einer großen Gesinnung, die keine Zugeständnisse kennt. Besonders anziehend erscheint der Gegensatz zwischen der strengen Quaderung des Erdgeschosses und dem glatten oberen Stockwerk, der einen herben und rassigen Zug in die kühle Vornehmheit der Fassade bringt. Die Mitte der Vorderfront ist in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts durch einen Umbau leider sehr verunstaltet worden<sup>2</sup>. Doch sind die anderen drei Seiten bis auf das Holzwerk der Türen und Fenster noch ganz unverändert erhalten. Der mittlere Teil der Rückfront blieb hier gänzlich unbetont, weil der Gartensaal an eine Giebelfront verlegt wurde. Er befindet sich dort zu ebener Erde und öffnet sich in einem mächtigen Portal zum Garten. Die Seitenansicht aber leidet etwas unter der durch die Schmalheit der vorspringenden Flügel bedingten Dachform.

Vergleicht man mit dieser Fassade die etwa ein Menschenalter älteren Entwürfe zu dem Neubau von Rühstädt (Abb. 41b, c), so erkennt man den großen Fortschritt, der darin liegt, daß man es gelernt hat, auch ohne den anspruchsvollen Apparat großartiger Säulen- und Pilasterstellungen das Wesentliche mit Würde und Einfachheit zum Ausdruck zu bringen, ohne daß man dabei in trockene Nüchternheit verfällt. Die oben geschilderte frühklassizistische Entwicklungsreihe, die ohne weitere Rücksicht auf den Zeitgeschmack sich an den guten Verhältnissen eines Bauwerkes genug sein ließ und sich damit begnügte, die einfachsten Konstruktionsgedanken in der Fassade zum Ausdruck zu bringen, erweist sich als klare Vorstufe zu dem neuen Stil. Der äußere Grund für ihre starke Verbreitung in der Mark liegt in der Armut des Landes; eine gewisse nüchterne Phantasie-

<sup>1</sup> Vgl. Burger: Die Villen des Andrea Palladio, Tafel 42.

<sup>2</sup> Einen ungefähren Begriff von dem ehemaligen Zustand der Mittelfront gibt eine kleine Abbildung in der Familiengeschichte der Grafen Finckenstein. Danach war das ganz schlichte Eingangsportal in ähnlicher Weise wie die beiden Türen auf der Rückfront in die Rustika eingeschnitten. Es wurde von zwei schmalen Seitenfenstern eingerahmt, die ohne Rücksicht auf die Treppenföhrung angeordnet waren.



losigkeit der Erbauer spielt manchmal dabei aber auch eine Rolle. Jetzt am Ausgang des 18. Jahrhunderts wird bewußt an diese Richtung angeknüpft; bewußt kehrt man sich von den Barockmotiven ab und sucht sie wieder »in Funktionen umzudeuten«. Die tektonischen Grundgesetze werden die Probleme, mit denen sich die führenden Architekten beschäftigen. Gesetzmäßigkeit, Einfachheit und strenge Form sind das neue Ideal der Zeit.

Unter den bedeutenden Architekten, die viel auf dem Lande gebaut haben, sind vor allem aber die beiden Gilly's, Vater und Sohn, zu nennen. Von ihnen stammt das schöne Paretz, das als schlichtes Gutshaus für Friedrich Wilhelm III. und die Königin Luise errichtet wurde (1797, Abb. 70), das oben erwähnte, aus Lehmziegeln gebaute Klein-Machnow (Abb. 53b) sowie das heute leider gänzlich veränderte Steinhöfel, alles dreies Häuser, die ihren Architekten große Ehre machen.

Um so befremdlicher aber ist der Entwurf zu dem Herrenhaus in Gütergotz<sup>1</sup> (Abb. 64) der gleichfalls den Namen Gilly trägt und der auch in diese Jahre fallen dürfte! Auch hier findet sich wie in Groß-Kreutz das Streben, die Baumasse nach der Mitte hin zu steigern; deshalb wird der Walm der beiden Seitenflügel besonders schräg gestellt, deshalb auch der Turm über der Mitte angeordnet. Aber in Gütergotz wird besonders deutlich, was an den Bauten des Klassizismus um 1800 anfängt verloren zu gehen: Das räumlich-sinnliche Gefühl für die einheitliche Gruppierung des Ganzen, für den organischen Zusammenhang der Teile untereinander und ihren Maßstab. Die Flügel wirken dem Hauptbau gegenüber doch zu winzig, auch stören die voneinander verschiedenen Winkel der Dachneigungen; der Turm bildet hier nicht mehr die überzeugende Einheit mit der Baumasse, wie etwa der runde Mittelteil in Groß-Kreutz, er erhebt sich zu unvorbereitet aus der Dachfläche. Die Verhältnisse der einzelnen Teile zum Ganzen haben etwas Konstruiertes und Erzwungenes an sich<sup>2</sup>.

<sup>1</sup> Aus dem unveröffentlichten Material des Märkischen Museums.

<sup>2</sup> Es ist fraglos kein Zufall, sondern für das Konstruierte und Errechnete dieser Fassade bezeichnend, daß die Verlängerung der Walmlinie an den Flügelbauten über den Knickungspunkt des Mansardendaches hinweg die Unterkante des Hauptgesimses am Turme trifft, daß ferner eine vom obersten Punkte dieses Walmes an die Turmkuppel gelegte Tangente den äußersten Punkt des Mansardendaches berührt! — Heute ist das Haus durchgreifend verändert!



Auch der Vergleich mit dem alten Fachwerkhaus zu Karwe, das ein ähnliches Massenproblem zeigt, fällt nicht zu Gunsten von Gütergotz aus, denn man empfindet diesen Entwurf auch viel zu sehr als typische Stadtarchitektur, um ihn gutheißen zu können. Die enge Beziehung zwischen Architekt und ländlichem Bauherrn beginnt damals zum Schaden des Bauwerks sich zu lösen.

So verraten auch die Herrenhäuser, die von Schinkels Hand umgebaut sind, alle diese Kluft! Neubauten hat Schinkel in der Mark anscheinend nicht ausgeführt; er mußte also Gegebenes berücksichtigen und konnte nicht frei schaffen. Aber auch wenn man diese Tatsache in Rechnung stellt und seine sonstigen Leistungen bewundert, so muß doch gesagt werden, daß diese Umbauten keine Meisterwerke sind und hinter Arbeiten anderer Architekten durchaus zurückstehen! Daß die Einzelheiten oft mangelhaft ausfallen, erklärt sich vielleicht daraus, daß Schinkel zu überlastet war, um sich um die Ausführung eingehend kümmern zu können. Jedoch auch städtebaulich bleibt viel zu wünschen übrig, denn oft fehlen Rücksicht auf die Umgebung und maßstäbliche Beziehung. Wahrscheinlich hat er die Baustellen nur sehr flüchtig kennen gelernt.

Sein bekanntester Bau, der auch von Zeitgenossen am meisten bewundert wurde, ist der des »Schlößchens Tegel«. Schinkel hatte hier die Aufgabe, ein ungewöhnlich schmales Haus, das an der einen Seite einen Eckturm besaß, zu vergrößern. Er verdoppelte die etwa 6 m betragende Tiefe und machte den Turm zum beherrschenden Motiv, indem er ihn an den anderen drei Hausecken wiederholte. In der Grundrißbildung zwar erkennt man an Einzelheiten den bedeutenden Architekten. Die Treppe z. B. zeigt, trotzdem sie auf allerschmalstem Raume angeordnet werden mußte, eine sehr originelle und ausgezeichnete Lösung. Schinkel hat es hier verstanden, mit geschickt gewählten, raumerweiternden Mitteln eine gewisse Geräumigkeit vorzutäuschen. Im Äußeren jedoch ist es ihm nicht gelungen, die vier Türme in die Baumasse einzubinden<sup>1</sup>. Die vielen Horizontalteilungen, die er anbringt, halten das Ganze nicht zusammen; sie wirken dünn, kleinlich und verworren; besonders die Seitenfronten sind wenig glücklich. Hier sieht man deutlich schon das Streben, das später so verhängnisvoll werden sollte, eine an sich bereits durch große Fenster aufgerissene Wandfläche weiter zu beunruhigen durch Pfeiler, Pilasterstellungen

<sup>1</sup> Abb. s. Moeller van den Bruck: Der preußische Stil.



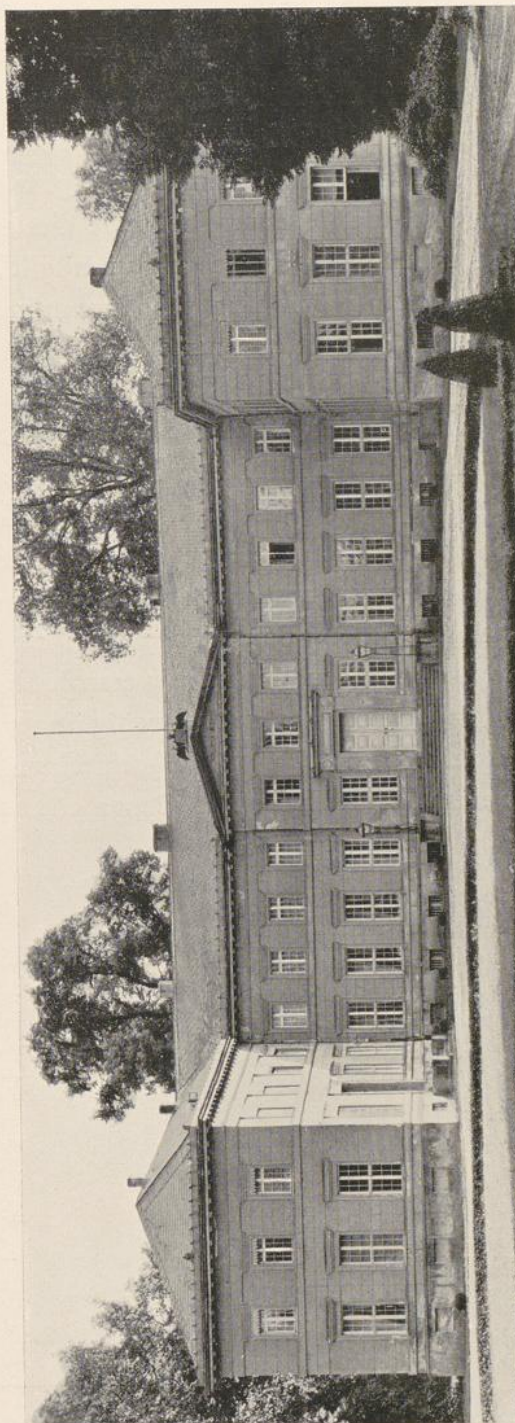
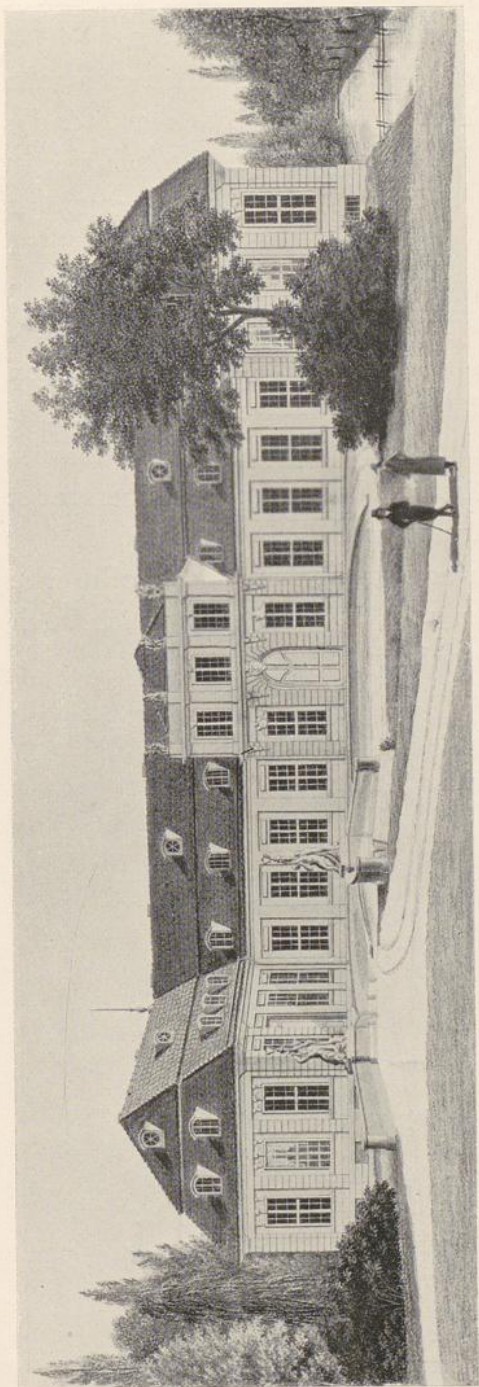


Abb. 65 u. 66. Neu-Hardenberg. 65: Vorderfront. Alter Zustand. 66: Umbau von Schinkel



und zahlreiche Gesimse. Auch macht der ganze Bau durch die flache Neigung seines Daches einen wenig bodenständigen Eindruck.

In Friedersdorf sollte Schinkel in dem vom alten Götzke gebauten Herrenhause das Innere, vor allem das Treppenhaus, verbessern und das Äußere dem Zeitgeschmacke anpassen. Er beseitigte also die schöne, in der Mitte des Hauses liegende dreiarmlige Treppe und ordnete seitwärts eine gradläufige Stiege mit unmöglichem Steigungsverhältnisse an. Seine farbigen Entwürfe für die Innenräume dagegen sind in ihren strengen Aufteilungen mit den zarten, pompejanischen Arabesken beste Schinkelsche Raumkunst. Die alte Fassade aber behängte er mit den trockenen Formen englischer Neugotik. Höchst bezeichnend für seine Auffassung des Ornamentalen ist ein Brief, den er an den Bauherrn Generalleutnant v. d. Marwitz richtet und der sich im Friedersdorfer Archive befindet<sup>1</sup>. Er übersendet hier dem General die neue Fassadenzeichnung und bemerkt dazu, daß er diese und jene bestimmten Ornamente für angemessen erachte. Sollte ihre Antragung dem Bauherrn jedoch zu teuer sein, so könne man sich auch mit weniger behelfen und verschiedenes streichen!

In diesen Worten ist wenig mehr von dem strengen Geist zu spüren, in dem sich die führenden Architekten einige Jahrzehnte früher um Stellung, Sinn und Verteilung des Ornamentes bemüht hatten<sup>2</sup>!

<sup>1</sup> In dem Friedersdorfer Archive befindet sich auch die Zeichnung von Grundriß und Fassade des alten Götzkeschen Herrenhauses.

<sup>2</sup> Vergl. etwa in den »Nützlichen Aufsätzen die Baukunst betreffend« den Aufsatz Riedels d. Ä.: »Über die schickliche Auszierung der Fassaden«, Berlin 1797.



Abb. 67. Grünberg. Hoffront




Auf die wenigstens teilweise nicht sehr glücklichen Leistungen Schinkels am Schlosse zu Buckow hat Schmitz bereits hingewiesen<sup>1</sup>.

Am besten sind wohl die ausgezeichneten Wirtschaftsgebäude, die Schinkel schon in seiner Jugend in Neu-Hardenberg für den General v. Prittwitz errichtet hat<sup>2</sup>. Sein späterer Umbau des dortigen Schlosses (Abb. 65 u. 66) — es handelt sich um die Aufstockung einer oberen Etage — ist in den charakteristischen, etwas trockenen Formen des Schinkelschen Klassizismus gehalten. Die Fassade wirkt durch ihre Proportionen, kann jedoch die herbe und rassige Vornehmheit des Genellischen Ziebingen nicht erreichen! — Denn auch sie zeigt einen viel zu städtischen Geist. —

Vergegenwärtigen wir uns an dieser Stelle nochmals einen Augenblick das charakteristische Bild des märkischen Dorfes:

In völliger Ebene oder leicht welligem Gelände liegen eingebettet zwischen niedrigen Obstbäumen die langgestreckten Scheunen und Bauernhäuser, auf die die parallelen Feldraine der Bauerngärten hinzulaufen scheinen. In der Mitte erhebt sich der spitze Kirchturm mit dem steilen Kirchendach und irgendwo seitwärts erblicken wir eine hohe Baumgruppe, die alten Parkbäume, aus denen das Herrenhaus hervorleuchtet, ebenso wie die Kirche die Bauernhäuser weit überragend.

Masse und Einfachheit genügen hier also völlig, um dem Herrenhaus seine überragende Stellung zu sichern; klare Grundform und Verzicht auf alle Kompliziertheiten sind die selbstverständlichen Folgerungen. Es ist also kein Zufall, wenn das einfache Rechteck die normale Grundform bei weitaus den meisten Herrenhäusern darstellt. Die Notwendigkeit zu gruppierten Anlagen aber ergibt sich einmal aus wirtschaftlichen Gründen — die verschiedenartigsten Raumbedürfnisse müssen befriedigt werden — und zweitens aus ästhetischen Erwägungen: Die Baumasse soll gelagert bleiben. Für diese zusammengesetzten Baukörper kommen nur wenige Grundformen in Frage: Der T-förmige Grundriß, der bei den Häusern der Renaissance noch durchaus gebräuchlich ist, scheidet aus, weil er für das barocke Empfinden wegen der starken perspektivischen Überschneidungen durch den vorspringenden Mittelteil eine zu große Verzettlung der Baumasse bedeutet. Das gleiche gilt für das , das aus demselben Grunde auch

<sup>1</sup> Schmitz, Berliner Baumeister, S. 41, Abb. S. 246, 248.

<sup>2</sup> Schmitz, Berliner Baumeister, S. 247.



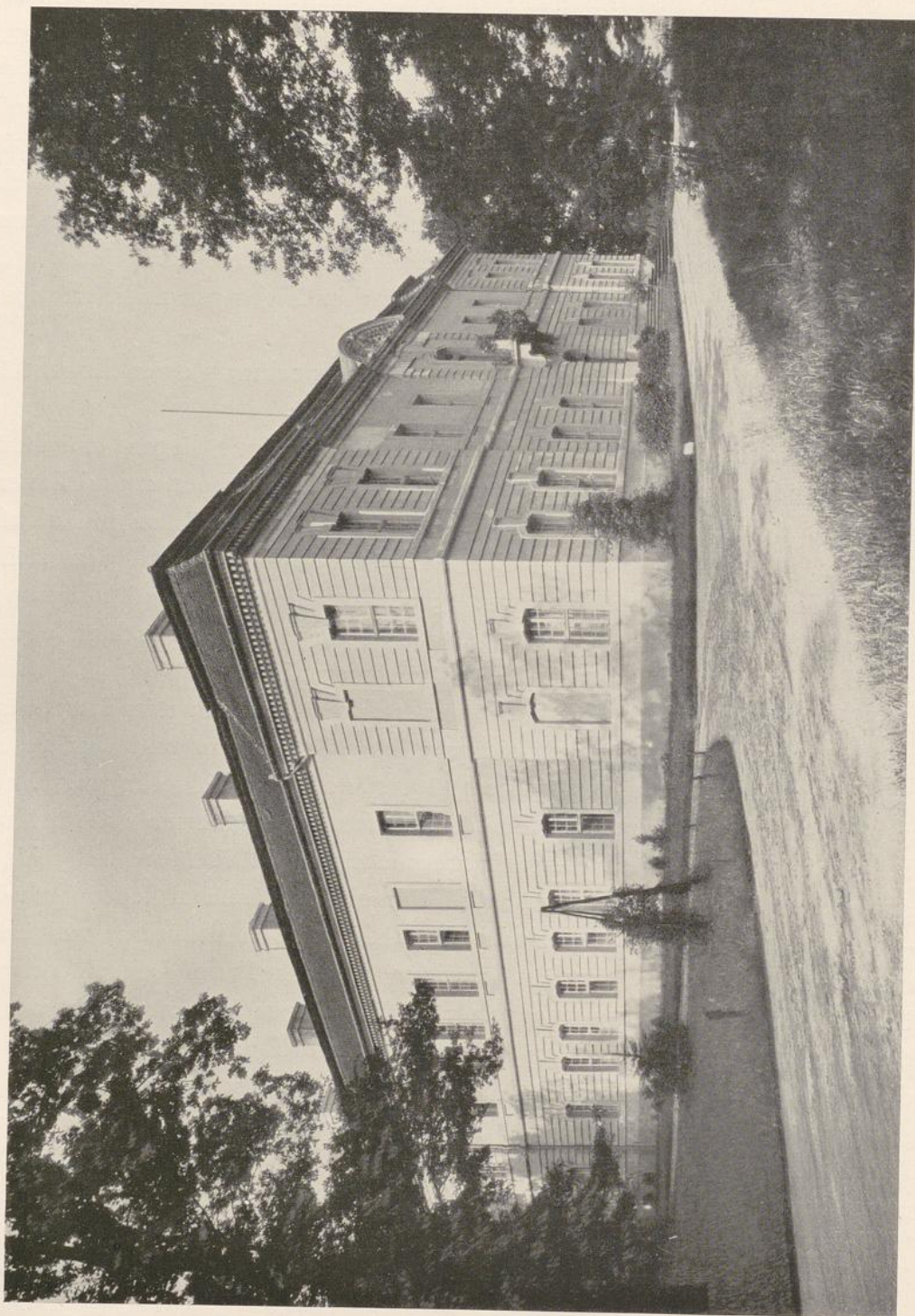


Abb. 68. Kossenblatt





Abb. 69. Hoppenrade. Vorderfront



kaum gewählt wird. Es bleiben  $\sqcup$ - und  $\text{H}$ -Form und als drittes die Staffelung der Baumassee in der Längsachse des Hauptkörpers. Die Beispiele für die letztgenannte Möglichkeit sahen wir oben in Karwe (Abb. 46b, c), Gütergotz (Abb. 64) und dem besonders elegant gelösten Großkreutz (Abb. 21). Das Problem der  $\sqcup$ - resp.  $\text{H}$ -Form liegt vor allem in der Schwierigkeit der Dachausmittlung.

In Grünberg (erste Hälfte des 18. Jahrhunderts) (Abb. 67) wird der Versuch gemacht, mit Hilfe der Wirtschaftsflügel eine möglichst imposante Baumassee zu erzielen. Um nun den verhältnismäßig kleinen Hauptbau nicht zu verdecken, schob man die Seitenflügel seitwärts heraus, mußte aber infolgedessen auf den guten Zusammenschnitt der Dächer Verzicht leisten. So wirken die massigen Flügel dem Mittelbau gegenüber zu selbständig, die Teile ordnen sich dem Ganzen nicht genügend unter. Wesentlich besser ist die Lösung in Hoppenrade, wo man Wirtschaftsflügel und Kapelle rechtwinklig vor den langen durchlaufenden Hauptbau stellte und durch den tieferen Dachansatz der Flügel einen befriedigenden Dachanschluß erzielte (Abb. 69). — In Reckahn (Abb. 17a, b) werden die schmalen Flügel zwar vor den Hauptbaukörper gestellt, doch gerät man gleichfalls mit dem Dach in Schwierigkeiten, weil die Brechungslinie des Mansardendaches in der gleichen Höhe auch bei den so viel schmaleren Flügeln durchgeführt wurde. So wirkt das Verhältnis zwischen dem oberen und unteren Dachteil der Flügel äußerst unglücklich, besonders von der Seite her gesehen. Ebenso macht das Schleifen der Dachfläche auf die Risalite der Gartenfront einen wenig erfreulichen Eindruck.

Die  $\text{H}$ -Form von Ziebingen (Abb. 29a) ist an den Längsseiten durchaus einwandfrei. Die Dächer der Seitenteile sind auch hier niedriger als das Hauptdach und da die Flügel vor beide Längsfronten gleichweit vorspringen, so wirkt auch die Seitenansicht infolge der symmetrischen Verfallung des Hauptdaches durchaus erträglich.

Die weitaus schönste Lösung aber bietet Diedersdorf, das Ideal des märkischen Herrenhauses um 1800! (Abb. 43a—d). Hier ist der Baukörper gleichfalls außerordentlich langgestreckt. Infolgedessen können auch die Seitenteile eine ziemliche Breite erhalten, ohne daß dadurch der von ihnen eingefasste Innenhof zu schmal würde, wie das etwa in Kossenblatt der Fall ist. Überhaupt sind alle Verhältnisse des Diedersdorfer Hauses besonders



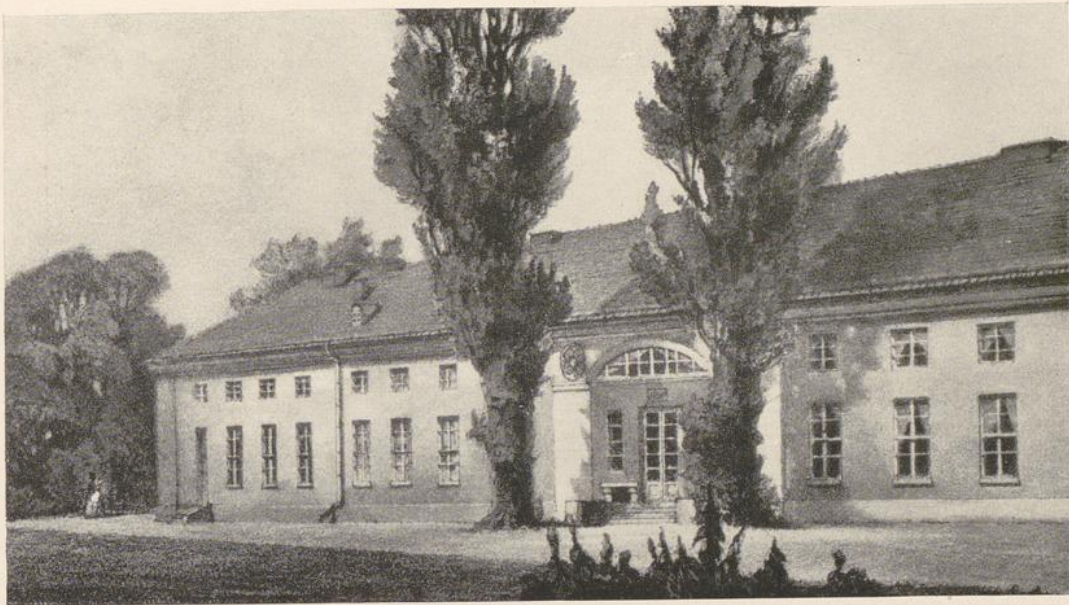


Abb. 70. Paretz. Nach einer Litographie aus dem Jahre 1840

glücklich: die Anordnung und Verteilung der Fensteröffnungen ist ebenso glänzend wie die Neigung und die Masse des Daches. Vorbildlich vor allem aber ist die geschickte Verteilung des Schmuckes. Wie gering sind dabei die Mittel, die zur Anwendung kommen! Die zarte Perlstabeinfassung der beiden das Mittelportal umrahmenden Fenster und die Bereicherung des entsprechenden Hauptgesimses durch Konsolklötze, Perl- und Eierstab genügen völlig, um durch diese Betonung der mittleren Seitenteile die Hauptfläche der Fassade herauszuarbeiten (vergl. Details Abb. 43d). Die gleiche, ornamentale Bereicherung an den Ecken des Gebäudes vervollständigt die bei der Länge der Fassade so notwendige Gliederung. Hier in Diedersdorf finden sich noch »die drei Hauptmomente der architektonischen Kunst«, die uns diese klassizistischen Bauten so reizvoll erscheinen lassen: »Das Gefühl für Raumgestaltung, für Proportionen und für die richtige Verteilung des Schmuckes«<sup>1</sup>. In seiner einfachen Vornehmheit erscheint das schöne Haus als Krone der Bauten, die den Typ des märkischen Herrenhauses am reinsten verkörpern, deren flächige Fassaden in ihrer schlichten Einfachheit etwas Zeitloses besitzen, das mit dem Charakter der weiten Ebene und der dunklen Wälder in tiefem Zusammenhang steht und mit ihnen eine innere Einheit bildet!

<sup>1</sup> Vergl. Schmitz, Berliner Baumeister, S. 13.





Abb. 71. Schönwalde. Treppenhaus



## INNENAUSSTATTUNG

Die Innenausstattung der märkischen Herrenhäuser braucht hier nur kurz gestreift zu werden. In ihrer Einfachheit zeigt sie besonders deutlich die Armut und Anspruchslosigkeit der Bewohner. Dort aber, wo ursprünglich eine reichere Durchbildung vorhanden war, hat sich nicht allzuviel erhalten; spätere Änderungen und ungeschickte Einrichtung haben viel verdorben und entstellt. Das Wenige, noch Erhaltene stimmt ferner durchaus mit der Formengebung überein, wie sie in den vornehmen Patrizierhäusern der Städte (Frankfurt!) üblich war!

Die Innenräume der Renaissancezeit hat man sich durchweg wohl sehr einfach zu denken. Immerhin mag die Diele mit ihrem Fußboden aus roten Tonplatten, ihren schweren Deckenunterzügen und wuchtigen seitlichen Kaminen einen stattlichen Eindruck gemacht haben<sup>1</sup>. Auch die »Hofstuben« zeigten sicher einen ganz wohnlichen Charakter durch ihre Kreuz-, Stern- und Netzgewölbe, die ja noch nach 1600 vorkommen (Demerthin!). Die Flächen der Unterzüge waren meist durch einfache Schnitzereien gegliedert<sup>2</sup>.

Stuckdecken finden sich nur in Lünow (vergl. Grundriß, Abb. 2). Sie sind ganz flächig in strengen geometrischen Formen gehalten; unter der Decke an der Wand herumlaufend ein Fries aus senkrechten Streifen und Kreisen. Auch in Stolpe sind noch Reste eines ähnlichen Stuckfrieses vorhanden; scheinbar bestand er aus einer Reihe nebeneinander gesetzter Engelsköpfe. Eine ähnliche geometrische Deckenaufteilung wie in Lünow findet sich im großen hinteren Saal des Erdgeschosses zu Demerthin.

Erst nach dem Dreißigjährigen Kriege kommen anspruchsvollere Formen ins Land. Für ihre Einführung haben in erster Linie die aus dem Felde zurückkehrenden Kriegsobersten und Generale bahnbrechend gewirkt. Vor allem werden die Decken der großen Festsäle und die Kamine durch Stuck und Malerei reich geschmückt. Als Motive für die Stuckdekoration finden gewöhnlich kriegerische Embleme Verwendung, wie sie dem Geschmack der

<sup>1</sup> In der Diele zu Bagow ist als einziger Schmuck das Relief des Erbauers, eines Herrn v. Schlieben, angebracht worden. (Leider findet sich ein derartig pietätvolles Gedenkzeichen nirgends anderswo.)

<sup>2</sup> In Lünow Gurtbänder mit kreisförmigen Ornamenten dazwischen. Das Haus ist 1910 bis auf den ältesten gotischen Teil abgerissen.



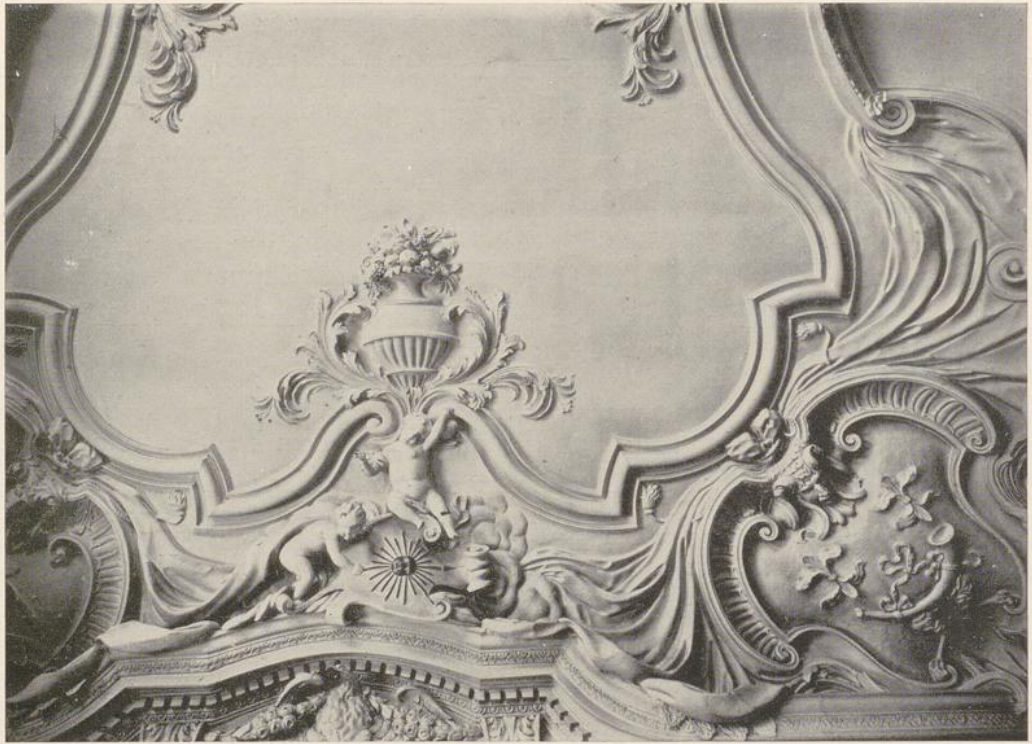


Abb. 72. Herzogswalde. Stuckdecke im Saal

alten Kriegshelden entsprachen; also Trophäen, Lorbeerzweige und dergleichen; doch kommen auch schwere Früchtekränze vor. Die ausführenden Stukkateure sind in dieser Zeit fast ausschließlich Italiener. Die Malerei hat meistens allegorische Szenen zu schildern, die die Zeit verlangte. — Eins der bezeichnendsten Beispiele für die Prunkräume um 1700 ist der große Festsaal in Hohenjehsar (Abb. Kdkm. Lebus). Ähnlich auch die Säle von Sieversdorf und Friedersdorf.

In der Ausgestaltung der übrigen Wohnräume scheint die Farbe eine ausschlaggebende Rolle gespielt zu haben. Wo sich Holzverkleidungen finden, waren sie wohl stets gestrichen, die einzelnen Teile in verschiedenen Tönen voneinander abgesetzt. Auch die in der Baubeschreibung von Trampe erwähnte Holzdecke wird wohl nicht ihre natürliche Maserung gezeigt haben; die eingelassenen Deckengemälde (»Jupiter und Juno und die vier Jahreszeiten präsentierend«) lassen darauf schließen, daß auch ihre übrigen Flächen farbig behandelt waren.



In der Folgezeit nach 1700 treten dann die Gartensäle im Erdgeschoß an die Stelle der oberen Festräume, die allmählich verschwinden. Wo sich überhaupt eine reichere Innenausstattung findet, kommt sie hier, als in dem Hauptrepräsentationsräume des Hauses, zur Anwendung.

In Herzogswalde und Schönwalde begnügt man sich noch mit der Betonung der Decke und des Kamines durch wuchtigen Stuck (Abb. 72); in Meseberg aber werden auch die Wände gegliedert: Vertäfelungen, Supraporten über den Türen (von Dubuisson), Deckengemälde von Bernhard Rohde. Auch die Säle von Wolfshagen<sup>1</sup> und Alt-Madlitz sind für eine strenge architektonische Auffassung bezeichnend (starke Verwendung von Stuck in Weiß und Gold). In Groß-Kreutz finden sich auf Leinwand gemalte luftige Darstellungen von Barockarchitekturen sowie ein Deckengemälde, das nach Kania gleichfalls von B. Rhode stammen soll.

Der Saal von Neu-Hardenberg gehört in seiner strengen Flächenaufteilung zu den schönsten Werken des frühen Berliner Klassizismus<sup>2</sup> (reizvolle Verbindung von Stuckplastik und Malerei).

Gegen Ausgang des Jahrhunderts spielt überhaupt die Malerei eine große Rolle. Es kommen die auf Leinwand oder Papier gemalten Tapeten auf. Die glänzendsten Beispiele in Machnow und Paretz<sup>3</sup> (Abb. 75). Ein schöner Gartensaal in Radensleben rührt von Schinkel her. Wie diese hervorragenden Leistungen nun in der Provinz von geringeren Kräften aufgenommen und verarbeitet werden, zeigt in einem besonders deutlichen Beispiele die Ausmalung des Gartensaaes von Kremlin (Abb. 76). Die Einzelheiten sind gewiß nicht gemeistert, oft derb und roh; die Aufteilung des Ganzen jedoch zeigt fraglos Haltung und beweist, daß das allgemeine Stilgefühl jener Zeit groß genug war, ausgesprochene Entgleisungen zu verhüten!

Die übrigen Wohn- und Gesellschaftsräume treten in ihrer Ausbildung hinter dem Gartensaal durchaus zurück. Nur um 1700 sind auch hier schwere Stuckdecken zu finden. (Herzogswalde, Schönwalde, Groß-Rietz.) Vertäfelungen nur in Meseberg! Um die Mitte des Jahrhunderts begnügt man sich mit einfachen, durchlaufenden Deckengesimsen, die die Architekten um 1800 dann allerdings außerordentlich exakt und sorgfältig durchbilden. Die Wandflächen

<sup>1</sup> Abb. Kdkm. Prenzlau.

<sup>2</sup> Abb. Schmitz, Berliner Baumeister, S. 112.

<sup>3</sup> Abb. Schmitz, Berliner Baumeister, S. 196–205 und 218–221.



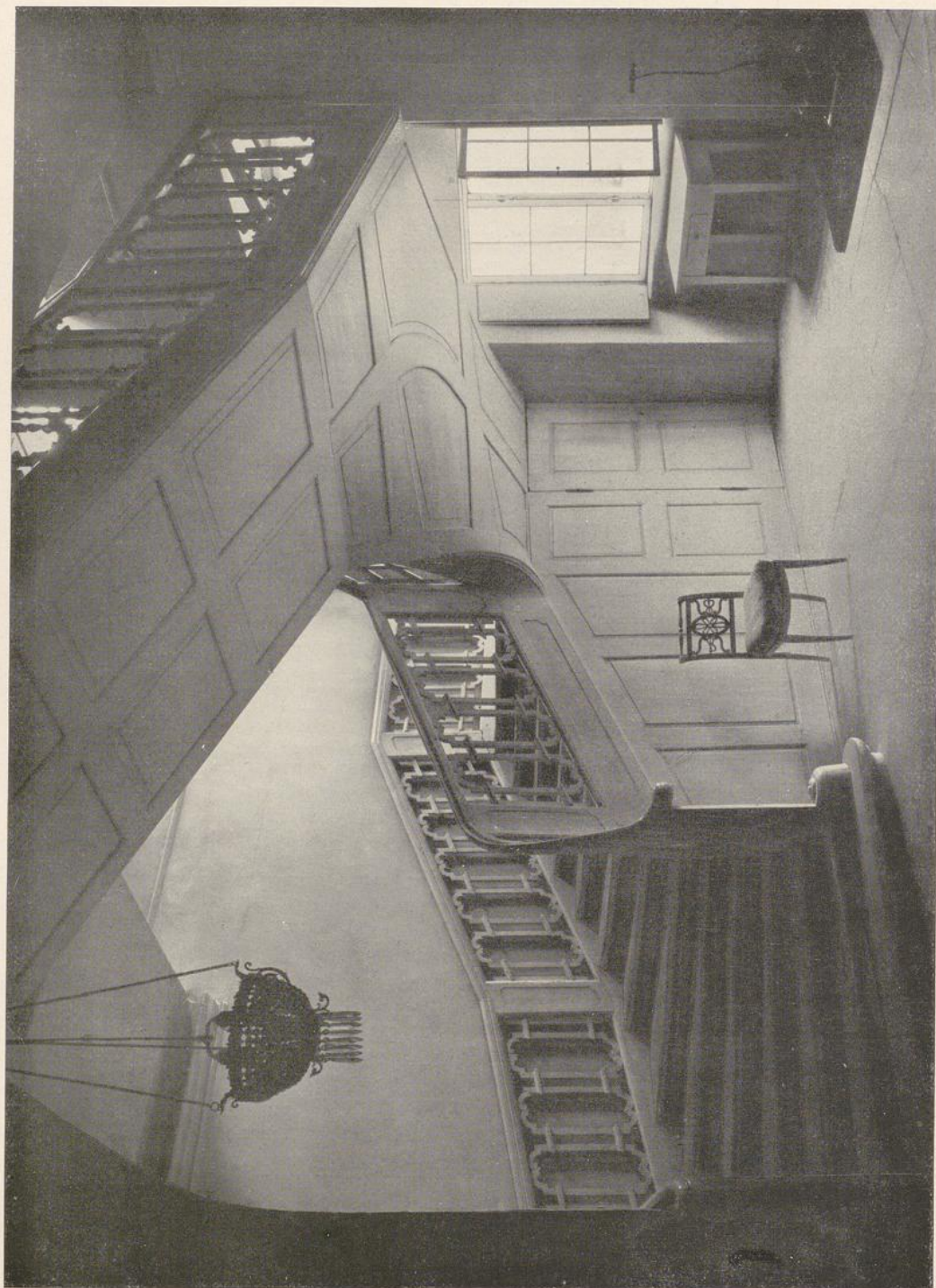


Abb. 73. Kunersdorf. Haupttreppe





Abb. 74. Kunersdorf. Haupttreppe



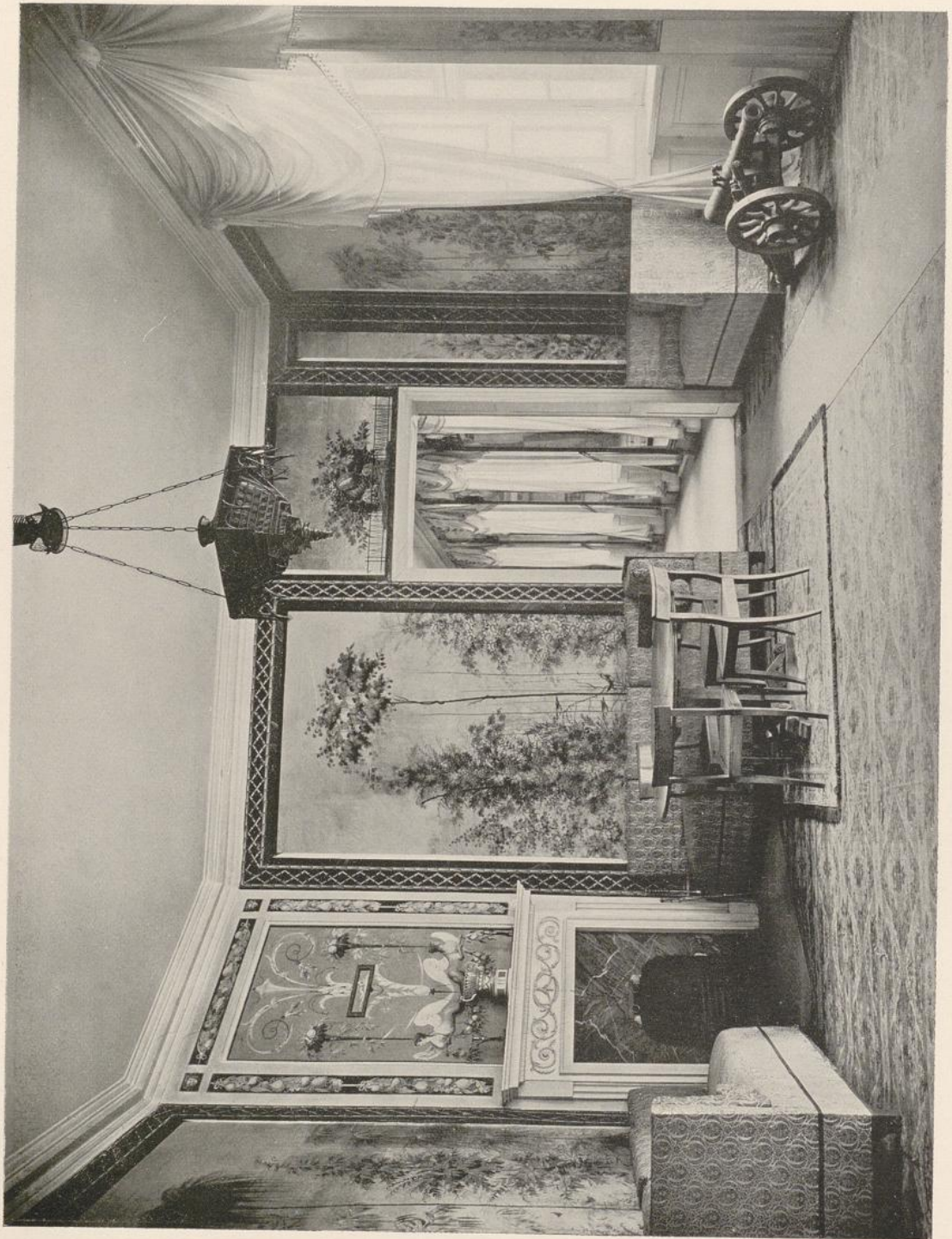


Abb. 75. Gartensaal im Schloß Paretz



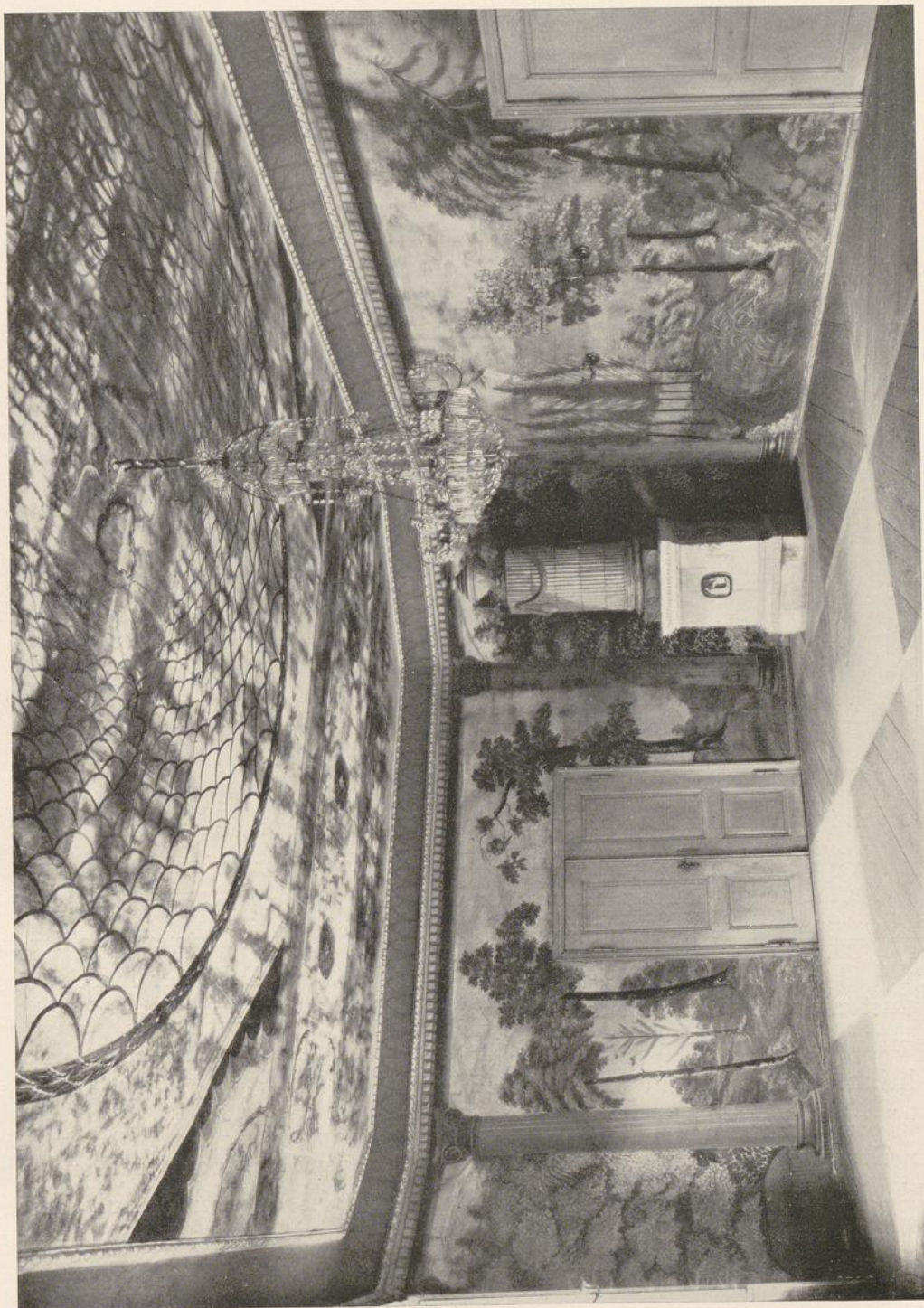


Abb. 76. Kremlin. Gartensaal





Abb. 77. Schwante. Treppenhaus

werden in dieser Zeit auch hier strenger gegliedert. Besonders ansprechend sind die Schinkelschen Entwürfe für Friedersdorf mit ihren pompejanischen Motiven.

Auf eine großzügige Anlage und Durchbildung der Treppe wird vom Dreißigjährigen Kriege ab bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts entscheidender Wert gelegt. Anfangs meist drei gerade Läufe, die Geländer in schweren Balusterformen (Hohenjehsar, Schwante, Abb. 77). Eine der großartigsten geradläufigen Treppen ist wohl die von Kossenblatt. Um die Mitte des Jahrhunderts kommen dann auch gewendelte Treppen zur Ausführung. Die schönste in Zützen mit schmiedeeisernem Geländer. Um 1800 tritt die Treppe im Grundriß stark zurück; ihre Durchbildung wird dementsprechend einfacher: Man betrachte etwa die Haupttreppe im »königlichen Schloß« Paretz.

Die zwei »zirkelrunden Öfen« in Trampe, die aus der Zeit kurz nach dem Kriege stammen, werden wohl noch sehr einfach gewesen sein. Aus





Abb. 78. Hoppentrade. Treppenhaus

dem 18. Jahrhundert aber haben sich einzelne Stücke erhalten, deren Formgebung einen hohen Begriff von der zeitgenössischen Ofenindustrie gibt. (Vergl. z. B. den Ofen in Roskow, Abb. Kdkm. West-Havelland.) Die Kamine waren anfangs reich mit Stuck verziert, in ihren oberen Teilen oft auch Ölbilder eingelassen. Die Umrahmungen des Feuerloches bestanden gewöhnlich aus Sandstein oder Stuck. Marmor wurde nur selten einmal verwandt. (Meseberg!) Gegen Ausgang des Jahrhunderts kam dann aber der Stuckmarmor häufiger zur Anwendung.

Erst aus dieser Zeit finden sich ganze Zimmereinrichtungen, während man aus früheren Jahrzehnten nur ab und zu einmal ein einzelnes reicheres Möbel antrifft. Wird im 18. Jahrhundert wenigstens vereinzelt der Versuch gemacht, in den großen Festräumen den Prunk fürstlicher Schlösser nachzuahmen, so hat sich um 1800 in allen Herrenhäusern der bürgerliche Stil des Klassizismus und frühen Biedermeiers durchgesetzt.



## DIE LAGE DER HERRENHÄUSER

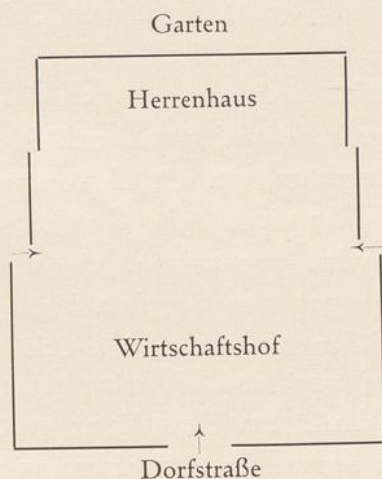
Bei weitem der größte Teil der märkischen Herrenhäuser lag unmittelbar am Wirtschaftshof, meist an der Schmalseite des Rechtecks, weil von hier aus die beste Übersicht war. Die Himmelsrichtung spielte bei der Gruppierung des Ganzen keinerlei Rolle; lediglich praktische Erwägungen, wie etwa die Lage des Brunnens, waren, wenigstens im Anfang, ausschlaggebend. Bei größeren Hofanlagen, wo das einfache Rechteck eine zu große Fläche eingenommen hätte, war eine Stellung wie die von Ketzür (Abb. 79) für das Herrenhaus von Vorteil. Von einer irgendwie großzügigen Gesamtanlage, wie man sie etwa bei den Höfen des sächsischen Großgrundbesitzes findet, ist bis nach 1700 in der Mark noch keine Rede. Auch die in der Niederlausitz so häufig vorkommende malerische Lösung, daß die Hofeinfahrt quer durch ein Wirtschaftsgebäude gelegt und mit dem Herrenhaus in direkte Achsenbeziehung gesetzt wird, findet sich diesseits der alten brandenburgisch-lausitzer Grenze nicht mehr<sup>1</sup>.

Betrachtet man nun etwa die Forderungen, die ein Architekturtheoretiker wie Sturm (in seiner Zivilbaukunst) an Hand von Entwürfen aufstellt, so erkennt man, was hier zu erreichen war. Sturm sieht als echter Vertreter des räumeschaffenden Barock die gesamte Gutsanlage als eine untrennbare Einheit an. Die Hofgebäude dienen ihm als Maßstab und Vorbereitung zu dem etwas zurückliegenden Herrenhause, dem Zentrum der ganzen Anlage, auf das sich alle Achsen beziehen. Er ordnet sämtliche Hofgebäude symmetrisch an und ist nur konsequent, wenn er auch verlangt, daß alle sich gegenüberliegenden Bauten einerlei Höhe und Tiefe besitzen, überhaupt die völlig gleiche Baumasse aufweisen. Interessant ist, wie er diese Forderung als durchführbar begründet. Derartig streng geplante und aus einem so starken Raumgefühl heraus entwickelte Anlagen besitzt die Mark nun nicht. Es scheint überhaupt fraglich, ob jemals Höfe in dieser folgerichtigen Durchführung errichtet worden sind. Doch finden sich nach 1700 auch in Brandenburg ein paar Anlagen, deren geschickte Grundrißanordnung etwas von der großzügigen, einheitlichen Auffassung des Barock verraten.

<sup>1</sup> Eine Ausnahme findet sich in Menkin (Uckermark), wo ein seitliches, rechtwinklig zum Herrenhaus stehendes Fachwerkgebäude, wahrscheinlich das alte Wirtschaftshaus, diese Durchfahrt zeigt.



In Grünberg z. B. wird eine günstige Situation geschickt ausgenutzt: eine leichte Anhöhe fällt sanft nach zwei entgegengesetzten Richtungen hin ab. Auf der einen wird sie durch die Dorfstraße, auf der anderen durch einen kleinen See begrenzt; das Herrenhaus selbst kommt auf die Höhe, mit seinen rechtwinklig angebauten Wirtschaftsflügeln der Dorfstraße zugekehrt. Dazwischen wird der Hof entwickelt. Auf dem jenseitigen Abhang nach dem See zu liegt der Garten. Der Zufahrtsweg zum Herrenhause führt rechtwinklig von der Dorfstraße als Mittelachse auf den Bau zu und teilt den Hof in zwei symmetrische Hälften. Das Herrenhaus bildet mit zwei seitwärts gestaffelten Wirtschafts- und Beamtenhäusern eine Art kleineren Hof, dessen vierte offene Seite sich dem eigentlichen Wirtschaftshofe zukehrt, also den Gedanken des cour d'honneur zu verwirklichen sucht. Die ganze Anlage zeigt etwa folgendes Schema<sup>1</sup>:



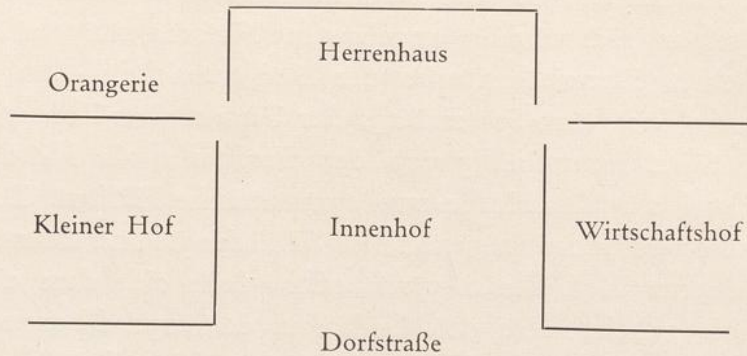
Der Park war wohl ehemals nach dem See zu durch terrassenartige Böschungen gegliedert, die untereinander geschnittene Hecken verbanden. — Heutzutage ist alles, Hecken, Terrassen und See verschwunden.

Ein anderes Schema einer einheitlichen Gesamtanlage ist in Neu-Hardenberg angewendet. Hier sollte das verhältnismäßig große Herrenhaus nicht unmittelbar am Hofe selbst liegen. So wird also ein rechteckiger, geräumiger Vorplatz geschaffen, dessen seitliche Begrenzungen die Rückwände zweier seitwärts liegender Höfe bilden. Man wollte sich auch hier

<sup>1</sup> Da bei meinem Besuche die Zeit zum Aufmessen des Lageplanes fehlte, gebe ich ihn nach Skizzen aus der Erinnerung wieder. (Vgl. auch Abb. 67)



nicht die Möglichkeit entgehen lassen, die gesamten Baumassen zu einer einheitlichen Wirkung zu bringen und mit der Rückfront der Hofgebäude eine Art Maßstab und Steigerung zu dem dahinterliegenden Herrenhaus zu gewinnen:



Mehrere Hofgebäude sind Jugendwerke von Schinkel (1801) und ausgezeichnete Beispiele für eine ästhetisch vollbefriedigende Formenggebung landwirtschaftlicher Nutzbauten<sup>1</sup>.

Ähnlich ist die Lage in Woddow. Auch hier liegt das Herrenhaus an einem geräumigen Vorplatze, der seitlich von zwei Wirtschaftsgebäuden begrenzt wird, während der eigentliche Gutshof seitwärts sich befindet. Das Herrenhaus selbst wird von zwei kleinen quadratischen Kavalierhäusern eingerahmt, die gegen den Vorplatz hin gestaffelt sind.

Die sehr viel bescheidenere Anlage von Schönwalde stimmt insofern mit der von Neu-Hardenberg und Woddow überein, als auch hier das Herrenhaus selbst nicht direkt am Hofe liegt; auch hier schloß die Rückwand eines Hofgebäudes zusammen mit einem gegenüberliegenden, rechtwinklig an das Herrenhaus stoßenden Wirtschaftsbau (Abb. 28d) eine Art Vorhof ein.

In Casel ist der Wirtschaftshof vollkommen abseits gelegt, während das Herrenhaus mitten im Parke steht und mit zwei seitwärts gestellten alten Fachwerkbauten, die als Kavalierhäuser dienen, einen Gartenhof umgrenzt. In der Verlängerung des einen Fachwerkhauses steht die außerordentlich reizvolle, ehemalige Orangerie. Sehr ansprechend ist auch die großzügige Lösung des Parkeinganges<sup>2</sup>.

<sup>1</sup> Abb. Schmitz, Berliner Baumeister, S. 247.

<sup>2</sup> Abb. Kunstdenkmäler Luckau.



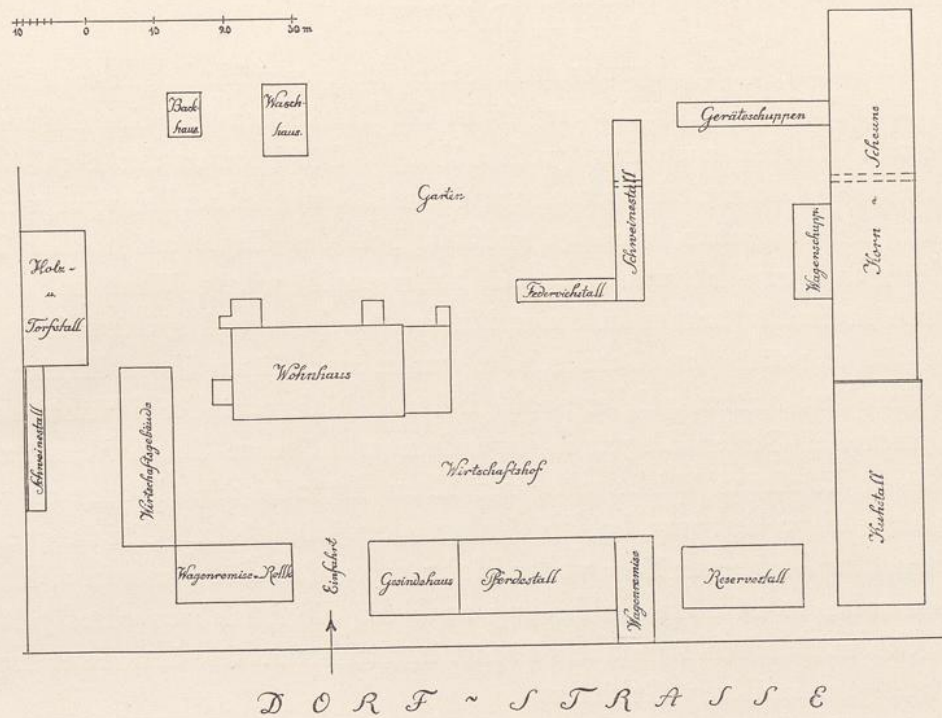


Abb. 79. Ketzür. Lageplan des Gutshofes

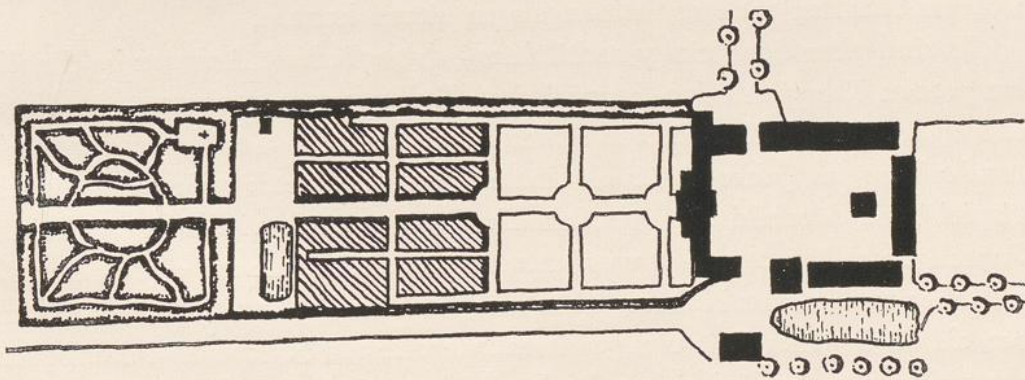


Abb. 80. Karwe. Der Gartenplan (nach einer Katasterkarte aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts)



## DIE GÄRTEN

Auf der dem Hof abgewandten Seite liegt gewöhnlich der Garten. Seine künstlerische Ausgestaltung ist in der Mark auch erst eine Errungenschaft aus der Zeit nach dem großen Kriege. Die Formen des Landlebens sind an sich ja dem Gedanken einer höheren Gartenkultur keineswegs allzu günstig; die Menschen, die den größten Teil des Tages an frischer Luft zuzubringen gewohnt waren, legten naturgemäß wenig Wert auf einen weiteren Aufenthaltsraum in freier Natur. Auch in viel späterer Zeit, als längst die französischen Gesellschaftsformen und Sitten ihren Einzug ins Land gehalten hatten, gab es wohl bei der Mehrzahl der Herrenhäuser noch keinerlei Gartenanlagen in irgendeinem höheren Sinne. Wenn z. B. der König Friedrich Wilhelm I., der allem französischen Wesen so von Grund aus abgeneigt war, bei der Anlage eines königlichen Gemüsegartens vor dem Brandenburger Tore voller Hohn sagte, daß dies nun sein »Marly« werden solle, so ist diese Auffassung auch für die Ansichten eines großen Teiles des märkischen Landadels höchst bezeichnend. Die Interessen lagen eben auf ganz anderen Gebieten.

Reine Nutzgärten mit rechteckigen Gemüseebenen, Obstbeeten und allenfalls ein paar Blumen hat es natürlich schon immer gegeben; auch werden an irgendeiner Stelle wohl ein paar alte Bäume gestanden haben, in deren Schatten man an heißen Tagen sitzen konnte.

Es sind aber doch einige architektonisch gegliederte Anlagen bald nach dem großen Kriege mit den französischen Kulturformen zusammen ins Land gekommen. Fontane berichtet in seinen »Wanderungen«, daß es in der Mark Brandenburg im Jahre 1672 elf Parks gegeben habe<sup>1</sup>: »Sie waren nach Beispiel und Vorbild des großen Kurfürsten und vielleicht auch auf Wunsch desselben angelegt worden.« Fontane zählt sie im einzelnen auf, weiß aber auch nichts Näheres über ihre Gestaltung anzugeben. Es scheint aber, als ob in jener Zeit ein gewisses Interesse für botanische Seltenheiten geherrscht habe. So ließ sich z. B. der Feldmarschall Derfflinger für seinen von ihm angelegten Park in Gusow Zedern vom Libanon kommen<sup>2</sup>. Auch heute noch finden sich in manchen Gutsgärten alte ausländische Bäume, die auf die gleiche Vorliebe noch im 18. Jahrhundert schließen lassen. Von

<sup>1</sup> Fontane, Spreeland S. 132, Anm.

<sup>2</sup> Fontane, Oderland Kap. Gusow.



jenen elf Parks aber wird man annehmen dürfen, daß bei ihrer Planung holländische Vorbilder — durch die oranische Verwandtschaft des großen Kurfürsten waren damals die Beziehungen zwischen Holland und der Mark besonders enge — ausschlaggebend gewesen sind. Freilich haben sich diese und andere Einflüsse nur in bescheidener Weise geäußert, denn man darf nicht vergessen, daß alle diese Neuanlagen im Vergleich zu fürstlichen Gärten nur klein und die Mittel, die für ihre Unterhaltung aufgewendet werden konnten, gering waren. So werden im allgemeinen aus der Fülle der zeitgenössischen Gestaltungsformen nur ein paar ganz einfache Hauptgedanken, die leicht durchzuführen waren, aufgenommen und zu verwirklichen gesucht. Der oft sehr große Reiz der wenigen uns erhaltenen Anlagen liegt also nicht so sehr in den originellen Gedanken, die in ihnen zum Ausdruck kommen und die man in anderen, reicheren Ländern vielgestaltiger finden kann, sondern vor allem in der Art und Weise, wie man diese übernommenen Formen auf die einheimischen Verhältnisse überträgt. Charakteristisch für diese märkischen Gärten ist in erster Linie der Gedanke, große Teile der Anlagen für den Gemüse- und Obstbedarf des Hauses auszunützen. Dieses Verquicken zwischen »Lust« und Nutzgarten finden wir z. B. in der ältesten uns bekannten Anlage, dem Garten von Trampe, der wahrscheinlich schon aus der Erbauungszeit des Schlosses (1657) stammt und uns in der oben erwähnten Baubeschreibung von 1739 geschildert wird.

»Er war an der Mittagsseite des Schlosses gelegen und mit einer besonderen Mauer geschlossen. Er ist in vier gleichgroße Blumenparterres eingeteilt, welche mitten in dem Kranz der Alleen ein Rasenstück zwischen sich haben und dient hauptsächlich dazu, die fremden Gewächse, so in Gefäßen stehen, des Sommers dahinein zu setzen. Gegen Mittag stand vorher ein Lusthaus an der Mauer von Treillage, wo über dem Portal das Reichsgräfliche Wappen in dem Feld des Frontespice gemalt war, so aber eingegangen. Zur Auszierung dieses Gartens sind sechs steinerne Statuen auf hölzernen Postamenten herumgestellt, sechs Monate des Jahres vorstellend.«

»1695 wurde dieser Lustgarten durch Hinzunahme des angrenzenden Elsbruches erweitert, aber vornehmlich als Obst- und Küchengarten angelegt. Er bestand 1739 aus elf kleinen viereckigen Quartieren zu Grabeland<sup>1</sup>,

<sup>1</sup> Unter »Grabeland« versteht man in der Mark die dem Gemüsebau dienenden Landstreifen, die mit dem Spaten umgegraben werden. Der Gegensatz dazu ist »Pflugland«.



und acht großen Baumquartieren, sowie zwei kleinen mit Frantz-Bäumen besetzten Quartieren zwischen den Teichen. Diese Quartiere werden sowohl nach der Länge als Breite durch sieben Alleen durchschnitten, bestehend aus weißbüchernen und Ligusterhecken, aus Buchsbäumen und Johannisbeer, aus Kastanien und Lindenbäumen.«

Diese alten Gärten sind heute zum größten Teile alle wieder verschwunden. So wissen wir z. B. von Meseberg, dessen herrliche Lage über dem Huwenowsee geradezu zur Terrassenbildung im italienischen Sinne aufforderte, nichts weiter, als daß dort ein Gartenarchitekt namens Müntherus tätig gewesen ist. Leider ist von seiner Anlage nichts mehr erhalten. Hoher Buchenwald erhebt sich jetzt auf der Stätte seines Wirkens.

Ziemlich unverändert ist aber auch heute noch der alte Garten von Karwe (Abb. 80). Auch hier werden die Nutzflächen miteinbezogen und durch die von Hecken umrahmten Hauptachsen gegliedert. Die Gesamtverteilung ist außerordentlich einfach. Ein langgezogenes Rechteck wird von geraden Lauben- oder Heckengängen eingefast und längsgeteilt durch eine Mittelallee, die auf die Gartensaalachse des Hauses hinführt. Ein paar Querwege vervollständigen die Gliederung. Im vorderen Teil, dem Hause am nächsten, liegen die vier Blumenparterres, dahinter der Gemüsegarten und am Schluß durch eine breite Kiesfläche getrennt, ein hoher Baumbestand, der von später angelegten Schlängelwegen durchzogen wird.

Neuhaus, das 1801 errichtet wurde, zeigt ein verwandtes Schema. Nur liegt hier das Herrenhaus im Zentrum der ganzen Anlage. Auf seine Mitte führt ein etwa 100 m langer sanft ansteigender Zufahrtsweg, der von etwa 3 m hohen Fliederhecken eingefast wird. Diese Hecken sind um das ganze Grundstück herumgeführt und schließen außerdem durch eine Querwand die beiden rechts und links des Mittelweges liegenden großen Quartiere von dem mittleren und rückwärtigen Teile des Gartens ab. In der unmittelbaren Umgebung des Hauses scheinen Blumenparterres gelegen zu haben, im hinteren Teile wohl Gemüsebeete mit Obstbäumen, während die vorderen großen Quartiere landwirtschaftlich genutzt wurden.

In Rühstädt sind kaum noch Spuren der ehemaligen Anlage vorhanden, doch hat sich wenigstens der alte Gartenplan erhalten (Abb. 81). Der Wassergraben, der ursprünglich sicher noch Verteidigungszwecken gedient hat, ist als dekoratives Element beibehalten und erinnert darin an französ-



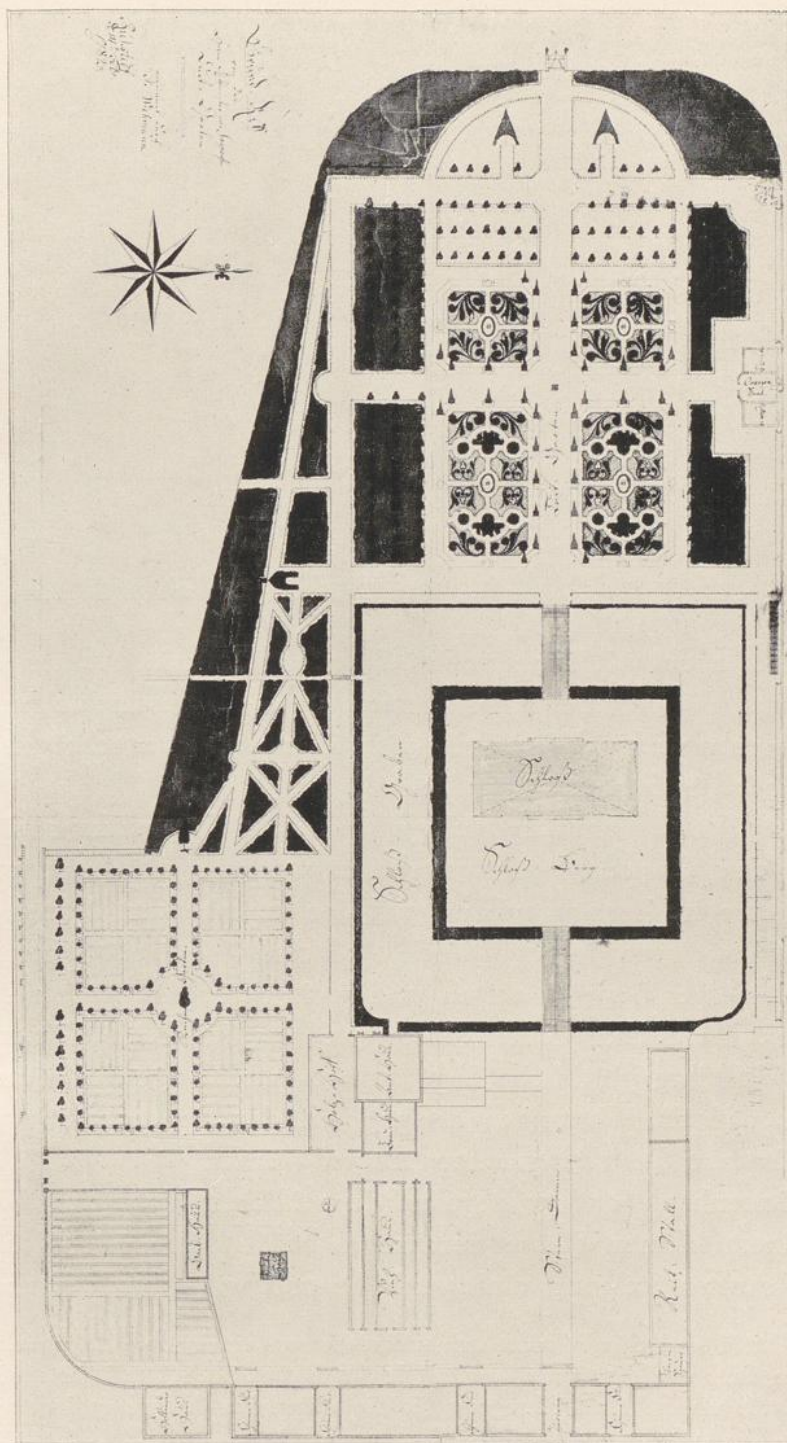


Abb. 81. Rühstädt. Alter Gartenplan



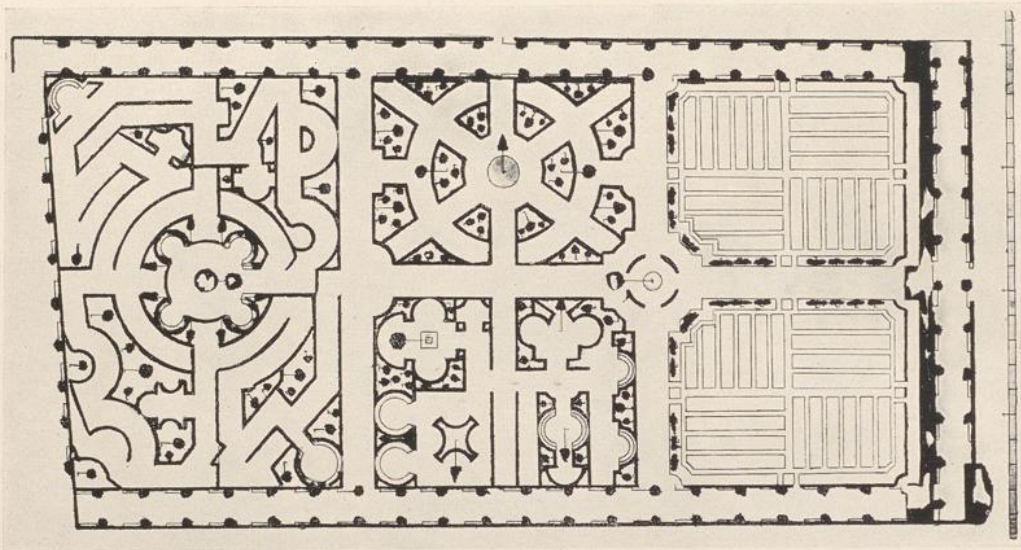


Abb. 82. Rühstädt. Alter Plan eines französischen Gartens

sische Vorbilder des 17. Jahrhunderts. Auch die starke Achsenbeziehung auf das Haus, die Verteilung der Parterres und die geschickte Anordnung der Wege — man vergleiche den glücklichen Anschluß des schrägen Teiles — sprechen stark für französischen Einfluß<sup>1</sup>.

Auch in Sandow und Trebichow sind ganz fraglos französische Gedanken in den Gartenanlagen verarbeitet worden. Die Art und Weise jedoch, wie sie in Zusammenhang mit der umgebenden Natur gebracht werden, ist so eigenartig, daß beide Anlagen, im Großen gesehen, ein völlig selbständiges Gepräge zeigen und so in besonders glänzender Weise zu Vertretern märkischer Gartenkunst werden. Für beide Gärten ist bezeichnend, daß ihre glückliche Lage außerordentlich geschickt ausgenützt worden ist, daß die Wirkungen der umgebenden Landschaft in entscheidender Weise zur Gestaltung herangezogen wurden.

Das Herrenhaus Sandow liegt auf der seitlichen Höhe eines Waldtales, das von einem kleinen Flusse durchzogen wird. Die öffentliche Straße umgeht in sanfter Steigung diese Anhöhe und wird durch starke Futter-

<sup>1</sup> Im Rühstädter Archiv befindet sich außerdem noch eine andere Zeichnung zu einem Garten, die in ihrer strengen Aufteilung mit Irrgarten usw. noch deutlicher auf Frankreich hinweist und die vielleicht als Anregung für die Rühstädter Anlage gedient haben mag. (Abb. 82, vgl. die Aufteilung der beiden Küchengärten.)



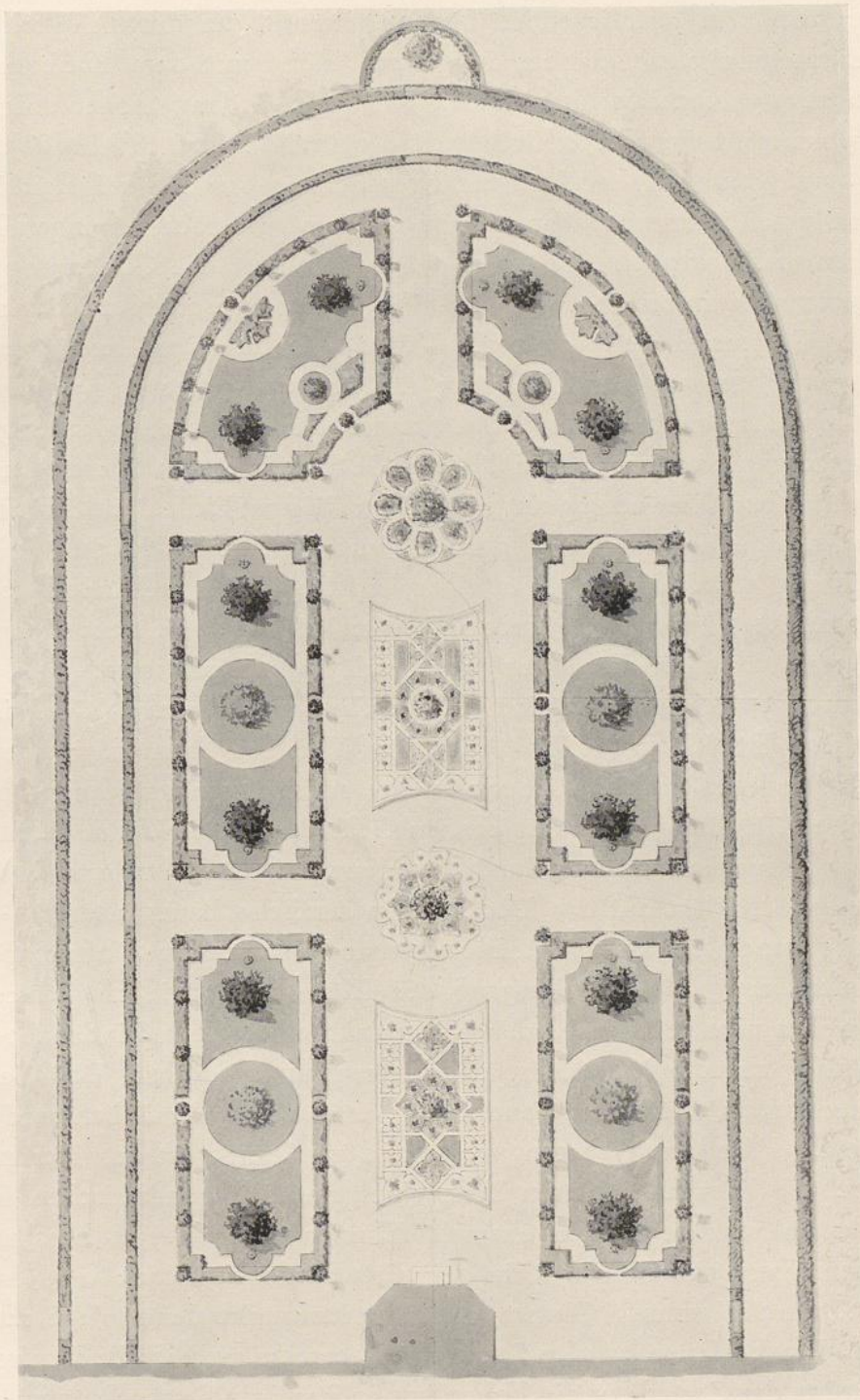


Abb. 83. Sandow. Plan des Hausgartens



mauern von dem hochliegenden Garten getrennt, der durch Aufschüttung und Einebnung des Geländes in gleiche Höhe mit dem Fußboden des Gartensaales gebracht wurde und als Grundform ein langgezogenes Rechteck mit halbkreisförmigem Abschluß nach der Straße zu zeigt (Abb. 83). Umrahmt wird er von hohen Laubengängen aus Buchen und aufgeteilt in drei Reihen Blumenparterres, die ihrerseits von breiten Buchsrabatten eingefasst sind. Taxodien und hochstämmige Rosen vervollständigen die Gliederung dieses Hausgartens, der in seiner räumlichen Wirkung von besonderer Schönheit ist.

Der Gartensaal und die große Vorhalle bilden den Zugang zu den Anlagen auf der anderen Längsseite des Hauses. Hier, vor der Hauptfront, liegt eine breite Terrasse, auf der wohl früher gleichfalls einige Parterres angeordnet waren. Davor fällt das Gelände in zwei weiteren Terrassen zu einer großen Wiese ab, die rings von alten Kiefern, Eichen und Buchen eingeraht wird. Diese weitere Umgebung ist architektonisch nicht gegliedert; ebensowenig wurde der jenseits einer leichten Höhe fließende Bach zur Gestaltung des Ganzen herangezogen. Man begnügte sich auf dieser Seite des Hauses, die reizvolle Natur durch sich wirken zu lassen.

Nicht weniger hervorragend als die Sandower Anlage (1734) ist der Garten von Trebichow (1758) (Abb. 84). Wird bei jenem aber eine stark hügelige Landschaft meisterhaft ausgenutzt, so ist dieser bezeichnend für die glänzende Gestaltung eines fast ebenen Geländes: Von Norden kommend, fährt der Besucher zunächst durch stundenweite Kiefernwälder. Plötzlich öffnet sich der Blick auf das Dorf, dessen ärmliche Bauernhäuser, — vielfach sogar noch aus Holz im Blockverband — von der Unfruchtbarkeit des Bodens zeugen. Am Ausgang des Dorfes steht die als achteckiger Pavillon aufgeführte Kirche, der Blickpunkt einer alten Lindenallee, die rechtwinklig auf die Mittelachse des Herrenhauses zuführt. Das Gelände fällt langsam ab, der dürre Sandboden verliert sich allmählich und wird zur Wiese. Hier, am Übergang von Sand zu Sumpf, ist das Herrenhaus errichtet. Es liegt im hinteren Teile eines ziemlich quadratischen Rechtecks, dessen vordere Hälfte ehemals Blumenparterres und beschnittene Kastanienreihen einnahmen. Ein seitwärts fließender Bach wird herbeigezogen, um im breiten Graben diesen Mittelpunkt der Anlage zu umrahmen. Ihn begleiten an den Seiten des Rechtecks niedrige Buchenhecken, die seitwärts der Gartenfront in hohen kuppelförmigen Buchenlauben enden.



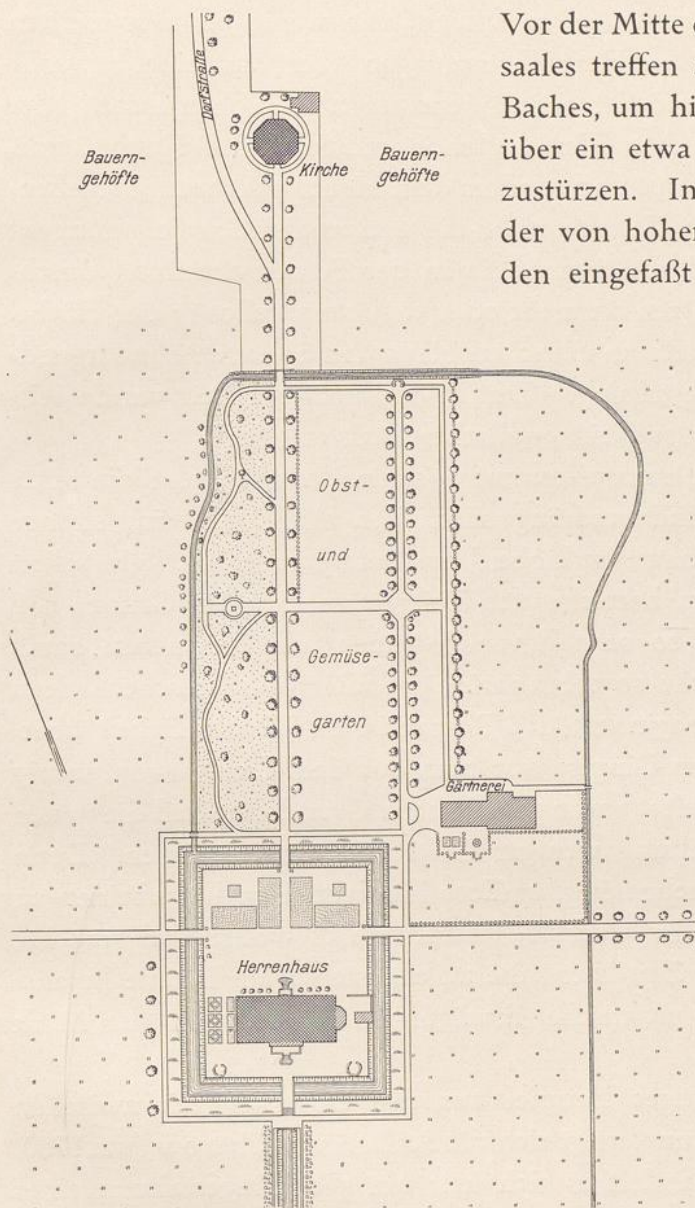


Abb. 84. Trebichow. Gartenplan

der Umgebung auf wenige, aber entscheidende Punkte und ließ im übrigen das schöne Bild der Landschaft wirken. — Das »Naturgefühl«, das ja sonst von den Anhängern des »landschaftlichen Gartens« ausschließlich für ihre Richtung beansprucht wird, findet sich hier in diesen beiden strengen Anlagen schon mit aller Deutlichkeit.

Vor der Mitte des hochliegenden Gartensaales treffen sich die beiden Arme des Baches, um hier vereinigt als Wasserfall über ein etwa  $1\frac{1}{2}$  m hohes Wehr hinabzustürzen. In einem geraden Kanale, der von hohen Erlen, Eschen und Linden eingefast wird, setzt der Bach sich

fort, um über die weiten Wiesen hin endlich in einem seitwärts liegenden See zu endigen. Auf den Wiesen selbst stehen nur wenige Erlengruppen. Ungehindert schweift der Blick vom Gartensaal über die grünen Flächen und den blauen See bis zu den dunklen Wäldern!

So verschieden nun auch die beiden Gärten von Sandow und Trebichow im einzelnen sind, ihr Gemeinsames liegt darin, daß bei einem verhältnismäßig sehr bescheidenen Aufwand eine allergrößte Wirkung erzielt wurde: Bei beiden beschränkte man die künstlerische Gestaltung



Im allgemeinen freilich ist es auffallend, wie wenig bei den meisten älteren, oft ganz großzügigen Herrenhausanlagen Wert auf eine reizvolle Umgebung gelegt wird. Höchst bezeichnend ist z. B. Hohenjehsar. Hier liegt das Herrenhaus zwischen Wirtschaftshof und See. Die Haupträume, auch der große Saal, sind samt und sonders dem Hof zugekehrt, alle Nebenzräume liegen seewärts; die Fassade zieht die entsprechenden Folgerungen: nur an der Hofseite wird die Symmetrie in der Fensterverteilung durchgeführt; an der Seefront sitzen sie mehr oder weniger regellos in der Fläche. So bleibt also der schmale Raum zwischen Haus und See auch ohne irgendwelche gärtnerische Ausgestaltung. Erst in viel späterer Zeit wurde seewärts, an dem Seeufer entlang ein englischer Park angelegt.

Die »englische Gartenkunst« kommt auch in der Mark um die Mitte des 18. Jahrhunderts auf und verdrängt rasch den alten Stil. Eine strenge Anlage, wie die von Neuhaus (vgl. oben) aus dem Jahre 1801, steht schon in völligem Gegensatz zum herrschenden Zeitgeschmack. Der Grund, daß die schönen alten Gärten so schnell verschwinden und den neuen Parks weichen müssen, liegt nicht so sehr darin, daß die Rousseauschen Ideen ihre Wirkung auszuüben beginnen, daß Romantik und Rührseligkeit überhand nehmen — von diesen Dingen war man auf dem Lande wohl wenig angekränkt — sondern vielfach war der einfache Grund der, daß die neuen Anlagen in ihrer Unterhaltung weniger Geld zu kosten schienen. Denn nun hatte man es nicht mehr nötig, endlose Heckenreihen beschneiden zu müssen, sondern konnte alles wachsen lassen, wie es wollte und brauchte nur im Winter, wenn man Zeit hatte, die zu eng stehenden Bäume herauszuschlagen. Für derartig praktische Erwägungen hat man in der Mark immer viel Sinn gehabt!

Als ein sehr eigenartiges Beispiel aus der Übergangszeit zwischen strenger und freier Gartenkunst zeigt sich die Anlage von Plessow (um 1780, Abb. 85). Anscheinend handelt es sich hier um die Umgestaltung eines Barockgartens in die neue Richtung. Die große, mit den merkwürdigen regelmäßigen Schlängelwegen umrahmte mittlere Rasenfläche hat aber sicher noch eine stark räumliche Wirkung gehabt; auch perspektivisch muß dieser Blick vom Hause aus recht interessant gewesen sein. Auffallend ist nur, wie wenig man es verstanden hat, den schönen, seewärts liegenden See mit einzubeziehen.



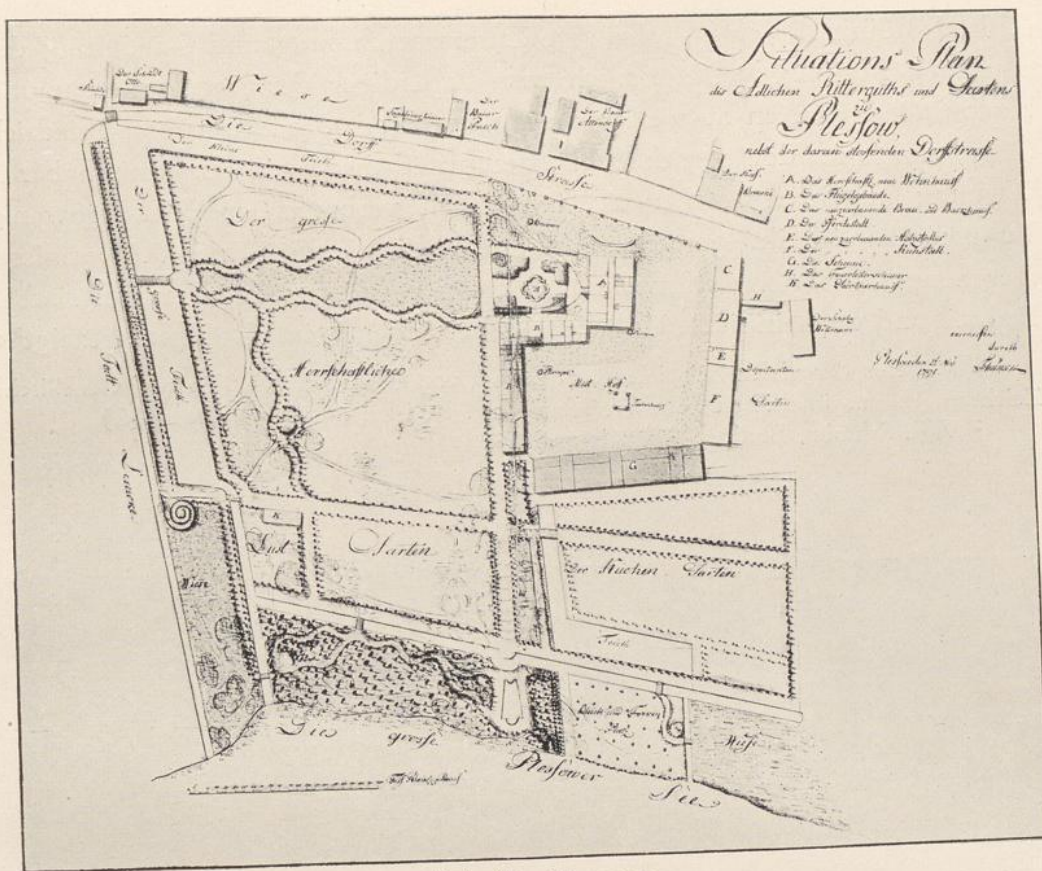


Abb. 85. Plessow

Der künstlerisch bedeutendste unter den rein landschaftlichen Gärten ist wohl der Park von Steinhöfel, den der Obermarschall von Massow in den Jahren 1790—1817 angelegt hat und der später vielfach als Vorbild für königliche Gärten gedient hat. (Vgl. das Gillysche Aquarell Abb. 86.) Hier ist vor allem die weitere Umgebung, Feld und Wald, durch sehr glücklich angeordnete Baumgruppen und Durchblicke in den eigentlichen Park mit einbezogen worden. Dieser selbst zeigt einen reizvollen Wechsel von Wiesenflächen, kleinen Gewässern und hohen in ihren Laubfärbungen gut zueinander abgestimmten Baumgruppen. Im übrigen finden sich auch hier Urnenstätten, Tempelchen, Hütten, diese charakteristischen Merkmale der Romantik.

Im allgemeinen aber zeigen die landschaftlichen Gärten dieser späten Zeit nicht mehr die Gestaltungskraft der alten strengen Anlagen. Ihnen



fehlt der Sinn für eine großzügige Zusammenfassung und Gliederung der einzelnen Motive<sup>1</sup>. »Ohne mich zum Verteidiger der eingekerkerten und beschnittenen Gärten aufwerfen zu wollen,« sagt der Zeitgenosse Friedrich Gilly, »kann ich den oft sehr lebhaft empfundenen Eindruck von erhabener Wirkung in vielen solchen Anlagen nicht verbergen, und ebensowenig leugnen, daß ich ihn gerade, so besonders bei neuern Gärten . . . vermissem. Der neue . . . Gartengeschmack hat sich in dem Übergange zu malerischer Freiheit und vermeintlicher Ungebundenheit mehr kleinlich als groß gezeigt<sup>2</sup>.«

<sup>1</sup> Als eins der vielen Beispiele mag der Park von Garzau dienen, den zwei Genellische Zeichnungen uns überliefert haben. (Abgebildet Kreiskalender Ob.-Barnim 26.)

<sup>2</sup> Vrgl. Schmitz, Berliner Baumeister S. 53.



Abb. 86. Schloß Steinhöfel bei Fürstenwalde. Aquarell von Friedrich Gilly



## DIE BAUMEISTER

Auch der Abschnitt über die Baumeister muß sehr kurz ausfallen; denn nur wenige Namen sind bekannt. Die aufgefundenen alten Originalpläne tragen mit zwei Ausnahmen keinerlei Unterschrift. Auch die Gutsarchive schweigen vollkommen, alte Akten sind überhaupt nur auf sehr wenigen Gütern noch zu finden, weil vielfach die Besitzer gewechselt haben; denn durch die zahlreichen Kriege, die über das Land dahingingen, wurde der Wohlstand mancher alter Familien vernichtet<sup>1</sup>. Auch das geringe Interesse vergangener Zeiten für historische Dinge wird eine große Rolle gespielt haben; viel mag ferner bei Bränden, Neu- und Umbauten verloren gegangen sein.

Der erste Name, der uns überliefert wird, ist der des Erbauers vom Sparrenschloß in Lichterfelde. Über dem Eingangsportale befand sich ehemals eine Inschrift, die v. Mörner<sup>2</sup> zitiert: »Ao. Dni. 1565 Die 26. Julii Arend et Christoff Frates de Sparr hanc Domun aedificare inceperunt in Ao. 1567 cum gratia Dei patris nostri Jesu Christi consummaverunt per Joachimum de Roncha ex Italia de manilia. Soli Deo Gloria. Renovat. in Ao. 1580.«

An dieser Inschrift nimmt v. Mörner allerdings starken Anstoß. Er hält Name und Herkunftsbezeichnung des Baumeisters für völlig unsinnig. Gestützt auf die »Nachrichten« von Nicolai schlägt er an Stelle des Roncha den Venezianer Francesco Chiaramelo vor, der von 1562–65 für den Bau der Festung Spandau angenommen worden war. Eine spätere Bestellung vom 26. Nov. 1573 hatte ihm der »Hofmeister« Christof Sparr entworfen.

Es scheint aber doch fraglich, ob man einen ausdrücklich genannten Namen gegen einen völlig anderen austauschen darf, der auch nicht den geringsten Anklang an ihn hat.

Beckmann gibt in seiner handschriftlichen Chronik Joachim de Rochow, also einen einheimischen märkischen Adelsnamen als den des Erbauers an. — Doch scheint es sich hier um einen Schreibfehler zu handeln<sup>3</sup>.

<sup>1</sup> Im Kreise West-Sternberg z. B. findet sich heutzutage keine einzige von den Familien des Großgrundbesitzes mehr vor, die am Ausgange des Siebenjährigen Krieges hier ansässig waren. — Die Güter in der Umgebung Berlins waren durch die Nähe der Hauptstadt naturgemäß einem raschen Besitzwechsel unterworfen.

<sup>2</sup> v. Mörner, Märkische Kriegsobersten des 17. Jahrhunderts.

<sup>3</sup> Weder Roncha noch Rochow sind bei Nicolai aufgeführt.



Rudolph Schmidt sieht in dem Maler und Baumeister Christof Römer (Romanus), der unter dem Vater der beiden Grafen Sparr mit dem Bau der Festung Spandau begonnen hatte, den Architekten von Lichterfelde<sup>1</sup>.

Die Pläne des im 19. Jahrhundert stark veränderten Schlosses von Hohenfinow sollen nach Schmidt von Nehring stammen<sup>2</sup>. Der Bauherr war der Generalmajor von Börstel, unter dessen Oberleitung Nehring eine zeitlang in Berlin stand<sup>3</sup>.

Andreas Schlüter hat wahrscheinlich die ersten Entwürfe zum Schlosse Prötzel geliefert. Der Bauherr, v. Kamecke, war derselbe, für den er das schöne »Landhaus« in der Dorotheenstraße (die heutige Loge) errichtet hat<sup>4</sup>. Doch ließen sich einwandfreie Tatsachen nicht feststellen. Sicher ist nur, daß das Schloß erst Ende der 20er Jahre des 18. Jahrhunderts, also lange nach Schlüters Sturz in Berlin, fertiggestellt wurde. (Prötzeler Kirchenbuch.) Sehr viele Einzelheiten sprechen dafür, daß während der langen Bauperiode durchgreifende Änderungen vorgenommen wurden. So fehlt in dem sehr geräumigen Hause jeder größere, saalartige Raum. Auch die heute veränderte, alte Treppenanlage muß merkwürdig kleinlich gewesen sein. Außerdem stehen die Dachformen an der Gartenseite in einem gewissen Gegensatz zur Fassadenaufteilung. Eine Abbildung des Schlosses, wie es nach einer Veränderung in den 70er Jahren des 18. Jahrhunderts aussah, bringt Hirschfeld in seiner »Gartenkunst«, Bd. 3. — Im 19. Jahrhundert fand dann nochmals ein weitgehender Umbau, vor allem des Äußeren durch Stüler statt. — So kann man heute von dem ursprünglichen, sicher sehr großzügigen Baugedanken keinen ganz klaren Eindruck mehr erhalten.

<sup>1</sup> Rudolph Schmidt, das Finowtal in Sage und Geschichte, Sitte und Brauch. Freienwalde 1924.

<sup>2</sup> Rudolph Schmidt, Schloßwanderungen im Ober-Barnimer Land. (Ob. Barnimer Kreiskalender für 1925.)

<sup>3</sup> Ein Zufall hat die Namen der Ausführenden überliefert: Der örtliche Maurermeister war Johann Abel. Ein Teil der Maurer waren Soldaten, wohl von Börstels Regiment abkommandiert, wie auch die Oberaufsicht solchen übertragen war. So sind der Fähnrich und magdeburgische Stadtmajor Gottfried Bierwirth und seit 1682 der Leutnant J. S. Müller Bauleiter gewesen. Diese Stellung hatte vorher, 1670, C. Rynart inne gehabt. Für die Stuckarbeiten wurden Joh. Betun aus Italien und Franz Antoni, »kurf. brand. Stocketure« aus Schwedt herangezogen; die Gipser arbeiteten unter ihrem Meister Joh. Senior, der Bildhauer war Elias Ruß. Außerdem wird noch ein holländischer Tischler und Treppenmacher Wilh. Hober erwähnt. (Passow, ein märkischer Rittersitz S. 106.)

<sup>4</sup> Vrgl. auch R. Schmidt, die Herrschaft Eckardstein, Freienwalde 1926.



Auch die Urheberschaft für die beiden schönen Häuser Groß-Kreutz und Zützen war durch den Mangel an alten Akten nicht nachzuweisen. Daß Knobelsdorff der Architekt war, wie die Überlieferung behauptet, ist unzutreffend; denn der war bereits 1753 gestorben. Zützen aber ist 1754 und Groß-Kreutz gar erst 1765 erbaut. Ob der Berliner Oberbaudirektor F. W. Dietrichs, der Schüler Knobelsdorffs, wenigstens als der Baumeister von Groß-Kreutz anzusehen ist, wie Kania<sup>1</sup> glaubt, muß durch das Fehlen an sicheren Belegen dahingestellt bleiben.

Von dem Gartenarchitekten Müntherus, der den alten Garten in Meseberg angelegt hat, ist wiederum nichts weiter als der Name erhalten, der in der temperamentvollen Inschrift eines Gartenpavillons genannt wird.

Vom Herrenhausbau in Balkow ist noch der Baukontrakt<sup>2</sup> vorhanden. Hier wird der Maurermeister Scholz aus Liebthal als Baumeister genannt. War er nicht nur der Ausführende, sondern auch der entwerfende Architekt, so macht ihm die Balkower Fassade alle Ehre!

Bei den meisten märkischen Herrenhäusern wird man ja überhaupt mit Sicherheit annehmen dürfen, daß sie nur von Maurer- und Zimmermeistern der umliegenden, kleinen Landstädte herrühren. Die stark provinzielle Architektur von Häusern wie Kemnath und Reitzenstein z. B. läßt sicher auf nur einheimische Kräfte schließen; dagegen stammt Diedersdorf mit seinen ganz ausgezeichneten Proportionen und den in großer Feinheit durchgebildeten Einzelheiten fraglos von einem Berliner Architekten, der wahrscheinlich mit dem Gillykreise in Fühlung stand.

Überhaupt finden wir um den Ausgang des 18. Jahrhunderts herum eine ganze Anzahl Berliner Architekten auf dem Lande tätig. David Gilly baut nach 1790 Steinhöfel für den Hofmarschall v. Massow, 1797 Paretz für die Königin Luise und noch vor 1797 (nach Schmitz 1803) Klein-Machnow für den Herrn v. Hake; auch Gütergotz, dessen Entwurf seinen Namen trägt, fällt wohl in diese Jahre. Cr. Genelli errichtet 1804 das

<sup>1</sup> Kania, das Herrenhaus von Groß-Kreutz. (Aufsatz in der Potsdamer Tageszeitung vom 28. Mai 1927.) Die Deckenmalereien des Gartensaaes schreibt Kania Bernhard Rohde zu, dem gleichen Maler, der auch in Meseberg tätig gewesen ist; die Architekturmalereien an den Wänden (Abb. 21 d) dagegen dem Theatermaler Friedrichs des Großen, K. F. Fechhelm.

<sup>2</sup> Kdkm. West-Sternberg.



Schloß in Ziebingen; Gentz entwirft das Herrenhaus in Steglitz 1808<sup>1</sup>. Für Neuhaus (1801) fertigt ein Potsdamer Baumeister die Zeichnung an.

Schinkel hat, wie oben erwähnt, wohl nur Umbauten an einzelnen Herrenhäusern vorgenommen; so in Tegel, Buckow, Neu-Hardenberg und Friedersdorf. —

Man mag es nun bedauern, daß so wenig von den alten Baumeistern überliefert ist, daß gerade von den schönsten Häusern wie Trebichow, Meseberg, Groß-Kreutz, Zützen und Diedersdorf niemand weiß, wer sie gebaut hat. Und doch liegt in dieser Namenlosigkeit ein gewisser Reiz; denn auch in ihr zeigt sich die große Gemeinsamkeit des architektonischen Empfindens, das die alte Baukultur beseelt und sie letzten Endes zu ihrer Höhe erhebt; zu einer Höhe, in der die hervorragendsten Leistungen uns nur als die schönsten der zahllosen Blüten eines hohen Baumes erscheinen; dessen Wurzeln aber streben tief in das Erdreich des heimatlichen Bodens!

<sup>1</sup> Die im märkischen Museum befindlichen Originalzeichnungen tragen die Jahreszahl 1808 und die Unterschrift von Gentz. Der Bau stammt also nicht, wie Schmitz behauptet, von D. Gilly.

## SCHLUSSBEMERKUNG

Aus den bereits erschienenen Bänden der »Kunstdenkmäler der Provinz Brandenburg« stammen folgende Abbildungen: 2, 3, 4, 7, 8, 13, 14, 18b, 20b, 20c, 25, 31a, 31b, 40a, 40b, 42, 47, 52a, 54b, 54c, 60, 61, 67, 79, 84.

Aus dem unveröffentlichten Material des brandenburgischen Denkmalarchivs: 44 Ansicht, 56, 59a, 59b, 69, 71, 72, 77.

Eigene Aufmessungen des Verfassers sind folgende Abbildungen 6 Grundriß, 9, 10b—d, 11, 16, 19a, 20a, 21a, 23 Ansicht, 27, 28a Dachgeschoß, 29a Ansicht, 30, 32, 36, 37, 43d, 44, 46a, 48, 50a, 51, 62.

Eigene Aufmessungen unter teilweiser Mitbenutzung vorhandener Pläne: 1, 10a, 22, 26a Grundriß, 35.

Nach vorhandenen Plänen aus den betreffenden Gutsarchiven: 15, 17a, 18a, 23 Grundriß, 24, 26a Ansicht, 28a Erdgeschoß, 28b, 29 Grundrisse, 33 Grundrisse, 34, 38, 39, 41a—d, 45a, 45b, 49, 52, 55a Photo., 58, 80—83 und 85.

Die Abbildungen 63 und 64 stammen aus dem unveröffentlichten Material des Märkischen Museums. Die Abbildungen 5 und 53a sind Rekonstruktionsversuche von Eichholz, Abb. 12a, b ist eine Aufnahme des Landesbauamtes der Provinz Brandenburg, die Abbildung 66a ist nach einem alten Aquarell aus dem Besitze des Obergeneralarztes der Marine a. D. Dr. Bonte angefertigt.

Vom Denkmalsarchiv der Provinz Brandenburg wurden für diese Arbeit folgende Photographien an Ort und Stelle aufgenommen: 6, 17b, 19b—c, 21b—d, 26b, 28c—d, 33 Ansicht, 41e—f, 43b—c, 46b—c, 50b, 55b, 57a—b, 66b, 70, 73, 74, 76 und 78. Nach alten Bildern in den betreffenden Herrenhäusern die Abbildungen 43a und 55a.

Für die lebenswürdige Erlaubnis, die alten Pläne und Bilder in meiner Arbeit veröffentlichen zu dürfen, spreche ich an dieser Stelle den betreffenden Besitzern nochmals meinen verbindlichsten Dank aus!

Zu ganz besonderem Danke aber bin ich dem brandenburgischen Denkmalsarchiv verpflichtet, dessen großzügige Unterstützung mir die lange Reihe der zuletzt genannten Abbildungen verschafft hat!

Der Verfasser



# L I T E R A T U R V E R Z E I C H N I S

- Beckmann, J. Chr. Handschriftliche Chronik der Mark Brandenburg. Stadtarchiv, Berlin. Handschriftenabteilung.
- Bergau, R. Inventar der Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Brandenburg, Berlin 1885.
- Berghaus, H. Landbuch der Mark Brandenburg. Brandenburg 1856.
- Bernoulli, J. Reisen durch Brandenburg, Pommern usw. Leipzig 1779–80.
- Bruchmüller, W. Die Folgen der Reformation und des 30jährigen Krieges für die ländliche Verfassung usw. Crossen 1897.
- Burger, F. Die Villen des Andrea Palladio. Leipzig 1909.
- Decker, P. Fürstlicher Baumeister. Augspurg 1711.
- Döbber, A. Heinrich Gentz, ein Berliner Baumeister um 1800, Berlin 1916.
- Duncker, A. Ländliche Wohnsitze, Schlösser und Residenzen der ritterschaftlichen Grundbesitzer der preuß. Monarchie. Berlin 1857–1880.
- Färber Das Schloß Klein-Machnow, ein Lehmbau. Zentralblatt der Bauverwaltung 1920, S. 177–78.
- Fidicin, E. Die Territorien der Mark Brandenburg. Berlin 1857–1864.
- Fontane, Th. Wanderungen durch die Mark Brandenburg.
- Fuchs, K. J. Der Untergang des Bauernstandes und das Aufkommen der Gutsherrschaften. Straßburg 1888.
- Gilly, D. Handbuch der Landbaukunst. Berlin 1798.
- Gilly, D. Nützliche Aufsätze, die Baukunst betreffend, Berlin 1797.
- Großmann, F. Über die gutsherrlich-bäuerlichen Rechtsverhältnisse in der Mark Brandenburg vom 16.–18. Jahrhundert. Leipzig 1890.
- Gutth, A. Das Berliner Wohnhaus. Berlin 1917.
- Hintze, O. Die Hohenzollern und ihr Werk, Berlin 1915.
- Hirschfeld, C. C. L. Theorie der Gartenkunst, Leipzig 1779.
- Joachim und Klinkenborg Familiengeschichte des gräfl. Finck v. Finckensteinschen Geschlechtes.
- Klöppel, O. Heimische Bauweise in der Mark Brandenburg, Berlin 1910.
- Knapp, G. F. Die Bauernbefreiung und der Ursprung der Landarbeiter in den älteren Teilen Preußens. Leipzig 1887.
- Koch, H. Sächsische Gartenkunst, Berlin 1910.
- Die Kunstdenkmäler der Provinz Brandenburg Kreis West-Prignitz, Ost-Prignitz, West-Havelland, Ruppiner, Prenzlauer, Luckauer, Lebus, West-Sternberger, Crossener, Berlin 1907.
- Mebes, P. Um 1800. München 1908.
- Moeller van den Bruck Der preußische Stil, München 1916.
- v. Möner, Th. Märkische Kriegsobersten des 17. Jahrhunderts. Berlin 1861.
- Nicolai, F. Nachrichten von den Baumeistern, Bildhauern usw., welche in und um Berlin sich aufgehalten haben. Berlin und Stettin 1786.
- Odebrecht, Th. Die Verhältnisse des märkischen Adels im 16. und 17. Jahrhundert. (Märkische Forschungen Bd. II.)
- Passow, S. Ein märkischer Rittersitz. Eberswalde 1907.
- Riedel, A. F. Von dem Unterschiede zwischen den beschlossenen und unbeschlossenen Geschlechtern der brandenburgischen Ritterschaft. (Märkische Forschungen Bd. I.)
- Schmerber, H. Studie über das deutsche Schloß und Bürgerhaus im 17. und 18. Jahrhundert. Straßburg 1902.
- Schmidt, R. Das Finowtal in Sage und Geschichte, Sitte und Brauch. Freienwalde 1924.
- Schmidt, R. 6 Höhendörfer im Kreise Ober-Barnim (Freienwalde 1926).
- Schmidt, R. Die Herrschaft Eckardstein (Freienwalde 1926).
- Schmidt, R. Kreiskalender von Ober-Barnim 1925 und 1926.
- Schmitz, H. Berliner Baumeister vom Ausgang des 18. Jahrh. Berlin 1914.
- Schmitz, H. Schloß Paretz. Berlin 1919.
- Spatz, W. Der Teltow. Berlin 1905–1912.
- Sturm, L. C. Civilbaukunst. Augspurg 1721.



Druck  
Emil Herrmann sen.  
in Leipzig











19. Jan. 2006





GHP: 03 MQ13147



P  
03

MÄRKISCHE HERRENHAUSER AUS ALTER ZEIT

MQ  
13 147